Simon Ganahl

KARL KRAUS UND PETER ALTENBERG

EINE TYPOLOGIE MODERNER HALTUNGEN



konstanz|university press



Simon Ganahl, geboren 1981, ist Forschungsstipendiat (APART) der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und Lehrbeauftragter am Institut für Germanistik der Universität Wien sowie am Historischen Seminar der Universität Zürich.

Simon Ganahl

Karl Kraus und Peter Altenberg
Eine Typologie moderner Haltungen

Konstanz University Press

Gefördert durch die Österreichische Akademie der Wissenschaften: DOC 22134 und veröffentlicht mit Unterstützung des Austrian Science Fund (FWF): PUB 230-V23

Umschlagabbildung:
Karl Kraus und Peter Altenberg im Adriatischen Meere!
Quelle: Houghton Library, Harvard University (Spaulding Fund *68M-60)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

(Konstanz University Press ist ein Imprint der
Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG,
Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)

www.fink.de | www.k-up.de

Einbandgestaltung: Eddy Decembrino, Konstanz
Printed in Germany.
Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, Paderborn

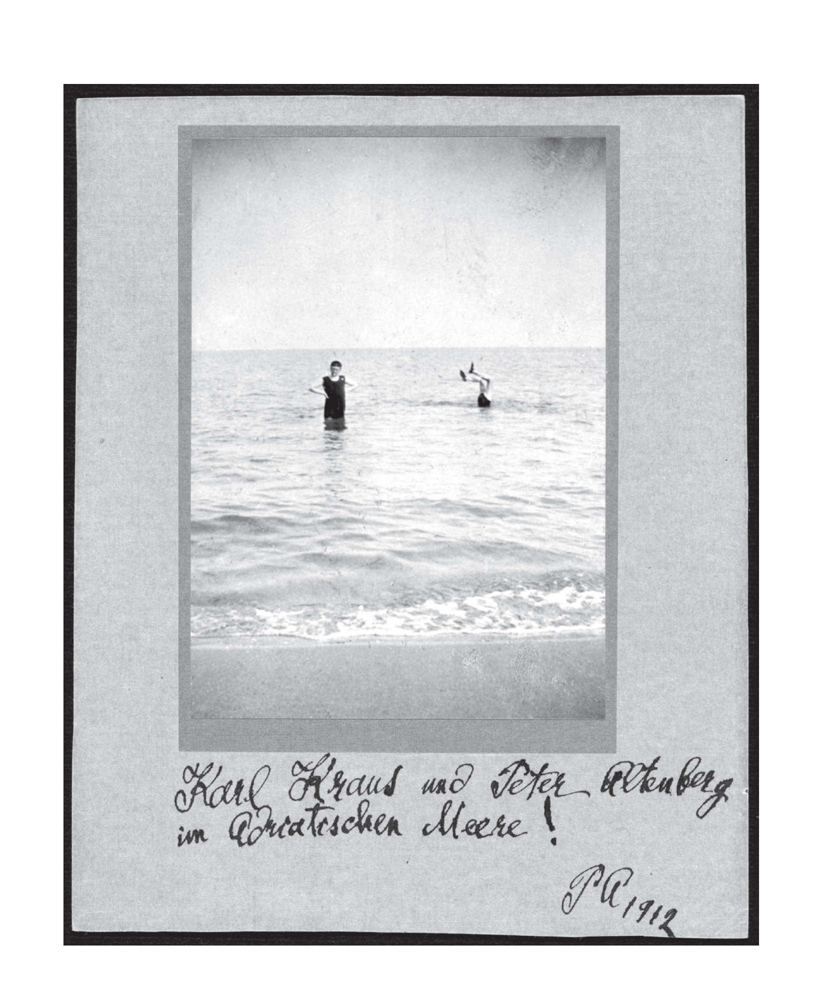
E-Book ISBN 978-3-86478-059-2
ISBN 978-3-86253-059-5

Inhalt

VIERTENS
P. A. 119–212

FÜNFTENS
Dialog 213–221

ANHANG
Quellen 223–236


Karl Kraus und Peter Altenberg
im Adriatischen Meere!
PA 1912

Karl Kraus und Peter Altenberg im Adriatischen Meere! Die Beschriftung bezeichnet die Fotografie als ein Abbild von zwei Personen, die Karl Kraus und Peter Altenberg heißen. Sie befinden sich in jenem Teil des Mittelmeers, der zwischen Italien und dem Balkan liegt. Der Signatur zufolge wurde der Text 1912 von »PA« geschrieben. Stammt die Aufnahme aus demselben Jahr? Um diese Frage zu beantworten, muss sich der Blick vom Bild lösen. Der hellgraue Karton, dessen Rückseite den Stempel von Georg Engländer aus Wien trägt, steckt in einer gelben Aktenmappe, die zu einer größeren Sammlung gehört, nämlich der German Culture Collection der Houghton Library. Am 20. November 1968 gelangte ein Dutzend Manuskripte in den Besitz der kleinen Bibliothek auf dem Campus der Harvard University, darunter die Fotografie von **»Karl Kraus und Peter Altenberg im Adriatischen Meere!«**[1] In der Dokumentation ist sie als literarisches Autograf vermerkt, das von Walter Grossmann, einem Bibliothekar und Historiker, angekauft wurde. Über die Entstehung finden sich dort keine Angaben.

Karl Kraus und Peter Altenberg sind österreichische, genauer gesagt, Wiener Schriftsteller: jener lebte von 1874 bis 1936, dieser von 1859 bis 1919. Sie waren Freunde, schreiben die Biografen.[2] Den Sommer des Jahres 1913 verbrachte Altenberg am Lido von Venedig, wo ihn Kraus besuchte. Es wurden Fotos gemacht. Das Bild von den beiden im Meer bestätigt und bezweifelt diese Erzählung. Es stellt keinen Zusammenhang dar, sondern setzt einen Unterschied in Szene. Anstatt sich anzulächeln, vielleicht den Arm auf die Schulter gelegt, wie es Freunde im Moment der Aufnahme gerne tun, verkehrt sich der eine im anderen. Kraus steht da, in Schrittstellung, das rechte Bein und die Hüfte vorgeschoben, stabil auf die Arme gestützt, wirft er Blick und Schatten der Kamera zu. Eine weibliche Figur, so trotzig verdreht, aber die Lupe lässt den mönchischen Haarschnitt und die Zigarette erkennen, die im strengen Ausdruck hängt, als wäre es möglich, im Badeanzug Würde zu bewahren. Altenberg hingegen kopfüber in der Adria, nur die weißen, dürren Beine sind zu sehen. Einen Augenblick mag der schräge Stand halten, bevor die Badeschuhe aufs Wasser klatschen und zuerst der Glatzkopf, dann der Schnurrbart wieder auftaucht. Schließlich der Schriftzug, der ausladend und feierlich eine Clownerie benennt, die sich allem Anschein nach 1913 ereignete. Warum datiert die Legende vom Jahr davor? Und wer zeichnet als PA?

1 Sämtliche Fettdrucke stammen von mir. Die hervorgehobenen Wörter, die auch im Inhaltsverzeichnis angeführt werden, sollen das Buch strukturieren und den Überblick erleichtern.

2 Vgl. etwa Edward Timms: *Karl Kraus. Satiriker der Apokalypse. Leben und Werk 1874–1918.* Übers. v. Max Looser und Michael Strand. Frankfurt a. M. 1999, und Andrew Barker: *Telegrammstil der Seele. Peter Altenberg – Eine Biographie.* Wien u. a. 1998 (= Literatur und Leben, Bd. 53).

Von einem Buch mit dem Titel *Karl Kraus und Peter Altenberg* kann man sich eine Klärung der Frage erwarten, wie sich die Leben und Werke der beiden Autoren kreuzten, verschlangen und voneinander lösten. Eine Doppelbiografie sozusagen, die etwa 1895 begänne, als Kraus Texte von Altenberg an den S. Fischer Verlag in Berlin sandte, und rund zwanzig Jahre später enden würde. Denn im Ersten Weltkrieg trennten sich die Wege des pazifistischen Publizisten, der *Die letzten Tage der Menschheit* verfasste, und des patriotischen Poeten der Sammlung *Nachfechsung*. Eine literarische Freundschaft, die zwar ansatzweise untersucht wurde,[3] deren umfassende Darstellung aber noch aussteht. Ich kann und will diese Lücke nicht ausfüllen. Was mich an Karl Kraus und Peter Altenberg interessiert, sind die modernen Haltungen, die sich in ihren Schriften ausdrücken. Deshalb wollte ich verstehen, wo diese Typen herstammen, wie sie in Erscheinung treten und welche Entwicklung sie ankündigen. Das Bild vom Lido ist nicht nur eine Momentaufnahme, sondern ein Diagramm, in dem sich die historische Wirklichkeit verdichtet. Abgesehen von Karl Kraus und Peter Altenberg, zeigt es auch K. K. und P. A., die mehr als Persönlichkeiten der österreichischen Geschichte sind, Akteure und Aktanten zugleich. Es wurde 1913 gemacht, aber schon 1912 signiert, was den Schluss nahelegt, dass die Typologie ihre eigenen Fakten schafft.

– + –

Warum so ein Theater aufführen? Es mag widersprüchlich erscheinen, die Gründe in der eigenen Biografie zu suchen. Als gewöhnlicher Mensch ist man allerdings von Einflüssen geprägt, die durchaus konventionell sind. Ein Ich namens Simon Ganahl ist tatsächlich zusammengesetzt, mehr Interface als Monolith, weshalb der folgende Exkurs keine Einzigartigkeit beweisen soll. Es wird vielmehr angedeutet, welche Bedingungen die Entstehung dieser kulturgeschichtlichen Studie ermöglichten. Die Arbeit geht auf einen Ministranten zurück, der die Bilder an der Kirchendecke zu oft angesehen hatte und sich aus Langeweile entschloss, den Predigten zu folgen. Sonntag für Sonntag nahm der Pfarrer das vorgelesene Zitat aus dem Evangelium auf und bezog es auf eine Stelle des Alten Testaments: Jesus, so lautete die Botschaft, sei in die Welt gekommen, um das mosaische Gesetz zu erfüllen! Dem Jungen blieben weniger die Geschichten in Erinnerung als das Verfahren, von dem der Pfarrer, der für sein dörfliches Amt zu gescheit war, später behauptete, dass es sich um eine **»typologische Exegese«** handle. Im Gymnasium lernte der ehemalige Messdiener, wie Gedichte und Romane auszulegen seien. Gegeben war eine

3 Vgl. Andrew Barker u. Leo A. Lensing: *Peter Altenberg: Rezept die Welt zu sehen.* Wien 1995 (= Untersuchungen zur österreichischen Literatur des 20. Jahrhunderts, Bd. 11), S. 209–217; Heinz Lunzer u. Victoria Lunzer-Talos (Hg.): *Peter Altenberg. Extracte des Lebens. Einem Schriftsteller auf der Spur.* Salzburg u. a. 2003; Burkhard Spinnen: »Karl Kraus und Peter Altenberg«. In: *Kraus Hefte.* Nr. 34/1985, S. 1–8.

beliebige Passage, die es als Wirkung einer Reihe von Ursachen zu beschreiben galt. Dem Schüler wurde es schwer ums Herz, weil ihn die schönen Texte nun immer zum traurigen Leben jener Personen führten, die sie geschrieben hatten. Als er nach dem Umweg wieder zum Text zurückfand, waren die Stellen, von denen er ausgegangen war, wie kaltgestellt. Er wusste, warum sie dastanden, und legte das Buch zur Seite. Es hatte nicht mehr in ihm verändert als die Mitteilung des Geschichtslehrers, dass der Erste Weltkrieg ausbrach, weil Erzherzog Franz Ferdinand am 28. Juni 1914 in Sarajevo erschossen wurde. Was sich der Schüler wünschte, war eine Möglichkeit, literarische Texte in der Art zu lesen, wie der Pfarrer das Neue Testament gelesen hatte: als Ausdruck einer Lebensform, die irgendwo herkam, in einer bestimmten Situation aktualisiert wurde und den Leser zu ihrer Erfahrung verpflichtete. Nennen wir diese Lesart performativ.[4]

Auf der Universität führte man den »Tod des Autors«[5] im Mund. Seine Absichten erforschten nur mehr ergraute Professoren, an deren Weltanschauung die sogenannte *French Theory* nicht gerüttelt hatte. Der Student freute sich über die Befreiung von der biografischen Kausalerklärung, bemerkte aber, dass auch das Wort »schöpferisch« an Kraft verlor. So ließen sich mit der Diskursanalyse von Michel Foucault zwar die »institutionellen *Plätze*«[6] untersuchen, die historische Sprecher einnehmen konnten. Dem Verfahren, regelmäßige Aussagen in Textserien zu beschreiben, stand jedoch der Eindruck gegenüber, dass sich künstlerische Werke gerade nicht in diese Ordnungsmuster fügen. Literatur leistet im Gegenteil, was Foucault methodisch ausgeschlossen hatte,[7] nämlich eine **Archäologie der Gegenwart**. Im Idealfall zeichnen sich ihre Schriften durch ein zeitgenössisches Diskursbewusstsein aus und sind in der Lage, die Strukturen des Sagbaren aufzubrechen. Auch wenn die gleichen Aussagen wie in wissenschaftlichen oder medialen Texten auftauchen, unterscheiden sich die Haltungen zum Gesagten: Literatur zitiert und montiert Äußerungen, parodiert und ironisiert Sprecherrollen. Es handelt sich um ein bewusstes Spiel der Masken, in dem die festgelegten Subjektpositionen nicht brav besetzt, sondern hinterfragt und verändert werden.

Foucault hob diese Widerständigkeit in dem Buch *Die Ordnung der Dinge* von 1966 ausdrücklich hervor: Inmitten geregelter Wissensformen würden literarische

4 Den Ausdruck »performative Lektüre« für dieses idiosynkratische Verfahren verdanke ich meinem Freund Mathias Schönher. Wenn in der Literaturwissenschaft von Performativität die Rede ist, liegt der Fokus zumeist auf den Vollzugsbedingungen der künstlerischen Texte, vgl. etwa Cornelia Herberichs u. Christian Kiening (Hg.): *Literarische Performativität. Lektüren vormoderner Texte.* Zürich 2008. Ich spreche hingegen von einer Lesart, die insofern dem unterhaltenden Konsum und der distanzierten Reflexion widerspricht, als ihr Vollzug eine Selbstveränderung erfordert und bewirkt.

5 Roland Barthes: »Der Tod des Autors«. In: Roland Barthes: *Das Rauschen der Sprache.* Übers. v. Dieter Hornig. Frankfurt a. M. 2006 (= Kritische Essays, Bd. IV), S. 57–63.

6 Michel Foucault: *Archäologie des Wissens.* Übers. v. Ulrich Köppen. Frankfurt a. M. 1981, S. 76.

7 Vgl. Michel Foucault: *Archäologie des Wissens*, S. 189.

Werke ihre »Autonomie« bewahren und eine Art »Gegendiskurs« entwickeln.[8] »Die Literatur«, heißt es dann im Jahr 1977, »bildet also einen Teil dieses großen Zwangssystems, wodurch das Abendland das Alltägliche genötigt hat, sich zu diskursivieren; aber sie nimmt darin einen besonderen Platz ein: verbissen das Alltägliche unterhalb seiner selbst zu suchen, die Grenzen zu durchbrechen, brutal oder hinterlistig die Geheimnisse zu lüften, die Regeln und die Codes zu verschieben, das Uneingestehbare sagen zu machen […].«[9] Das Zitat stammt aus dem Artikel *Das Leben der infamen Menschen*, den Gilles Deleuze ein »Meisterwerk« nannte, weil der Text eine Öffnung, einen Aufbruch markiert.[10] Foucault hatte in seinen historischen Studien jene Strukturen aus Wissen und Macht beschrieben, die das Leben der modernen Menschen bestimmen. Nun erscheint die Frage, welcher Spielraum trotzdem bleibt. Wie kann man den Machtbeziehungen entgehen oder ihre Effekte verkehren? Er sprach von der Kritik als einer »Kunst nicht dermaßen regiert zu werden«[11] und fand ihre Praxis im alten Griechenland. Die antiken Philosophen übten Grundsätze ein, die sie als wahr erkannt hatten, bis ihr Verhalten diesen Prinzipien genügte.[12] Es sind Techniken der Subjektivierung, die Ethos schaffen, das heißt selbstbestimmte Lebenshaltungen.

Die Rede von der »Ästhetik der Existenz«[13] will kein *l'art pour l'art* zum Ausdruck bringen, sondern einen künstlerischen Prozess, der ein widerständiges Selbst formt. In dem späten Aufsatz *Was ist Aufklärung?* schreibt Foucault, dass man erforschen müsse, »wie die Haltung der Modernität seit ihrer Ausbildung sich im Kampf mit den Haltungen einer ›Gegenmoderne‹ befand.«[14] Als Methode dieser Analyse nennt er die Archäologie, die in einer vergangenen Situation feststellt, nach welchen Regeln sich wahre Aussagen treffen lassen. Ihre Perspektive sei jedoch die Genealogie im Sinn Nietzsches, weil das Ziel darin besteht, anders zu denken, anders zu handeln und anders zu sein, als es die etablierten Dispositive vorgeben.[15]

8 Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften.* Übers. v. Ulrich Köppen. Frankfurt a. M. 1974, S. 76.

9 Michel Foucault: »Das Leben der infamen Menschen«. Übers. v. Hans-Dieter Gondek. In: Michel Foucault: *Schriften zur Literatur.* Frankfurt a. M. 2003, S. 314–335, hier: S. 334.

10 Gilles Deleuze: »Ein Porträt Foucaults«. In: Gilles Deleuze: *Unterhandlungen. 1972–1990.* Übers. v. Gustav Roßler. Frankfurt a. M. 1993, S. 147–171, hier: S. 156.

11 Michel Foucault: *Was ist Kritik?* Übers. v. Walter Seitter. Berlin 1992, S. 12.

12 Vgl. zur *askesis* als »Wahrheitspraxis« Michel Foucault: *Hermeneutik des Subjekts. Vorlesung am Collège de France (1981/82).* Übers. v. Ulrike Bokelmann. Frankfurt a. M. 2004, S. 389ff.

13 Michel Foucault: *Der Gebrauch der Lüste.* Übers. v. Ulrich Raulff u. Walter Seitter. Frankfurt a. M. 1989 (= Sexualität und Wahrheit, Bd. 2), S. 118.

14 Michel Foucault: »Was ist Aufklärung?« Übers. v. Hans-Dieter Gondek. In: Michel Foucault: *Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst.* Frankfurt a. M. 2007, S. 171–190, hier: S. 178f.

15 Vgl. Michel Foucault: »Was ist Aufklärung?«, S. 186. Zu Foucaults Begriff des *dispositif* vgl. Gilles Deleuze: »Was ist ein Dispositiv?« In: Gilles Deleuze: *Schizophrenie und Gesellschaft. Texte und Gespräche von 1975 bis 1995.* Hg. v. Daniel Lapoujade. Übers. v. Eva Moldenhauer. Frankfurt a. M. 2005, S. 322–331.

Im Anschluss an diesen Forschungsplan untersuche ich erstens den archäologischen Schnitt und zweitens die genealogische Linie, die K. K. und P. A. vollziehen. Denn ihre Schriften hinterfragen nicht nur im Detail, was zeitgenössisch als Wahrheit verstanden wurde, sondern versuchen, die Grenzen des Sagbaren zu verlegen, indem historische Existenzweisen schreibend in die jeweilige Gegenwart überführt werden. Mit dem Begriff **»Typus«** ist also kein Durchschnittsmensch und noch weniger ein Genie gemeint. Er bezeichnet, allgemein gesagt, eine ethische Ahnenreihe und im konkreten Fall eine Haltung der Modernität im Kampf mit Haltungen einer Gegenmoderne. Methodisch gesehen, folge ich zwar Ansätzen wie der »Poetologie des Wissens« und dem *New Historicism*,[16] um den wechselseitigen Austausch zwischen künstlerischen Texten und sozialen Kontexten zu beschreiben, richte das Augenmerk aber auf die Frage, wie sich die Kunstwerke gegen die Beschränkungen ihrer Kultur zur Wehr setzen. Die Ansicht, dass sich die Literatur durch ihre Fiktionalität von anderen Diskursen abhebt,[17] kann ich nicht teilen, weil die Aussagen in Forschungsberichten, Leitartikeln oder Tagebüchern ebenfalls fingiert, also geformt sind. Entscheidend ist die Analyse, wie diese Weltbilder konstruiert werden. Jedenfalls geht es mir nicht um eine hermeneutische Enthüllung des wahren Sinns literarischer Texte. Im Zentrum steht die Frage, welche genealogischen Bezüge die künstlerischen Werke den je aktuellen Diskursen entgegnen. Müsste ich dem Verfahren einen Namen geben, dann würde ich nicht Poetologie des Wissens, sondern Typologie des Unwissens wählen.

Was ist meine Rolle in diesem Heldenstück? Wer soll die Linien von K. K. und P. A. fortsetzen? Es ist nicht meine Aufgabe als Wissenschaftler, die beiden Typen zu aktualisieren. Ich versuchte mich in ihrem Wissen, erprobte die Haltung ihrer Texte, folgte deren Spuren und ging verändert aus der **performativen Lektüre** hervor. Den Leser erwarten zwei ungleiche Erfahrungsberichte, die das Grundprinzip der banalsten Schreibratgeber beachten: *Show, don't tell!* Zeigen, nicht erzählen, was im wissenschaftlichen Feld heißt, beschreiben statt erklären. Nicht die mannigfaltigen Ausdrücke durch eine abstrakte Formulierung ersetzen, sondern das Geflecht der Bezüge wiedergeben. Die Typen sollten in der Darstellung selbst Niederschlag finden, anhand eines mimetischen Verfahrens, das die unterschiedlichen Schreib- und Lebensstile veranschaulicht. Sind es Karl Kraus und Peter Altenberg, die den Lesern vor Augen geführt werden? So wenig, wie ich die beiden Autoren biografisch oder philologisch vergleichen will, möchte ich behaupten, dass mir in den Schubladen eines alten Sekretärs zwei Papierstapel auffielen, die mit K. K. und P. A. gezeichnet waren. Den Typen liegen reale Personen zugrunde, mit denen sie freilich nicht identisch sind. Es handelt sich um idealtypische Konstruktionen im

16 Vgl. Joseph Vogl: »Poetologie des Wissens«. In: Harun Maye u. Leander Scholz (Hg.): *Einführung in die Kulturwissenschaft.* München 2011, S. 49–71; Moritz Baßler (Hg.): *New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur.* 2., akt. Aufl. Tübingen/Basel 2001.

17 Vgl. etwa Andreas Kablitz: *Kunst des Möglichen. Theorie der Literatur.* Freiburg i. Br. u. a. 2013.

Sinn von Max Weber, die wesentliche Beziehungen der historischen Wirklichkeit zu einem schlüssigen »Gedankenbild« verdichten.[18] Welche Gesichtspunkte fokussiert werden, ergibt sich aus der genealogischen Perspektive des Forschers. Karl Kraus mag satirischer erscheinen als K. K. und Peter Altenberg lyrischer als P. A. Ich hoffe aber, dass mir solche Abweichungen nicht vorgeworfen werden, sondern die Zuspitzung heuristischen Wert entfaltet.

– + –

K. K. beruht also auf Karl Kraus, der 1874 in der böhmischen Stadt Jičín geboren wurde und 1936 in Wien starb. Er gab seit 1899 *Die Fackel* heraus, in der 1918 sein Drama *Die letzten Tage der Menschheit* erschien, und arbeitete ab Februar 1933 an einer Ausgabe mit dem Titel **»Dritte Walpurgisnacht«**. Ende September entschloss er sich jedoch, die Korrekturen des bereits gesetzten Texts abzubrechen. Die nächste Nummer der Zeitschrift, die im Oktober herauskam, bestand aus einem Nachruf auf den befreundeten Architekten Adolf Loos, der im Sommer verstorben war, und einem Gedicht, dessen letzter Vers lautet: »Das Wort entschlief, als jene Welt erwachte.«[19] Im Juli 1934 veröffentlichte Kraus zwar einige Passagen in einem »Warum die Fackel nicht erscheint« überschriebenen Heft; verlegt wurde das formal abgeschlossene, nicht vollendete Werk aber erst 1952 von Heinrich Fischer. Seit 1989 liegt die *Dritte Walpurgisnacht*, deren Druckfahnen von Wien über die Schweiz und New York an die Hebräische Universität in Jerusalem gelangten, als zwölfter Band der krausschen Schriften vor, die Christian Wagenknecht im Suhrkamp-Verlag herausgegeben hat.[20] Ein knapp 300-seitiges Fragment über die nationalsozialistische Machtergreifung, das als Textgrundlage von K. K. dient.

Man wird fragen, ob diese Auswahl repräsentativ ist. Welche Kriterien muss ein Korpus erfüllen, um einen Typus erkennen zu lassen? Es könnte, zum Beispiel, die Analyse eines Gesamtwerks oder mehrerer Stichproben erforderlich sein. Unklar bliebe, wessen Schriften herangezogen würden. Entschiede man sich für den Autor Karl Kraus, was keineswegs auf der Hand läge, stünden außer den eigenen Publikationen nicht nur die herausgegebenen Texte zur Verfügung, sondern auch Briefe, Plakate, Gerichtsakten usw. Wie immer das Sample argumentiert würde, es wäre kaum schlüssiger als meine ehrliche Antwort, dass die Wahl auf die *Dritte Walpur-*

18 Vgl. Max Weber: »Die ›Objektivität‹ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis«. In: Max Weber: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre.* Tübingen 1988, S. 146–214, hier: S. 190.

19 Karl Kraus (Hg.): *Die Fackel.* Nr. 888/1933 (Jg. 35), S. 4.

20 Karl Kraus: *Dritte Walpurgisnacht.* Hg. v. Christian Wagenknecht. Frankfurt a. M. 1989 (= Schriften, Bd. 12). Im Kapitel K. K. mit der Chiffre *DW* und der Seitenzahl im laufenden Text zitiert; Spationierungen werden in Kursivschrift wiedergegeben. Die Ausgabe ist in gedruckter Form vergriffen, aber auf CD erhältlich: Karl Kraus: *Schriften.* Hg. v. Christian Wagenknecht. Berlin 2007 (= Digitale Bibliothek, Nr. 156).

gisnacht fiel, weil sie einen Widerstandsakt vollzieht: Kraus ringt mit dem Nationalsozialismus wie ein Schwimmer mit haushohen Wellen. Das folgende Kapitel wird dieses Klischee in konkreten Auseinandersetzungen nachweisen. Was den Text an sich betrifft, so gab er nicht nur mir zu denken, sondern einer Reihe von Forschern, über deren Arbeiten Irina Djassemy einen guten Überblick bietet.[21] Ihre kulturphilosophische Untersuchung gehört zu den Studien über die *Dritte Walpurgisnacht*, denen ich wertvolle Anregungen verdanke. Sie werden an den entsprechenden Stellen zitiert. Ausdrücklich genannt seien der zweite Teil der Monografie *Karl Kraus: Apocalyptic Satirist* von Edward Timms, Jochen Stremmels Dissertation *»Dritte Walpurgisnacht«*, Kurt Krolops Sammelband *Sprachsatire als Zeitsatire bei Karl Kraus* sowie die Dokumentation *Dritte Walpurgisnacht und Arbeiter-Zeitung* von Eckart Früh.[22]

Während in der Sekundärliteratur die literarischen Zitate und Anspielungen im Vordergrund stehen, gehe ich vor allem den zeitgenössischen Bezügen der 1933 in Wien verfassten Schrift nach. Der Abschnitt K. K. analysiert drei leitmotivische und multimediale Diskurse der *Dritten Walpurgisnacht*: Die Aussagen zur Schutzhaft, die in der Presse zu lesen und im Rundfunk zu hören waren, führen vom Reichstagsbrand zu den Konzentrationslagern; das Thema der Zweiten Revolution setzt mit Zeitungsartikeln über den Unmut der SA-Leute ein und kehrt in Zitaten aus Goethes *Faust*, Shakespeares *Macbeth* und der Rede A*ntwort an die literarischen Emigranten* wieder, die Gottfried Benn in der Berliner »Funk-Stunde« gehalten hatte; der deutsch-österreichische Konflikt schließlich umfasst nicht nur gedruckte Berichte und Kommentare, sondern auch Ansprachen eines Radiokriegs und Szenen nationalsozialistischer Propagandafilme. Es ist das Feld, in dem K. K. seine archäologischen Grabungen vornimmt. Er denkt öffentlich, demonstriert den Prozess einer Urteilsbildung, sucht Informationen, findet aber nur Meinungen, Sichtweisen, die Interpretationen der Wirklichkeit wiedergeben. Diesem Stimmengewirr setzt er eine »kakanische« Haltung entgegen, die sich genealogisch von Kant herleitet. Nach ihrem Verständnis muss die Wahrheit erkannt werden, und zwar durch die intellektuelle Verarbeitung sinnlicher Daten auf Grundlage der Einbildungskraft. Eine Aufgabe, die für K. K. durch die Tatsache erschwert wird, dass sich die Sinnesorgane, namentlich die Augen und Ohren in Form von Massenmedien erweitert haben. Was war 1933 in Wien über die nationalsozialistische Machtergreifung zu erfahren, wenn man Zeitungen las, Radio hörte und ins Kino ging?

21 Vgl. Irina Djassemy: *Der »Productivgehalt kritischer Zerstörerarbeit«. Kulturkritik bei Karl Kraus und Theodor W. Adorno.* Würzburg 2002 (= Würzburger Wissenschaftliche Schriften, Bd. 399), S. 363–368.

22 Vgl. Edward Timms: *Karl Kraus. Apocalyptic Satirist. The Post-War Crisis and the Rise of the Swastika.* New Haven/London 2005; Jochen Stremmel: *»Dritte Walpurgisnacht«. Über einen Text von Karl Kraus.* Bonn 1982 (= Literatur und Wirklichkeit, Bd. 23); Kurt Krolop: *Sprachsatire als Zeitsatire bei Karl Kraus. Neun Studien.* Berlin 1987; Eckart Früh: »Dritte Walpurgisnacht und Arbeiter-Zeitung«. In: Kurt Faecher (Hg.): *Noch mehr.* Wien 1983.

Sich auf eine performative Lektüre der *Dritten Walpurgisnacht* einzulassen, heißt diese Erfahrung nachzuvollziehen; und es wäre nur folgerichtig, an der Urteilsbildung zu scheitern. Denn auch der Versuch von K. K. blieb vorsätzlich stecken – als Beweis seiner Kritik, dass die Medien die Fantasie zerstören.

–+–

Wer nicht mit der Biografie von Peter Altenberg vertraut ist, mag sich wundern, weshalb ein Georg Engländer das Bild aus Venedig abstempelte. Die Prägung stammt von seinem Bruder, der auch den Nachlass verwaltete, denn Peter Altenberg wurde 1859 in Wien als Sohn von Moriz und Pauline Engländer geboren. Nach ein paar Anläufen, einen Beruf zu ergreifen, wird ihm ärztlich attestiert, nervlich zu schwach für den Broterwerb zu sein. Richard Engländer führt ein Leben als Bohemien, fängt an, literarische Texte zu schreiben, und nennt sich als Schriftsteller Peter Altenberg, kurz **P. A.** Die flüchtigen Arbeiten kommen in Sammlungen heraus, die den Ruf des impressionistischen Poeten festigen. Als 1905 ***Pròdrŏmŏs*** erscheint, sind viele Leser befremdet. Das Buch enthält zwar wieder Geschichten und Gedichte, jedoch auch Speisepläne und Markennamen, deren Mischung sich in kein Genre einordnen lässt. Ein radikaler Text, in dem eine »panische« Haltung kulminiert und der alles enthält, was das Werk von Peter Altenberg bietet, aber unsäglich missverstanden wurde. »Als Abschluß des Weges vom künstlerischen Prosagedicht zum reinen Ratgebertext soll diese eigentlich nurmehr als Kuriosität erwähnenswerte Veröffentlichung kurz behandelt werden«, schreibt ein Germanist und erklärt nach einer Themenstatistik der Schrift: »Je größer nämlich das persönliche Leiden des Autors an der Realität, je übermächtiger das Erlebnis der alltäglichen Brutalität, desto geringer wurde bei ihm die Fähigkeit, sich dazu in Distanz zu setzen, das Erlebte Form werden zu lassen.«[23] Darum verkomme des Dichters Vers zur »Diäthetik [sic]«, ja zum direkten »Reklametext«, der nicht »logisch argumentierend« überzeuge, sondern »als Befehl formuliert« sei, was zu »fürchterlichen Entgleisungen« führe.[24] Während es im Original heißt, man müsse immer wieder betonen, »dass 2 und 3 5 ergebe«,[25] verbessert der Kritiker im Zitat auf »6« und fügt den Tadel hinzu: »(Nur tut man dies eben nicht in simpler Wiederholung der gleichen Form und nicht in ein und demselben Buch).«[26] Das Verdikt endet mit dem Hinweis, sogar Kraus habe eingeräumt, man könne »gegen Altenbergs neuestes Gebräu einer seelisch-ökonomischen Weltanschauung und gegen seine Heilslehre,

23 Stefan Nienhaus: *Das Prosagedicht im Wien der Jahrhundertwende. Altenberg – Hofmannsthal – Polgar.* Berlin/New York 1986 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker, Bd. 85), S. 205 u. 208.

24 Stefan Nienhaus: *Das Prosagedicht im Wien der Jahrhundertwende*, S. 207.

25 Peter Altenberg: *Pròdrŏmŏs.* Berlin 1906, S. 26. Im Kapitel P. A. mit der Chiffre *Pm* und der Seitenzahl im laufenden Text zitiert; Spationierungen werden in Kursivschrift wiedergegeben.

26 Stefan Nienhaus: *Das Prosagedicht im Wien der Jahrhundertwende*, S. 207.

die den Ankauf einer Zahnpasta unter Leugnung von Sexualempfindungen predigt, satirisch gestimmt werden«[27].

Ist es verwunderlich, dass dem Herausgeber der *Fackel* die literarische Diätetik und Reklame fremd waren? Dass er die »Altenbergsche Gastrologie« und den »Spiritualismus der Materialwaren« zugunsten der schönen Skizzen verwarf, die sich in *Pròdrŏmŏs* ebenfalls finden? »Ich gebe für die paar Zeilen seiner ›Maus‹ oder seines ›Lift‹, seines ›Spazierstock‹ oder seines ›Gesprächs mit dem Gutsherrn‹ sämtliche Romane einer Leihbibliothek her«, bekennt Kraus zum fünfzigsten Geburtstag des Freundes: »Dazu aber auch jenen P. A., der die Distanz zu seiner Welt durch Lärm ausgleichen möchte.«[28] Nach diesem Prinzip stellte er posthum eine *Auswahl aus seinen Büchern* zusammen, in die aus *Pròdrŏmŏs* selbstverständlich die »Maus« und der »Lift« eingingen, jedoch kein Speiseplan und kein Markenname.[29] So gesehen, ist der wütende Brief, den Altenberg 1915 an seinen Verleger Samuel Fischer sandte, nicht das »Werk einer momentanen Erregung«, wie Christian Wagenknecht vermutet,[30] sondern die Vorhersage der eigenen Rezeptionsgeschichte: »Es hat dem ›Großen Karl‹ beliebt, den *P A* auf *jenes* Maaß *hinauf* zu *degradiren*, das er *noch* von ihm aufzufassen mit liebevollem Bemühen *gerade noch* imstande ist: nämlich ihn zu einem ›sehr netten Lyriker, herzigen Humoristen und Stimmungsmaler‹ *herunter* zu schrauben, ihn auf das Prokrustesbett seines *kleinlichen tyrannischen eigenwilligen* und *größenwahnsinnigen angeblichen* Verständnisses zu legen, auf daß er *doch irgendwie* hineinpasse!«[31] Zum neunzigsten Todestag erscheint schließlich – statt einer überfälligen Gesamtausgabe – *Das Buch der Bücher von Peter Altenberg*, zusammengestellt nach Plänen von Karl Kraus, in dessen Nachwort »die weitgehend selbstlose und uneitle Großherzigkeit« gerühmt wird, mit der jener Spiritus Rector bemüht gewesen sei, »für ein möglichst positives Bild des ›Narren von Wien‹, wie Altenberg auch genannt wurde, zu sorgen.«[32] Im Gegensatz zur *Dritten Walpurgisnacht* ist die Textgrundlage von P. A. also nicht in einer sorgfältigen Edition erhältlich. Das Buch wurde allerdings von der Österreichischen Nationalbibliothek eingescannt und im Internet zur Verfügung gestellt. Wer im Suchfeld auf www.literature.at »prodromos« eingibt, findet ein elektronisches Dokument mit 207 Bildern, das man entweder online lesen oder herunterladen und ausdrucken kann. Die fünfte Seite zeigt den Namen Peter Altenberg, den Titel *Pròdrŏmŏs*, ein

27 Karl Kraus (Hg.): *Die Fackel.* Nr. 213/1906 (Jg. 8), S. 24.

28 Karl Kraus: »Peter Altenberg«. In: Karl Kraus (Hg.): *Die Fackel.* Nr. 274/1909 (Jg. 10), S. 1–5, hier: S. 3.

29 Vgl. Peter Altenberg: *Auswahl aus seinen Büchern von Karl Kraus.* Wien 1932, S. 115–150.

30 Christian Wagenknecht: »Nachwort«. In: Peter Altenberg: *Auswahl aus seinen Büchern von Karl Kraus.* Frankfurt a. M./Leipzig 1997, S. 533–554, hier: S. 536.

31 Zit. nach Christian Wagenknecht: »Nachwort«, S. 534.

32 Rainer Gerlach: »Das Buch der Bücher von Peter Altenberg. Zur Editionsgeschichte dieser Ausgabe«. In: Peter Altenberg: *Das Buch der Bücher von Peter Altenberg. Zusammengestellt von Karl Kraus.* Bd. 3. Hg. v. Rainer Gerlach. Göttingen 2009, S. 917–948, hier: S. 919.

brennendes Herz und den Zusatz »S. Fischer, Verlag, Berlin / 1906«. Es handelt sich um ein Faksimile der Erstausgabe, die entgegen der gedruckten Jahreszahl bereits im Herbst 1905 ausgeliefert wurde.

Eine wüste Mischung aus Aphorismen, Szenen, Lesefrüchten, Gedichten, Slogans, Rezepten, Parabeln, Geschichten, Skizzen, Besprechungen, Märchen, Spots, Gedanken: Wie soll man annähernd die Verwirrung stiften, die in *Pròdrŏmŏs* herrscht? Ich gab mir alle Mühe, einen systematischen Nachvollzug, eine differenzierende Wiederholung zu erreichen, in der sich archäologische Schnitte und genealogische Linien abzeichnen. Erstens die Lebensreform, erfahren am Monte Verità, verknüpft mit Kierkegaards *Einübung im Christentum*, die Jesus als den Weg und die Wahrheit und das Leben vergegenwärtigt. »Manche Seite in seinen Büchern (besonders im ›Prodromos‹, das mir das liebste von ihnen ist) liest sich wie die Vorschriften, die ein sorgsamer Sanatoriumsdirektor seinen Gästen zur Nachachtung aufgesetzt hat«,[33] findet Erich Mühsam, der selbst in Ascona zu Gast war. Zweitens die Hygiene, erfasst anhand der zeitgenössischen »Bibliothek der Gesundheitspflege«, aufgebrochen mit den Selbstpraktiken der antiken Philosophie, wie sie der späte Foucault beschreibt. »Als impressionistische Künstler-Nerven melden sie; was sie durchführen, aber gehört nicht mehr der einsamen Seele und ihren Bildern, sondern dem Leib und seinen Funktionen«,[34] heißt es in der Rezension, die Adorno 1932 über die Altenberg-Anthologie von Kraus veröffentlichte. Drittens die Reklame, um 1900 in einer Reihe von Ratgebern formiert, gefaltet zur Bildung eines Subjekts, das aus natürlichen und künstlichen Stoffen besteht. »Altenberg ahmt Verfahren der Werbung nach, so etwa die insistierende Wiederholung«, erkennt Burkhard Spinnen. »Oft wird auch nicht mehr der Produktname in die sprachmagische Formel verwandelt, sondern nur noch eine triviale ›Botschaft‹ wiederholt, an deren Optimierung der Dichter als Werbetexter arbeitet.«[35] Viertens der Film, etabliert in Schaubuden, als Quelle der Lust gesehen, umgesetzt in die Anti-Rhetorik des Wahrsprechens und eine Theatralisierung, die an Nietzsches *Ecce homo* erinnert. »Wie der Schauspieler auf der Bühne unter der Anleitung eines Regisseurs in wiederholten Proben seine Rolle einübt, so soll auch der Leser unter der Anleitung des Autors Verhaltensweisen trainieren, die ihn zum wahren Leben führen«,[36] schreibt Roland Innerhofer. Dass es nicht gelingt, dass *Pròdrŏmŏs* keine

33 Erich Mühsam: »Peter Altenberg« [1908]. In: Andrew Barker u. Leo A. Lensing: *Peter Altenberg: Rezept die Welt zu sehen*, S. 282–283, hier: S. 283.

34 Theodor W. Adorno: »Physiologische Romantik«. In: *Frankfurter Zeitung*, 16.2.1932, S. 2.

35 Burkhard Spinnen: »Idyllen in der Warenwelt. Peter Altenbergs ›Pròdrŏmŏs‹ und die Sprache der Werbung«. In: Burkhard Spinnen: *Bewegliche Feiertage. Essays und Reden.* Frankfurt a. M. 2000, S. 97–112, hier: S. 109.

36 Roland Innerhofer: »›Aus den facheusen Complicationen herauskommen‹. Peter Altenbergs diätetische Lebensrezepte«. In: Roland Innerhofer u. Evelyne Polt-Heinzl: *Peter Altenberg – prophetischer Asket mit bedenklichen Neigungen.* Wien 2011 (= Wiener Vorlesungen im Rathaus, Bd. 155), S. 11–42, hier: S. 16.

Person herstellt, die insofern wahrhaftig ist, als ihre Aussagen mit ihrem Sein übereinstimmen, folgt aus dem Essayismus, den uns P. A. vorlebt.

– + –

Postskriptum: Die Begriffe »kakanisch« und »panisch« werden im Zwischenspiel erläutert. Ein abschließender Dialog, der sich an einem heutigen Ostersonntag im Wiener Volksgarten zuträgt, dramatisiert die Haltungen der beiden Typen. Im Übrigen stelle ich mir Leser vor, die das Buch aufnehmen, wie es gedacht war – als eine literarische Ethik, die zur Nachfolge aufruft. Ob der Aufruf gehört wird, überlasse ich dem Schicksal.

I

Eines Tages, als Zeitungen noch in Fraktur gesetzt waren, Radios magische Augen hatten und schwarz-weiße Wochenschauen in den Kinos liefen, brannte inmitten einer Großstadt ein Gebäude, über dessen Portal »DEM DEUTSCHEN VOLKE« geschrieben stand: Aus der Kuppel des rechteckigen Bauwerks, die weithin zu sehen ist, steigen Rauch und Flammen auf; die Fenster rechts vom Haupttor sind hell erleuchtet. Es ist zehn Uhr abends. Von allen Richtungen drängen Menschen zum Schauplatz, der bereits großräumig abgeriegelt wurde. Polizisten kontrollieren die Sperrbänder zu Fuß wie zu Pferd, halten die Leute zurück und gehen kaum auf Fragen ein. Man erzählt sich, es sei ein politischer Anschlag, einer der Täter sei noch im Haus gefasst worden. Inzwischen strahlen ringsum Scheinwerfer gegen das innen lodernde, von Löschfahrzeugen umstellte Gebäude, auf das die Feuerwehrmänner von hohen Leitern und vom Boden aus Wasserschläuche richten. Obwohl sich die Schaulustigen in sicherem Abstand befinden, schrecken sie zurück, als in das Zischen und Knacken des Feuers ein Krachen fährt – es ist wieder ein Teil der Glaskuppel eingebrochen.

Oskar stürzt, heftig atmend, ins »Nasse Dreieck«, zieht Mütze und Schal vom Kopf, geht schnell durch die Schankstube und betritt das Hinterzimmer, wo ein paar Männer um einen Tisch sitzen und Karten spielen. »Was macht ihr denn?«, ruft er: »Habt ihr nichts gehört? Die Nazis haben die Schwatzbude angezündet und wollen es den Kommunisten anhängen. Alles ist abgesperrt, die Schupo lässt keinen durch. Von der Spree aus hab' ich gesehen, wie die Kuppel zerbrochen ist, und der ganze Osttrakt soll in Flammen stehen. Ein Feuerwehrmann hat im Vorbeigeh'n gesagt, der Brandstifter sei der Polizei mitten drin in die Arme gelaufen. Ein Holländer, angeblich, und ratet was noch? Ein Kommunist, der alles zugegeben und bestimmt Komplizen habe. Klar, kurz vor der Wahl, die Bolschewisten waren's – jetzt kann die Marxistenhatz losgehen. Wenn das keine Mache ist!«

Friedrich lässt die Tür der Telefonzelle hinter sich zufallen, reibt die Hände aneinander und haucht sie mehrmals an, bis er aus der rechten Manteltasche eine Münze hervorholt und sie in den Schlitz des Fernsprechers steckt. Nachdem er den Hörer vom Haken gehoben hat, setzt er die Wählscheibe in Bewegung und wartet – plötzlich reißt er den rechten Arm hoch und drückt einen roten Knopf: »Karl? Grüß dich, Friedrich spricht. Entschuldige meinen späten Anruf. Hörst du Radio? Nein? Nun, stell dir vor, der Reichstag brennt. Ja, ja, ich hab's selber gesehen und weiß auch schon, was passiert ist. Ein geschwätziger Hilfspolizist hat alles ausgeplaudert. Es ist eine bolschewistische Propagandaaktion, von langer Hand vorbereitet. Einer der Täter wurde im Plenarsaal gestellt, die anderen sind geflohen oder verstecken sich noch irgendwo im Gebäude. Beim Verhafteten hat man einen holländischen Pass und Papiere der kommunistischen Partei gefunden – doch, doch – Propaganda der Tat. Aber Göring wird jetzt durchgreifen…«

Ernst setzt sich auf die Bettkante, stellt die Hausschuhe unter den Nachttisch, knipst die Leselampe aus, legt sich hin und streift die Bettdecke gerade. »Schläfst du schon, Marianne? Das wahre Schauspiel habe ich heut Abend nicht im Theater, sondern auf dem Weg nach Hause erlebt. Über dem Regierungsviertel lag ein Feuerschein, als ich das Brandenburgertor passierte, und dann erblickte ich das Unbeschreibliche mit meinen eigenen Augen: das Reichstagsgebäude in Flammen – ein schauerlich-schönes Bild. Die roten Fluten des Feuers quollen aus der Glaskuppel und ergossen sich über die Dächer und Türmchen, die Säulen und Götterstatuen. Du weißt, ich habe dieses eklektische Renaissancepalais nie geliebt, aber ideell ist es doch von größter Bedeutung. Es verbindet das deutsche Volk mit dem vergangenen Säkulum und steht gegenwärtig als letzter Fels der Demokratie in einer revolutionären Brandung. Alles spricht für eine bolschewistische Urheberschaft: Ein Flammengruß der Revolution! Wollte Gott, dass uns die Männer an des Reiches Spitze vor dieser roten Flut bewahren. Schlaf wohl, Marianne, schlaf wohl – –«

– – –

»Es gäbe noch ein anderes Mittel: die Wahrheit sagen.« (*DW* 271) Wenn in der *Dritten Walpurgisnacht* von der Wahrheit die Rede ist, geht es nicht in erster Linie um Moral, sondern um Erkenntnis. K. K. stellt freilich einen Wahrheitspragmatiker dar. Er spricht nicht von einer Qualitätsleiter der Wirklichkeit, auf der man – je nach Veranlagung und Bildungsstand – von den sinnlichen Eindrücken zur intellektuellen Einsicht emporsteigen könnte. Nein, die Wahrheit zu sagen, heißt im Gegenteil: die reine **Wahr-Nehmung** wiederzugeben. Oskar, Friedrich und Ernst haben am gleichen Geschehen teilgenommen, vielleicht nicht exakt zur selben Zeit, bestimmt aus verschiedenen Standpunkten. Was sie jedoch zu sehen und zu hören bekamen, war im Wesentlichen das Gleiche – den Rauch und die Flammen über der Kuppel des Reichstagsgebäudes, die Arbeit der Feuerwehrleute, Menschenmengen, Absperrungen, laufende und reitende Polizisten, die Geräusche des Brandes, das Heulen der Sirenen, Gerüchte und Meinungen, womöglich die Aussagen eines Beteiligten. Bis das Datenmaterial allerdings bei den jeweiligen Empfängern ankam, hatte es schon eine persönliche Bewertung durchlaufen, sodass sich weder die Genossen im »Nassen Dreieck« noch Karl oder Marianne selbst ein Bild der Ereignisse machen konnten. Oskar teilt seinen Freunden zwar die wichtigsten Eindrücke mit, bettet die Informationen aber in einen politischen Kommentar; Friedrich hingegen gibt das, was ihm ein Hilfspolizist gesagt hatte, als Tatsachen wieder; und Ernst schmückt seine Wahrnehmungen sprachlich wie inhaltlich mit Klischees aus, wodurch sich das erlebte Geschehen in ein »schauerlich-schönes Bild« verwandelt. Nun mag der kritische Leser einwenden, die Vorstellung, es bestehe eine objektive Realität, sei längst überholt; dass jedes Gehirn seine eigene Welt entwerfe, wisse heute jedes Kind. Nein und nein, würde K. K. sagen und erwidern, dass der Erkenntnisvorgang zumindest auf dieser grundlegenden Ebene, wo es um die Auf-

nahme von sinnlichen Daten geht, bei allen Menschen derselbe ist – die regelrechte Tätigkeit der beteiligten Organe vorausgesetzt. Die Frage, ob eine höhere, von diesem Prozess abgesonderte Wirklichkeit vorhanden sei, spielt für den Wahrheitspragmatiker zunächst einmal keine Rolle, weil wir in seinen Augen ohnehin außerstande sind, sie zu erkennen. Objektiv ist also das, was für uns alle der Fall ist. Dass sich Oskar, Friedrich und Ernst nicht darauf beschränken, als Übermittler von Fakten, als Datenträger zu fungieren, wirkt sich jedoch weniger auf sie selber als auf ihre Gegenüber aus, die Informationsempfänger, die mehr als die Tatsachen, nämlich deren ungebetene Interpretation erhalten. Von diesem Unvermögen der »Mittel«, die Wahrheit zu sagen, handelt die *Dritte Walpurgisnacht*.

Anders zu funktionieren, als sie sollten, wirft K. K. aber nicht nur den Boten, sondern auch den Adressaten vor, die ihre natürliche Fähigkeit, Sachverhalte wahrzunehmen, nicht nutzen – sei es, weil ihnen der Mut fehlt oder weil die Anlagen verkümmert sind. Eine Störung, die ihm selbst fremd ist: »Solcher Fluch der Empfänglichkeit versagt ein Erlahmen, gewährt der Vollkraft, täglich hundert Reizungen zu erliegen, und verlängert doch nicht den Tag, der den Syllabus sprachlicher, moralischer und sozialer Missetaten verlangte. Imstande sein, am Auswurf der Welt ihr Übel zu erfassen, von der unscheinbarsten Oberfläche jeweils das letzte Ende tätiger und leidender Menschheit – solches Vermögen erlebt sich als Opfer, solche Fülle als Mangel, solches Gemüt neidet dem Schlichten die Erlösung, deren er nicht bedurft hat. Abhängig von allem Nichts, gebannt von jedem Tropfen der Sündflut – wie sollte es sich den Wunsch verdenken, einmal wie die zu sein, die das Sichtbare nicht sehen, das Unmögliche für unwirklich nehmen, oder doch wie solche, denen gegeben ist, nicht zu sagen, was sie leiden!« (*DW* 31f.) Da es viel einfacher ist, Augen und Ohren vor der Welt zu verschließen, als mit Goethes Tasso in Worte zu fassen, wie man in ihr leidet,[1] entscheiden sich die meisten Menschen für den Rückzug oder verstummen in der Qual. Diesem Impuls zu widerstehen, bedarf eines Willensaktes, erfordert die Courage, sich über gesellschaftliche Vorgänge eigene Urteile zu bilden. Dass die beiden genannten Sinnesorgane, die Augen und die Ohren, dabei von zentraler Bedeutung sind, hebt die *Dritte Walpurgisnacht* wie ein Leitmotiv hervor. »Sollten denn nicht wenigstens diese Stimmen und diese Gesichter dem von einer Mutter Geborenen Aufschluß gewähren, indem er doch nichts hört als das Gebell des immer gleichen Inhalts und als hochpolitische Faktoren Monstren gewahr wird, wie sie Präuschers Panoptikum zeigt […].« (*DW* 200) Man ahnt schon, wer hier bellt, anstatt zu sprechen, und aussieht wie die Wachsfiguren in der Freakshow des Wiener Praters; es sind jene, »die die andern sterilisieren wollen« (*DW* 201). Fern davon, den Umstand zu verhehlen, dass seine Eindrücke aus zweiter Hand stammen, weist K. K. ausdrücklich auf die geographische Position und das

1 Vgl. Johann Wolfgang von Goethe: »Torquato Tasso«. In: Johann Wolfgang von Goethe: *Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Bd. 5: Dramatische Dichtungen III.* Hg. v. Erich Trunz. München 2000, S. 73–167, hier: V. 3432f.

Problem der Übermittlung hin: »Hat man doch gesehen, wie in Versammlungen, coram, Frauen sich die Kleider vom Leib reißen, und da bliebe unsereins unbewegt? Hat man doch gehört, daß ›das ganze große Volk, das erste Volk des Erdballs‹ einen Geburtstag, der als der 44. noch keinen besondern Einschnitt bedeutet, als den Tag, ›da der Herrgott ihm seinen Retter aus tiefster Not schenkte‹, auf die folgende Art begangen hat: [Es folgt eine Schilderung preußischer Andachten.] Da ähnliche Wahrnehmungen auch in den Alpen und der niedersächsischen Ebene, in den gleichförmigen grauen, rußbedeckten Bergmannshäusern der westfälischen Kumpels wie auf dem Erzberg gemacht wurden, wenngleich von Wien aus, so lasset uns nüchtern werden, denn es liegt der Verdacht nahe, daß das journalistische Übel mit der rassenmäßigen Ausscheidung seiner angestammten Vertreter noch nicht gänzlich beseitigt ist.« (*DW* 18f.) Uns mag an dieser Passage – zumindest vorläufig – weder die messianische Inszenierung einer Führergestalt noch der politisch inkorrekte Kommentar interessieren; bemerkenswert erscheint vielmehr, wie der Journalismus als Möglichkeit begriffen wird, das Sehen und Hören zu erweitern. In Anbetracht der Tatsache, dass sich K. K. in Wien befindet, jener 44. Geburtstag am 20. April 1933 jedoch in Deutschland als Staatsfeiertag begangen wurde, ist er auf fremde Darstellungen angewiesen, die Zeitungen, Radiostationen und Kinos verbreiten. Eine Situation, die keine Ausnahme, sondern den Regelfall bildet. Denn K. K. betont grundsätzlich, ihm werde **»ad oculos et aures«** demonstriert (*DW* 199), was der Welt sowohl wie den Zeitgenossen vor Ort widerstreben müsste: »Man sollte aber glauben, daß auch einer deutschen Mehrheit, die aus Geschöpfen Gottes besteht, diese Lautsprecher von Natur, denen sie sich ausgeliefert hat, Mißbehagen verursachen; man sollte hoffen, daß ihr die Erweiterung der akustischen Möglichkeiten des Rundfunks und der optischen einer illustrierten Presse das Bewußtsein der Absurdität beibringt, die ihrem kulturellen Dasein nunmehr aufgezwungen ist. Fällt es den Deutschen nicht auf – denn den andern fällt es auf –, daß keine Nation nicht nur so häufig sich darauf beruft, daß sie eine sei, sondern daß im Sprachgebrauch der ganzen Welt durch ein Jahr nicht so oft das Wort ›Blut‹ vorkommt wie an einem Tag dieser deutschen Sender und Journale?« (*DW* 199f.) Der Hinweis auf die bebilderten Zeitschriften und die »Lautsprecher von Natur«, die Augen und Ohren beliefern und ausweiten, lässt ansatzweise erkennen, wie weit K. K. der wissenschaftlichen Diskussion voraus war, die erst in den Sechzigerjahren des 20. Jahrhunderts begann, Medien als Erweiterungen der menschlichen Sinnesorgane zu betrachten. Im Gegensatz zum Projekt einer »extensions of man«, das im Anschluss an Marshall McLuhan als Befreiung verstanden wurde,[2] ist in der *Dritte Walpurgisnacht* mit diesem Medienbegriff die Klage verknüpft, dass die optischen und akustischen Prothesen unfähig sind, die reine Wahrnehmung wiederzugeben. Ein

2 Vgl. Marshall McLuhan: *Understanding Media. The Extensions of Man.* New York 1964. Zur Kulturtheorie der Prothese vgl. Karin Harrasser: *Körper 2.0. Über die technische Erweiterbarkeit des Menschen.* Bielefeld 2013.

Medium, das sollte im »kakanischen« Verständnis ein passiver Übermittler sinnlicher Daten sein, vergleichbar der esoterischen Vorstellung, es gäbe Menschen, die ihren Körper Toten als Artikulationskanal überlassen könnten. Es handelt sich um das Idealbild eines Boten, der »das Unheil nur meldet, das vor jeglichem Versuch, es zu deuten, bloß den Gedanken an Rettung gewährt« (*DW* 324).

Wer die *Dritte Walpurgisnacht* gelesen hat, weiß um den utopischen Charakter der Definition, zumal der Text zahlreiche Gegenbeispiele liefert. Jenes Unheil, dessen nüchterne Meldung eingefordert wird, ereignete sich in Deutschland, nachdem Adolf Hitler am 30. Jänner 1933 zum Reichskanzler ernannt worden war. In Wirklichkeit scheiterte der Informationsfluss sowohl an der Geschwätzigkeit der Übermittler als auch an der fehlenden Anteilnahme der Empfänger: »Diesem Zeitungsbegriff einer Humanität, die das Unglück zum Marktschrei prostituiert und die noch lügt, wenn sie die Wahrheit sagt, entspricht vollauf dem Habitus einer Leserschaft, die erst, wenn sie ein Tausendstel zu spüren bekommt von dem, was sie nicht glaubt, die Verbindung mit der Menschheit wieder aufnimmt. Hiebe im Zweifelsfall, damit sie an Gewalt glauben!« (*DW* 111) Als unzuverlässig erweist sich außerdem die Nachrichtenquelle, der politische Sender, der Ereignisse nach seinen Interessen schildert oder gar erfindet. Der Vorwurf, die Nationalsozialisten seien **»Systematiker der Lüge«** (*DW* 108), ist daher weniger moralisch gemeint denn als Kritik an den gezielten Manipulationen der Urteilsbildung tausender Zeitungsleser, Radiohörer und Kinobesucher. »Gewiß, es muß ein Mißverständnis sein, und vielleicht wäre es durch die Erkenntnis zu beseitigen, daß sich hier eben mit schrankenloser Offenheit ein Wesen kundgibt, das von Natur nicht schlecht ist, nur mit spezifischen Sinneswerkzeugen sein Tun verrichtet und verantwortet«, schreibt K. K. »Daß der Volksgenosse die Dinge nicht glaubt, von denen er vielleicht einmal hört, mag noch durch die Absperrung zu erklären sein, die sich im Umschwung der Lebensverhältnisse als notwendig herausgestellt hat. Daß er aber auch die Dinge nicht glaubt, die er sieht, ja nicht einmal die, die er tut; daß er nicht weiß, was er tut, und sich darum gleich selbst vergibt, das zeugt von einem Gemüt ohne Falsch, dem die Andersgearteten wohl ausweichen, aber nicht mißtrauen sollten. Da ihm die Gabe ward, nicht lügen zu können, und weil es doch auch unmöglich wäre, so viel zu lügen wie der Tatbestand erfordern würde, so kann nur ein mediales Vermögen im Spiele sein, das solchem Wesen die Dinge, die aus Illusion erschaffen sind, wieder durch Illusion entrücken hilft.« (*DW* 183f.) Die Rede von »spezifischen Sinneswerkzeugen« und einem »mediale[n] Vermögen«, die das Publikum in eine Scheinwelt versetzen, erfasst das Prinzip der Public Relations, wie sie Freuds Neffe Edward Bernays seit den 1920er Jahren in den USA etablierte: »Moderne Propaganda ist das stetige, konsequente Bemühen, Ereignisse zu formen oder zu schaffen mit dem Zweck, die Haltung der Öffentlichkeit zu einem Unternehmen, einer Idee oder einer Gruppe zu beeinflussen.«[3]

3 Edward Bernays: *Propaganda. Die Kunst der Public Relations.* Übers. v. Patrick Schnur. Freiburg 2007 [1928], S. 31. Vgl. dazu Stuart Ewen: *PR! A Social History of Spin.* New York 1996, S. 159–173.

Als Schöpfer deutscher Realitäten tritt in der *Dritten Walpurgisnacht* ein Leser des New Yorker »Public Relations-Berater« auf,[4] nämlich Joseph Goebbels, der ab dem 13. März 1933 das neu errichtete Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda leitete. K. K. porträtiert den »Kenner journalistischer Mundart« (*DW* 128) als beredten Nichtssager, der auch im Fachjargon des Films bewandert sei: »Er hat die Einstellung wie die Einfühlung, er kennt den Antrieb wie den Auftrieb, die Auswertung wie die Auswirkung, die szenische Aufmachung, den filmischen Aufriß wie die Auflockerung und was sonst zum Aufbruch gehört [...].« (*DW* 54) Der Propagandaminister verstehe es meisterhaft, »Sachverhalte aufzuklären, bis das Gegenteil einleuchtet, Tatbestände im Wortschleim zu ersticken« (*DW* 101), also die falsche Darstellung eines Geschehens lange genug zu wiederholen, dass dem Gegner der Atem ausgeht und die Lüge als treffende Erklärung zurückbleibt. Eine Taktik, die in den amtlichen Mitteilungen der deutschen Regierung zum Ausdruck komme: »In der Fähigkeit, Unsinn, zu dem Vernunft ward, wieder als diese erscheinen zu lassen, Blamage in Effekt umzuwechseln, kurz darin, was man früher Blödmachen nannte, ist das nationalsozialistische Kommuniqué vorbildlich.« (*DW* 163) Das »Kommuniqué« gehört ebenso zu jenem Wortfeld, mit dem K. K. auf die Propagandatechniken von Goebbels anspielt, wie die Namen der offiziösen Nachrichtenagenturen, allen voran Wolffs Telegraphisches Bureau, das schon kurz nach der Gründung im Jahr 1849 unter staatlichen Einfluss geraten war: »Nur in Fieberschauern wächst diese Sachlichkeit aus Dunst, dieser Hang, aus Illusion in Tat zu stürzen, um sie mechanisch wieder aufzulösen, mit Hilfe eines Dissimulators, den sie Wolffbüro nennen.« (*DW* 29) Als weitere Signalwörter werden das Adjektiv »angeblich« und das Kürzel des »Untersuchungs- und Schlichtungsausschusses« der NSDAP markiert. »Was sie tun, ist handgreiflich, aber da sie's faustdick hinter den Ohren haben, wird es angeblich; sie machen einen Wirbel, und es ist in Ordnung, sie trüben das Wasser und schaffen Klarheit; sie machen Uschla« (*DW* 194), heißt es in der *Dritten Walpurgisnacht*, wo auch der »Typus ›verfolgende Unschuld‹«[5] (ebd.) zur Benennung der nationalsozialistischen Strategie dient, Fakten hinter einem Wall von Meinungen verschwinden zu lassen.

Obwohl K. K. beharrlich anschreibt gegen eine »Menschheit, die es bewußtlos erträgt« (*DW* 323), betont er, wie schwierig das Gegenteil ist, nämlich zu versuchen, was von den Vorgängen in Deutschland an die Öffentlichkeit dringt, mit Geistesgegenwart zu bewältigen. »Vor Augen, müde des Mords, vor Ohren, müde des Betrugs, vor allen Sinnen, die nicht mehr wollen und denen die Mixtur aus Blut

4 Edward Bernays: *Propaganda*, S. 41. Bernays schreibt in seiner Autobiografie, ein Zeitungskorrespondent habe ihm 1933 mitgeteilt, dass Goebbels seine Schriften für den Aufbau von Kampagnen verwende. Vgl. Edward L. Bernays: *Biography of an Idea. Memoirs of Public Relations Counsel Edward L. Bernays.* New York 1965, S. 652.

5 Vgl. dazu Irina Djassemy: *Die verfolgende Unschuld. Zur Geschichte des autoritären Charakters in der Darstellung von Karl Kraus.* Wien u. a. 2011.

und Lüge widersteht« (*DW* 324), kapituliert die menschliche Auffassungskraft; der Intellekt kann seine Kontrollfunktion nicht mehr ausüben und winkt die Vorurteile durch wie ein müder Zöllner die Passanten. Trotzdem führt – diesem »Überstoff« gegenüber, »der den Verstand schon im Hinschaun verwirrt« (*DW* 273) – kein Weg an der Instanz vorbei, die in der Lage ist, die gelieferten Sinnesdaten zu hinterfragen, zu sortieren, anzunehmen oder zurückzuweisen. Und also ist die *Dritte Walpurgisnacht* ein »**Versuch zu einer geistesgemäßen Verarbeitung der Eindrücke**, die das Schauspiel unerschöpflich und erschöpfend bietet« (*DW* 13), was angesichts der tendenziösen Berichterstattung einer Detektivarbeit gleichkommt. Selig die Zeiten, als Menschen selbst und direkt Erfahrungen machten! Nun muss zuerst ermittelt werden, welche Wahrnehmungen den Ereignissen entsprechen. Der »kakanische« Essay beschäftigt sich deshalb weniger mit den Dingen selbst als mit den mannigfaltigen Reden darüber – er betreibt, mit einem Wort, Diskursanalyse. Als ihre Quellen dienen erstens die Zeitungen, die den Wettlauf zwischen Geschehen und Verleugnung dokumentieren; zweitens die Rundfunksender, die Ansprache um Ansprache, Reportage um Reportage, Schlager um Schlager über die Landesgrenzen tragen; und drittens die Kinos, wo bis zum Sommer 1933 neben Spiel- und Dokumentarfilmen auch Wochenschauen deutscher Produktionsgesellschaften laufen. Den Standort von K. K. kennen wir bereits: Er verfolgt den Umsturz in Deutschland »von Wien aus« (*DW* 19). Als Entstehungszeit gibt der Text »Anfang Mai bis September 1933« an (*DW* 9), de facto gehen in die *Dritte Walpurgisnacht* zeitgenössische Ereignisse zwischen der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler und dem Reichserntedankfest am 1. Oktober 1933 ein (*DW* 162). Dass es möglich war, diese politischen Vorgänge wahrzunehmen, dass, allgemeiner gesagt, die Menschen der Wahrheit fähig sind, wenn sie die beiden Erkenntnisstämme Sinnlichkeit und Verstand zu verbinden wissen, daran lässt K. K. keinen Zweifel. Nein, er behauptet sogar, alles sei vorauszusehen gewesen, nennt jene, die es verursacht hätten, beim Namen und zitiert nicht bloß, sondern beantwortet die Frage, die Goethes Mephistopheles, des »Chaos vielgeliebter Sohn«, seinen antiken Schwestern, den hässlichen Phorkyaden, stellt: »wie kam's, wie konnte das geschehn?«[6] (*DW* 11/275) Der Vers schlägt eine Brücke in die Gegenwart, wo Enkel virtuelle Foren gründen, in denen nicht lockergelassen wird. »Wie konnte das geschehen – wie konnte Hitler nach der Ernennung zum Kanzler so mühelos eine diktatorische Macht über Deutschland sichern? Diese Frage ist unbequem und wurde in Deutschland auch von der Forschung lange nicht oder nur verhalten gestellt. Denn ihr nachzugehen heißt einzugestehen, wie vieles von dem Regime Angerichtete von großen Teilen der Gesellschaft hingenommen, akzeptiert, ja, erwünscht war. Wie sah diese Gesellschaft aus? Wie gestaltete sich der deutsche Alltag? Wie wichtig es ist, Antworten auf diese Fragen zu finden, wird klar, wenn

6 Johann Wolfgang Goethe: *Faust. Texte.* Hg. v. Albrecht Schöne. Frankfurt a. M. 2005, V. 7996 u. 8028.

man sich vor Augen führt, dass sich der deutsche Alltag vor dem Hintergrund von ungeheueren, staatlich veranlassten Verbrechen abspielte. Verfolgung und Drangsalierung fanden nicht nur im Geheimen statt. Sie waren, im Gegenteil, offenkundig.«[7] Der *Dritten Walpurgisnacht* und dem Arbeitskreis Shoa.de folgend, versuche ich zu erfahren, was man 1933 in Wien über die nationalsozialistische Machtergreifung wahrnehmen konnte, wenn man Zeitungen las, Radio hörte und ins Kino ging.

–––

K. K. wirft der Presse vor, dass sie »den Weltkrieg bewirkte und förderte, aus ihm als der einzige Sieger hervorging und es mit unaufhaltsamem Wachstum ihrer Geistesmacht bis zur Realisierung des Nationalsozialismus brachte« (*DW* 316). Das ist viel – zu viel, um es spontan gelten zu lassen oder abzutun. Vorerst sei also nur vermerkt, dass die Behauptung nicht gegen Zeitungen bestimmter Couleur gerichtet ist, sondern die »Verderblichkeit des in die Maschine diktierten wie immer gesinnten Worts« konstatiert. (ebd.) Die Kausalkette mag halten oder nicht, sie zeigt jedenfalls, wer in der *Dritten Walpurgisnacht* trotz aller medialen Konkurrenz die Hauptrolle spielt. Freilich tritt das Verderben in vielen Gestalten auf, sodass ein internationales Ensemble entsteht: Die deutsche Besetzungsliste reicht vom Kampforgan der NSDAP, dem *Völkischen Beobachter*, über die großen bürgerlichen Blätter, die *Frankfurter Zeitung* und die *Deutsche Allgemeine Zeitung*, bis zur Hauptstadtpresse mit überregionaler Bedeutung, dem *Berliner Tageblatt*, der *Vossischen Zeitung*, dem *Berliner Lokalanzeiger* und der *Berliner Illustrierten*; England ist mit der *Times* und dem *Manchester Guardian* vertreten, die französische Presse kommt hingegen nur allgemein vor; und was die österreichischen Titel betrifft, so liegt der Fokus einerseits auf der inländischen NS-Presse, namentlich der *Deutschösterreichischen Tages-Zeitung*, samt ihrem Fortsatz im liberalen Mäntelchen, als den K. K. das *Neue Wiener Journal* darstellt, und anderseits auf drei Tagblättern, die in der Ersten Republik zu den wichtigsten Österreichs zählten, weil sie für das gemäßigte politische Spektrum von links nach rechts standen – auf der *Arbeiter-Zeitung*, der *Neuen Freien Presse* und der *Reichspost*. Während die *Dritte Walpurgisnacht* ein polarisiertes Bild von der Haltung der ausländischen Presse zeichnet – hier die deutschen Zeitungen, die unisono das neue Regime unterstützen, dort die französischen und englischen Blätter, die eher um Aufklärung bemüht sind –, finden sich im eigenen Land Vertreter beider Lager. Die sogenannte *Dötz* sei Teil des nationalsozialistischen Propagandaapparats, dessen Hauptaufgaben in der Verherrlichung des »Führers« und dem Abstreiten von Verbrechen bestünden; das *Neue Wiener Journal* gelte zwar als unabhängiges Tagblatt, verhalte sich in Wahrheit aber wie die NS-Organe. Ein Verdikt, das K. K. auch über die *Neue Freie Presse* ausspricht: »An der natürli-

7 URL: http://www.shoa.de/drittes-reich.html (1.9.2014).

chen Verworfenheit des Neuen Wiener Journals, an dem Hang, Tatbestände zu verleugnen, zu verschweigen, im Notfall zu verfälschen und schon im Titel umzulügen, muß man nicht Anstoß nehmen. Aber was sagen die Glaubensgenossen, für die sie die Bibel war, zu den Einzelaktionen der Neuen Freien Presse?« (*DW* 103) Nicht zuletzt im Hinblick auf den größeren Absatzmarkt übernehme das bürgerliche Blatt die Kommuniqués der deutschen Regierung und verschweige Meldungen über Gewalttaten. Zwiespältig fällt dagegen das Urteil über die beiden Parteiorgane aus: »Die ›Arbeiter-Zeitung‹ täte gut, manche Leitartikel der ›Reichspost‹ (nicht alle) zu schreiben, und dieser wäre wieder zu empfehlen, die Dokumente jener zu berücksichtigen.« (*DW* 271) Das Zentralorgan der oppositionellen Sozialdemokratie zeichne sich durch eine sorgfältige Berichterstattung über die Vorgänge in Deutschland aus, ziehe jedoch nicht die richtigen Schlüsse aus den eigenen Nachrichten; beim christlichsozialen Regierungsblatt liege die Sache umgekehrt, dort herrsche ein Informationsmangel, während die Kommentierung der Ereignisse treffend sei.

Wenn ich die **Presselandschaft der *Dritten Walpurgisnacht*** überblicke, bleibt mein Augenmerk bei den letztgenannten Titeln hängen, die im Gegensatz zu den deutschen Zeitungen in der Lage waren, ungehindert über die ersten Monate der Machtergreifung berichten zu können. Obwohl die Vorstellung einer nationalsozialistischen Einheitspresse, zumindest für die Zeit vor Kriegsbeginn, überzogen ist,[8] besteht kein Zweifel an der Tatsache, dass publizistische Kritik an Hitlers Kabinett schon mit der am 4. Februar 1933 erlassenen Notverordnung »zum Schutze des deutschen Volkes« unterbunden wurde.[9] Die Schreibweise einer *Frankfurter Zeitung* unterschied sich fraglos auch weiterhin von jener des *Völkischen Beobachters*, aber Beiträge über das, was tatsächlich in den Kellern der SA-Heime vor sich ging, durfte kein Blatt drucken. In Österreich kam es im März 1933 ebenfalls zur Wiedereinführung der Vorzensur, die allerdings nur bei Angriffen gegen die eigene Regierung ausgeübt wurde. Das heißt, die österreichischen Zeitungen konnten über das Geschehen in Deutschland vorerst schreiben, was sie wollten. Die Frage, ob sie von dieser Möglichkeit Gebrauch machten, stellt sich aufgrund der politischen Fronten weder bei der NS-Presse noch bei der kommunistischen *Roten Fahne*. Wie jedoch die Organe des sozialdemokratischen, bürgerlichen und christlichsozialen Milieus auf die deutschen Ereignisse des Jahres 1933 reagierten, darüber lässt sich spekulieren, aber berechenbar ist es keineswegs. Kurz, die *Arbeiter-Zeitung*, die *Neue Freie Presse* und die *Reichspost* sollen das Rohmaterial der folgenden Analysen liefern, die sich mit drei leitmotivischen und multimedialen Diskursen der *Dritten Walpurgisnacht* befassen werden: Die Aussagen zur **Schutzhaft**, die in der Presse zu lesen und im Rundfunk zu hören waren, führen vom Reichstagsbrand zu den Konzentrati-

8 Vgl. Rudolf Stöber: »Presse im Nationalsozialismus«. In: Bernd Heidenreich u. Sönke Neitzel (Hg.): *Medien im Nationalsozialismus.* Paderborn 2010, S. 275–294.

9 Deutsches *Reichsgesetzblatt* (RGBl.) 1933/1, Nr. 8 vom 6.2.1933, S. 35–41.

onslagern; das Thema der **Zweiten Revolution** setzt mit Zeitungsartikeln über den Unmut der SA-Leute ein und kehrt in Zitaten aus Goethes *Faust*, Shakespeares *Macbeth* und der Rede *Antwort an die literarischen Emigranten* wieder, die Gottfried Benn in der Berliner »Funk-Stunde« gehalten hatte; der **deutsch-österreichische Konflikt** schließlich umfasst nicht nur gedruckte Berichte und Kommentare, sondern auch Ansprachen eines Radiokriegs und Szenen nationalsozialistischer Propagandafilme.[10]

II

Fakt ist, dass am 27. Februar 1933 kurz nach 21 Uhr ein **Feuer im Reichstagsgebäude** ausbrach und knapp eine halbe Stunde später, als bereits die rechte Seite des Westflügels und der zentral gelegene Plenarsaal brannten, ein nur mit Hose und Schuhen bekleideter junger Mann namens Marinus van der Lubbe im Haus festgenommen wurde.[11] Während sämtliche Feuerwehren Berlins damit beschäftigt waren, den Großbrand zu löschen, saß der 24-jährige Holländer beim Verhör und behauptete standfest, die Tat allein ausgeführt zu haben. Ungeachtet dessen, verbreitete der preußische Innenminister Hermann Göring, der als erstes Regierungsmitglied am Schauplatz eingetroffen war, sofort die Version, es handle sich um einen bolschewistischen Anschlag, hinter dem die Kommunistische Partei Deutschlands stecke, und stattete Kriminal-, Schutz- und Hilfspolizisten mit Haftbefehlen gegen oppositionelle Politiker und Autoren aus. Im Lauf der Nacht wurden in Berlin etwa 130 Personen verhaftet – darunter die Publizisten Carl von Ossietzky, Erich Mühsam und Egon Erwin Kisch. Am 28. Februar legte Hitler dem Reichspräsidenten eine Notverordnung vor, die »zum Schutz von Volk und Staat« dienen sollte, de facto aber die Reichsverfassung durch einen dauerhaften Ausnahmezustand ersetzte.[12] Denn mit Hindenburgs Unterschrift traten wesentliche Grundrechte wie die Freiheit von Person und Eigentum, die Meinungsäußerungs- und Pressefreiheit, das Vereins- und Versammlungsrecht sowie das Post- und Fernmeldegeheimnis außer Kraft. Die Verordnung war für ganz Deutschland gültig

10 Die *Arbeiter-Zeitung*, die *Neue Freie Presse* und die *Reichspost* werden mit der jeweiligen Chiffre, dem Erscheinungsdatum und der Seitenzahl im laufenden Text zitiert – Abendausgaben sind mit »Ab.« gekennzeichnet. Was die Auflage betrifft, so belief sich ihre Höhe 1933 beim sozialdemokratischen Blatt (*AZ*) auf 83.000 Stück, beim bürgerlichen (*NFP*) auf 51.400 und beim christlichsozialen (*Rp*) auf 29.100. Vgl. dazu Gabriele Melischek u. Josef Seethaler: *Auflagenzahlen der Wiener Tageszeitungen 1895–1933 in quellenkritischer Bearbeitung.* Wien 2001 (= Arbeitsberichte der Kommission für historische Pressedokumentation, Nr. 1), S. 14.

11 Vgl. dazu Sven Felix Kellerhoff: *Der Reichstagsbrand. Die Karriere eines Kriminalfalls.* Berlin 2008, S. 11–21.

12 RGBl. 1933/1, Nr. 17 vom 28.2.1933, S. 83. Vgl. dazu Thomas Raithel u. Irene Strenge: »Die Reichstagsbrandverordnung. Grundlegung der Diktatur mit den Instrumenten des Weimarer Ausnahmezustands«. In: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte.* Nr. 3/2000 (Jg. 48), S. 413–460.

und ermächtigte die Reichsregierung, falls die Landesbehörden den Weisungen aus Berlin nicht folgen würden, deren Befugnisse zu übernehmen. Es konnten nun Delikte wie Hochverrat, Brandstiftung oder politische Geiselnahme mit der Todesstrafe geahndet und Personen ohne gerichtliche Kontrolle in »Schutzhaft« genommen werden. Da die Presse der deutschen Kommunisten und Sozialdemokraten umgehend verboten wurde, waren es vor allem linke Organe im Ausland, die den Verdacht nährten, die Nationalsozialisten hätten den Reichstagsbrand als einen Anschlag inszeniert, um ungehindert gegen die politischen Gegner vorgehen und bei den Neuwahlen am 5. März 1933 als Retter des Reiches auftreten zu können. K. K. ist, wie mindestens ein halbes Dutzend Stellen der *Dritten Walpurgisnacht* zeigen, ein entschiedener Anhänger dieser Variante. Er weist auf das Ereignis und dessen Folgen wiederholt als Beispiel für den nationalsozialistischen »Wettkampf der Worte mit den Taten« hin: »Das geht so von der Feststellung an, daß alles was geschah zur Rettung vor den Kommunisten geschah, angefangen vom Reichstagsbrand, der durch sie geschah.« (*DW* 177f.) Es sei jedenfalls bedenklich, mit Politikern diplomatisch zu verkehren, »gegen die nebst allem, was erwiesen ist, der dringende Verdacht vorliegt, daß die Kommunisten den Reichstag angezündet haben« (*DW* 232).

In seinen Anspielungen folgt K. K. der Berichterstattung der *Arbeiter-Zeitung*, die schon am Morgen danach eine »Nazimache« vermutete und die amtlichen Darstellungen als »vollkommen unglaubhaft« bezeichnete: »Es spricht alles dafür, daß die Nazi die ›Schwatzbude‹ in Brand gesteckt haben, denn nur sie können ein Interesse daran haben. Die Entdeckung des angeblichen holländischen Kommunisten soll offenkundig den Vorwand für neue Terrorakte und für die verschärfte Verfolgung der Marxisten liefern. Der ›Bolschewismus‹ ist schuld – neue Verbote her, neue, immer tollere Unterdrückungsmaßnahmen! Der Reichstag brennt – die Marxistenhatz kann beginnen!« Dass in van der Lubbes Hosentaschen, wie in den ersten Kommuniqués behauptet wurde, außer seinem holländischen Pass ein kommunistisches Parteibuch gesteckt habe, sei ein »vollkommener Blödsinn«, der vielmehr die »absichtliche Mache« verrate. (*AZ* 28-02-1933, 1) Keine Zweifel an der Glaubwürdigkeit der offiziellen Version schien hingegen die *Neue Freie Presse* zu haben. Nach diesem »Flammengruß der Revolution«, beschwor ihr Leitartikel vom 28. Februar 1933, dürfe es in Deutschland nur mehr eine Partei geben, »nämlich die Partei des allgemeinen Wohles«, in deren Namen sich »alle Gutwilligen zu gemeinsamem Werke, zur Rettung vor dem Bolschewismus« zusammenfinden sollten. Im Angesicht der Gefahr besann sich das bürgerliche Blatt sogar des Allmächtigen, damit Hitler nicht vom rechten Weg abkomme: »Lasset uns beten, daß die Männer an der Spitze des Staates nicht sprechen: der Staat sind wir, dass ihre Arbeit nicht im Kleinkram erstarre, daß ihr Wille, dem Volk zu dienen, nicht an Parteigeist ersticke…« Nun müsse die Gelegenheit genutzt werden, »um endgültig die Böcke von den Schafen zu trennen und das Lebenswillige vom brandigen Krebsgewebe zu sondern«. Von der Zurückhaltung am Beginn des Beitrags, wo im Konjunktiv

berichtet wurde, »ein holländischer Kommunist habe die Tat vollbracht«, blieb im Fazit nicht viel übrig: »Der Kommunismus meldet sich als Hyäne des Schlachtfeldes. Er hat bisher noch aus jedem Wahlkampf Nutzen gezogen. Löschet den Brand, ehe es zu spät ist!« (*NFP* 28-02-1933, 1f.) Im Blattinneren brachte die *Neue Freie Presse* einen ausführlichen Bericht ihres Berliner Korrespondenten, der seine Augenzeugenschaft in einem szenischen Einstieg herausstellte. »Ungeheure Menschenmassen haben sich um das Reichstagsgebäude angesammelt. Die Polizei hat umfangreiche Absperrungen vorgenommen. Minister und Abgeordnete, an ihrer Spitze Reichstagspräsident Göring, dringen zu dem brennenden Gebäude vor. Das Innere des Hauses bietet ein Bild der Zerstörung. In den weiten Hallen liegen Balken und Trümmer.« Obwohl der Journalist, wie gegen Ende der Reportage eingeräumt wird, in dieser Nacht keine Möglichkeit hatte, den Reichstag zu betreten, erweckt er den Eindruck, das Feuer im Plenarsaal selbst gesehen zu haben. Um die Authentizität der Schilderungen zu erhöhen, stehen die Passagen der Brandbeschreibung im Präsens: »Der Sitzungssaal ist ein einziges Flammenmeer. Alles brennt, die Stühle der Abgeordneten, die Bank der Regierung und des Reichsrates, der Sitz des Präsidenten, die Tribünen und die hölzernen Wandverkleidungen, die sich bis hinauf unter die Kuppel ziehen.« Von außen betrachtet, verwandle sich das Geschehen in »ein schauerlich-schönes Bild. Über den Bäumen des in tiefem Dunkel liegenden Tiergartens schlagen die roten Flammen aus der Kuppel des brennenden Gebäudes hoch zum Nachthimmel.« (*NFP* 28-02-1933, 3) In der *Reichspost* war am Tag nach der Brandstiftung ebenfalls ein Gemisch aus tatsächlichen und erdichteten Sinneseindrücken zu lesen, das allerdings nicht von einem Korrespondenten, sondern einer Nachrichtenagentur stammte, dem **Wolff**schen Telegraphenbüro, das von insgesamt dreißig Brandherden berichtete, von denen noch einige »in Gestalt von Benzinflaschen« vorhanden gewesen seien. »Die Täter« hätten genügend Zeit zur Vorbereitung gehabt, »da die Beamten des Hauses schon früher weggegangen waren. / Der verhaftete Täter besitzt einen holländischen Paß und Ausweispapiere der niederländischen Kommunistenpartei.« Das christlichsoziale Organ musste aus diesen Informationen nur noch den richtigen Schluss ziehen: »Die bisher vorliegenden Nachrichten über die Entstehung der Brandkatastrophe führen zu der Vermutung, daß es sich um eine kommunistische Aktion handelt, die als ›Propaganda der Tat‹ zu bewerten wäre, da ein unmittelbarer politischer Zweck dieses Verbrechens nicht zu erkennen ist. Da nicht weniger als dreißig Brandherde festgestellt wurden, ist mit Gewißheit anzunehmen, daß es sich nicht um die Tat eines einzelnen handelt, sondern um eine wohlvorbereitete Verschwörung.« Fraglich sei jedoch, wie die »planmäßige Brandstiftung trotz der strengen Überwachung des Hauses« erfolgen habe können. Bis die näheren Umstände des Delikts geklärt seien, böte sich »Vermutungen und Gerüchten ein weiter Spielraum«, weshalb man die Ergebnisse der polizeilichen Untersuchung abwarten müsse. (*Rp* 28-02-1933, 1)

Erste Ermittlungserfolge konnte die *Reichspost* schon in der nächsten Nummer

bekannt geben. Denn wie die Nebenausgabe des Wolff-Büros meldete, der Nachrichtendienst **»Conti«**, den auch K. K. zu den offiziellen Quellen zählt (*DW* 181), bewiesen die Dokumente, die eine Razzia in der kommunistischen Parteizentrale, dem Karl-Liebknecht-Haus, zutage gefördert habe, dass »systematische Terrorakte von kommunistischer Seite« vorbereitet worden seien. Es lägen nicht nur »Pläne über die Festnahme von Geiseln«, namentlich der »Frauen und Kinder bestimmter Persönlichkeiten«, sondern auch detaillierte »Angaben über Brandstiftungen in öffentlichen Gebäuden« vor. Was den Anschlag auf das Reichstagsgebäude betreffe, sei inzwischen belegt, dass Ernst Torgler, der Vorsitzende der KPD-Fraktion, »mit mehreren Brandstiftern einige Stunden im Reichstage« verkehrt habe. Van der Lubbes Komplizen seien vermutlich durch »die unter dem Reichstagsgebäude befindlichen Gänge für die Heizungsanlagen nach dem Wohngebäude des Reichstagspräsidenten« geflohen. (*Rp* 01-03-1933, 1) Der gestellte Täter habe, wie eine Nachricht ohne Quellenangabe mitteilte, »die Verbindung mit der SPD zugegeben«, weshalb sowohl die kommunistischen als auch die »Zeitungen, Zeitschriften, Flugblätter und Plakate der sozialdemokratischen Partei« nicht mehr erscheinen dürften. (ebd.) Im Leitartikel zeigte das Blatt Verständnis für die harten Maßnahmen der deutschen Regierung, denn der »Kampf gegen den Kommunismus im Reich ist nach allen Seiten gerechtfertigt«, da eine Partei, »die sich die Zerstörung der europäischen Ordnung und Kultur und die physische Vernichtung des Bürgertums zur Aufgabe gemacht hat«, keinen Anspruch auf demokratische Freiheiten erheben dürfe. Hitlers »Kampf gegen die Demokratie« richte sich aber nicht gegen »ein nach Europa verpflanztes Asiatentum«, sondern gegen »die wenigen, noch aufrecht stehenden Reste der Weimarer Verfassung«. (*Rp* 01-03-1933, 2) Folglich beklagte die *Reichspost* in einem Kommentar über die »Kritikscheue der Harzburger«, dass das Regime auch die Meinungsäußerungen der katholischen Organe und Politiker unterdrücke. »Der deutsche Rundfunk steht ganz im Dienste der nationalsozialistischen Wahlpropaganda, die Funkhörer werden mit Ansprachen der Harzburger Führer und mit Stimmungsberichten des Propagandaleiters Dr. Goebbels bombardiert. […] Die Aussendungen und Meldungen des (amtlichen, bezw. halbamtlichen) Wolffbureaus stehen unter nationalsozialistischer Redaktion und spiegeln die Auffassungen und Wünsche der herrschenden Partei.« Von dieser »drakonischen Pressezensur« seien nicht nur linke Blätter betroffen, »sondern die Zeitungen aller nicht der Harzburger Parteienkoalition angehörenden Richtungen«. (*Rp* 01-03-1933, 3) Zwei Wochen später kam das christlichsoziale Organ auf diese Frage in einem Leitartikel zurück, der betonte, wie stark die Aufhebung der Meinungsfreiheit in Deutschland den Informationsfluss nach Österreich beeinträchtige: »Die Meldungen, die aus dem Reich über die Grenze gelangen, stehen unter Zensur oder sind schon im Hinblick auf eine Zensur verfaßt. Der Draht meldet nur Dinge, die der Regierung und den Regierungsparteien genehm sind, auch das Briefgeheimnis gilt nicht mehr und die Zeitungskorrespondenten in den deutschen Städten sind zu äußerster Vorsicht genötigt. Die Berichterstattung aus dem Reich

ist daher sehr lückenhaft und einseitig.« (*Rp* 15-03-1933, 1) Auf die Leser des Blattes wirkte sich diese Situation insofern gravierend aus, als sie im Gegensatz zu jenen der *Arbeiter-Zeitung* und der *Neuen Freien Presse* keine Möglichkeit hatten, der offiziellen Darstellung der Ereignisse zu entgehen. Obwohl sich die *Reichspost* bewusst war, dass die Wolff- und Conti-Meldungen zensuriert wurden, stammte der überwiegende Teil ihrer Berichterstattung aus Deutschland von diesen beiden Agenturen, die spätestens ab Herbst 1931, als die Aktienmehrheit des 1848 gegründeten Wolffschen Telegraphenbüros in Staatsbesitz übergegangen war, den Reichsregierungen als amtliche Nachrichtendienste zur Verfügung standen.[13] Daneben gab es seit 1913 die »Telegraphen-Union«, die noch während des Ersten Weltkriegs in den Medienkonzern von Alfred Hugenberg eingegliedert wurde und sich im Lauf der 1920er Jahre zum größten Konkurrenten des Wolff-Büros entwickelte. Da der Vorsitzende der Deutschnationalen Volkspartei Wirtschaftsminister im sogenannten »Kabinett der nationalen Konzentration« war, hatte Hitlers Regierung von Anbeginn Zugriff auf die beiden wichtigsten Nachrichtenagenturen Deutschlands, die mit Jahresende 1933 zum »Deutschen Nachrichtenbüro« zusammengeschlossen wurden. Alternativ brachte die *Reichspost* Beiträge, die mit dem Kürzel »TK« versehen waren, was für »Telegraphenkompagnie« stand. Wie eine Meldung über die Konkordatsverhandlungen des deutschen Vizekanzlers Franz von Papen belegt, dachte sie, anhand dieser kleinen Wiener Agentur Auslandsberichte »aus privater Quelle« beziehen zu können (*Rp* 02-07-1933, 3) – ein Irrglaube, der durchaus im Interesse der Telegraphenkompagnie lag. Denn hinter dem scheinbar unabhängigen Pressedienst stand seit 1927 die Nachrichtenagentur »Europapress«, die wie das österreichische Partnerbüro als kommerzielles Unternehmen getarnt war, de facto aber wesentlich vom deutschen Staat finanziert und beeinflusst wurde.[14] So verwundert es nicht, dass die vermeintlich private Informationsquelle im Gegensatz zur »Amtlichen Nachrichtenstelle« auch nach 1938 in Wien bestehen blieb: Die Telegraphenkompagnie habe, wie das deutsche Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda ihren Einsatz bei der publizistischen Vorbereitung der Annexion bilanzierte, »einen ständigen guten Abdruck in der österreichischen Systempresse« nachgewiesen.[15]

Dass das »Wolff-Büro unter Nazizensur« stehe, berichtete die *Arbeiter-Zeitung* schon am Tag nach dem Reichstagsbrand. »Die Unsicherheit über alles, was in Deutschland vorgeht, wird noch dadurch erhöht, daß den Meldungen der offiziellen und halboffiziellen deutschen Nachrichtenagenturen keinerlei Glaubwürdigkeit mehr beizumessen ist. Seit einigen Tagen werden sämtliche Nachrichten des

13 Vgl. André Uzulis: *Nachrichtenagenturen im Nationalsozialismus. Propagandainstrumente und Mittel der Presselenkung.* Frankfurt a. M. 1995 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe III: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 636), S. 43f.

14 Vgl. André Uzulis: *Nachrichtenagenturen im Nationalsozialismus*, S. 52 u. 93–99.

15 Zit. nach André Uzulis: *Nachrichtenagenturen im Nationalsozialismus*, S. 158.

Wolffschen Büros von drei Beauftragten der Nazi kontrolliert.« (*AZ* 28-02-1933, 1) In der folgenden Ausgabe prangerte das sozialdemokratische Organ die »große Masse der bürgerlichen Blätter« an, die die »offenkundigen Ausgeburten der nationalsozialistischen Phantasie« ohne Gegenäußerungen wiedergäben. Wie im Jahr 1914, als in den ersten Kriegstagen die Mär von den serbischen Brunnenvergiftern kursiert habe, werde nun verbreitet, dass man im Karl-Liebknecht-Haus auf Pläne der Kommunisten gestoßen sei, Wasserleitungen und Lebensmittel zu vergiften. (*AZ* 01-03-1933, 1) Die *Arbeiter-Zeitung* selbst verschwieg die Berliner Aussendungen nicht, sondern setzte sie unter Anführungszeichen gegen die Auftraggeber ein – als Beweise für die Verlogenheit der NS-Führer und die Widersprüchlichkeit ihrer Argumentation. Anfangs wurden die Leser ausdrücklich vor den »Schauergeschichten« des »Amtlichen Preußischen Pressedienstes« und den Nachrichten des Wolff-Büros, »die offizielle Zentrale der Nazilügen«, gewarnt (*AZ* 01-03-1933, 3 u. 02-03-1933, 5); später begann das Blatt aber, die Meldungen der deutschen Agenturen lediglich durch ironische Überschriften zu diskreditieren. Ein Titel, der sich nach dem Reichstagsbrand zu einem laufenden Scherz entwickelte, lautete: »Van der Lübbe hat es getan!« (z. B. *AZ* 09-03-1933, 5 u. 14-03-1933, 4) Damit wurden jene Wolff- und Conti-Berichte erledigt, die für Verbrechen nationalsozialistischer Täter »kommunistische Spitzel und Provokateure« verantwortlich machten. Um aus seiner Sicht wahrheitsgetreue Informationen über das Geschehen in Deutschland bieten zu können, setzte das sozialdemokratische Organ eigene Korrespondenten ein, zitierte aus der ausländischen Presse und veröffentlichte Nachrichten, denen die Quellenangabe »T. R.« vorangestellt war. Dabei handelte es sich vermutlich um die private Funkagentur »Transatlanticradio«, die ein Schweizer Unternehmer namens Fritz Simon betrieb.[16] Die »Transradio«, wie das als Finanzdienst gegründete Nachrichtenbüro auch genannt wurde, lieferte seit Ende der 1920er Jahre zusätzlich politische Berichte und besaß eine Station in Innsbruck, die den direkten Empfang von Funkmeldungen aus England ermöglichte. Es ist bezeichnend, dass die erste Gegendarstellung der *Arbeiter-Zeitung* zum Reichstagsbrand von dieser Schweizer Agentur stammte: Marinus van der Lubbe sei nicht, wie in den offiziellen Aussendungen behauptet, Mitglied der kommunistischen Partei Hollands, sondern bereits vor zwei Jahren aus der Organisation ausgeschlossen worden und habe sich laut Auskunft der niederländischen Kriminalpolizei seither »als fanatischer Antikommunist« betätigt. (*AZ* 01-03-1933, 2) Im Lauf der nächsten Wochen beschäftigte sich das Blatt immer wieder mit den Hintergründen des Anschlags vom 27. Februar 1933. Es versuchte, im Verein mit ebenfalls linksgerichteten Zeitungen im Ausland wie dem Pariser *Populaire* oder dem *Manchester Guardian* öffentlich zu beweisen, dass der Reichstagsbrand von Nationalsozialisten organisiert wurde. Als sicheres Indiz für den »Nazischwindel«

16 Vgl. Edith Dörfler u. Wolfgang Pensold: *Die Macht der Nachricht. Die Geschichte der Nachrichtenagenturen in Österreich.* Wien 2001, S. 323f. u. 337f.

betrachtete die *Arbeiter-Zeitung* etwa die Tatsache, dass van der Lubbes Name im Pass, den er bei der Brandstiftung bei sich getragen habe, mit »ü« geschrieben sei, einem Buchstaben, den das holländische Alphabet nicht enthält. (*AZ* 07-03-1933, 1) Dass die deutschen Behörden das Faksimile des Ausweises selbst veröffentlicht hatten, bestätigte das Bild der sich in ein Lügennetz verstrickenden NS-Täter, das der nächste Entlarvungsbericht durch den Hinweis auf den unterirdischen Heizungsgang zwischen dem Reichstagsgebäude und dem Palais des Reichstagspräsidenten zu vervollständigen suchte. Entgegen der offiziellen Version handle es sich dabei nicht um den Fluchtweg kommunistischer Terroristen, sondern um den Tatweg jener SA-Männer, die Göring, der Reichstagspräsident, mit der Brandstiftung beauftragt habe. (*AZ* 19-03-1933, 3) Im selben Beitrag war auch eine Behauptung zu lesen, die K. K. aufgreift, nämlich dass die Nationalsozialisten geplant hätten, das Feuer erst in der Nacht vom 2. auf den 3. März zu legen, der »Kampf zwischen Nazi und Deutschnationalen« aber zu der überstürzten, mit allen Mängeln behafteten Vorgangsweise geführt habe. Wie das Zentralorgan der österreichischen Sozialdemokratie im Juli ergänzte, sei außerdem die Nachricht vom kommunistischen Anschlag auf den Reichstag »eine volle Stunde vor dem Ausbruch des Feuers« von SA-Truppen in Berlin verbreitet worden. (*AZ* 08-07-1933, 4) In der *Dritten Walpurgisnacht* verzahnen sich die beiden Aussagen: »Dagegen dürfte die Behauptung«, schreibt K. K., »daß der Retter die Nachricht von der Anzündung des Reichstags durch die Kommunisten bereits eine Stunde vor dieser verbreiten ließ, insofern auf einem Irrtum beruhen, als der Brand selbst vor dem angesetzten Termin erfolgt war.« (*DW* 283f.)

Mit solchen Spitzfindigkeiten gab sich die *Neue Freie Presse* nicht ab. Nachdem die deutsche Regierung grundlegende Freiheitsrechte per Notverordnung außer Kraft gesetzt und bereits die Verhaftung politischer Gegner veranlasst hatte, veröffentlichte das bürgerliche Blatt einen Leitartikel, der sich auf den Freiheitsbegriff in Fichtes *Reden an die deutsche Nation* berief: »Würde Johann Gottlieb Fichte heute noch ebenso sprechen und müßte er nicht alle Werte seines Lebens umwerten angesichts der herzzerreißenden Entwicklung in Deutschland?« Gewiss, es sei betrüblich, das Volk der Dichter und Denker in Ketten zu sehen; über die Frage, wer den Ausnahmezustand zu verantworten habe, bestünde jedoch kein Zweifel mehr. »Der Kommunismus hat durch seine unglaublichen und fluchwürdigen Verirrungen das Stichwort geliefert für diese ganze Flut von scharfen und ernsten Maßregeln. Die Funde im Karl-Liebknecht-Haus scheinen wirklich sensationellen Charakter zu tragen, und seit den Greueln der Kriegs- und Nachkriegszeit hat man ähnliche schauderhafte Dinge noch nicht gehört. […] Nun erfahren wir sogar, daß Vergiftungen in dieser Hexenküche des Verbrechens vorbereitet wurden; und wirklich, man muß glauben, daß diese Menschen gänzlich den Verstand verloren und völlig aus der Psychologie des wütendsten Spartakismus heraus gehandelt haben.« (*NFP* 01-03-1933, 1) Der Erfolg der deutschen Kommunisten müsse als Effekt der Arbeitslosigkeit betrachtet werden. Denn während die Reichstagsfrak-

tion der KPD Mitte der 1920er Jahre keine fünfzig Abgeordnete gezählt hatte, sei die Mandatsziffer bis zum Herbst 1932 auf »die furchtbare Höhe von hundert« gestiegen, und zwar »trotz der ganz kolossalen Arbeit des Nationalsozialismus und der populären Strömung zugunsten Hitlers«. Das Ziel, die Menschen »der Verführung der Bolschewiken zu entziehen, das Gift des Marxismus aus ihnen zu vertreiben«, könne man schwerlich durch restriktive Maßnahmen erreichen; das einzige Mittel, mit dem sich »der Kommunismus ausrotten« lasse, sei »positive Arbeit« der Regierung. (*NFP* 01-03-1933, 2) Die Nachricht über die Ereignisse am Tag nach dem Reichstagsbrand stammte vom Korrespondenten der *Neuen Freien Presse*, der die »Erklärungen in maßgebenden Kreisen« wie üblich in abhängiger Rede referierte: »In Deutschland, wird weiter erklärt, kommt eine neue Zeit. Die parlamentarisch-demokratische Zeit ist endgültig überwunden. Nach nicht mehr allzu langer Zeit wird man sehen, was Adolf Hitler für die ganze Welt bedeute im Abwehrkampf gegen den Kommunismus. Nach dieser Regierung kann nur der brutale Kommunismus kommen, und darum müsse diese Regierung bleiben.« (*NFP* 01-03-1933, 3) Dass der Modus der Wiedergabe zwischen Konjunktiv und Indikativ wechselt, erhöht die Glaubwürdigkeit der nationalsozialistischen Darstellung und stellt keine Ausnahme, sondern den Regelfall in der Berichterstattung des bürgerlichen Blattes dar, das die Quelle bei kürzeren, von Nachrichtenagenturen übernommenen Meldungen in der Regel gar nicht anführte. Namentlich genannt wurden nur außergewöhnliche Autoren wie der deutsch-jüdische Schriftsteller Kurt Münzer, der die »Schreckensnacht in Berlin« feuilletonistisch Revue passieren ließ: »Es war wie ein Symbol, ein Fanal der blutigen Zeit, als in der Nacht vom Montag zum Dienstag, dem letzten Februartag, ein roter Feuerschein über dem Regierungsviertel Berlins am Himmel erschien.« Ein junger Mann habe rein zufällig bemerkt, wie es hinter den Fenstern des Gebäudes rot schimmerte, und ehe »er sich noch ganz klar war, was es bedeutete, gab er die Meldung ins Telephon: Feuer im Reichstag…« Ganz »ausgeschreckt« sei Berlin inzwischen, »der allnächtliche Mord, die alltägliche Schießerei, die gesprengte Demonstration, heut kann es im eigenen Haus, kann es einer aus der Familie sein, die Hupen da draußen: Gilt es mir? Gilt es dir nebenan?« Nein, die Wagen fuhren weiter, hin zum Reichstag, der schon lichterloh brannte. »Während der Sockel des Gebäudes finster und unversehrt stand, wogten um die Dächer und Türmchen, die Reiterfiguren daneben, die Göttinnen und Götter die roten Fluten des Feuers. Jetzt zischten die Scheinwerfer auf, ein Meer von Licht ergoß sich über das Meer der Flammen, es konnte eine Filmaufnahme sein, sensationellster Filmeinfall, Millionenfilm, ein ganzes Volk hat sich arm gemacht für ihn.« An die Schilderung des Brandes schloss sich ein Absatz über die Geschichte des zerstörten Hauses, das der »Schweiß, der Hunger, die Tränen, aber auch die Hoffnungen eines Volkes« errichtet hätten und das zwar gewaltig, jedoch nicht schön gewesen sei, da es für eine »eklektische, fremde Größe bergende Art« des Bauens gestanden habe. Nun hingegen, nachdem das Löschwasser an der Fassade der Ruine gefroren war, bilde der Reichstag ein natürliches

Kunstwerk von »jener Schönheit, die der Mensch nur anbeten, nicht erfinden kann«. (*NFP* 02-03-1933, 2)

Im Gegensatz zur *Arbeiter-Zeitung* kamen die *Reichspost* und die *Neue Freie Presse* erst im Herbst auf den Reichstagsbrand zurück. Denn am 21. September 1933 begann in Leipzig der **Reichstagsbrandprozess** gegen Marinus van der Lubbe und vier weitere Angeklagte, den Vorsitzenden der KPD-Fraktion, Ernst Torgler, und drei bulgarische Kommunisten, die am 9. März in Berlin verhaftet worden waren. Als der Termin des Gerichtsverfahrens bekannt wurde, mit dem laut K. K. »die in der Weltgeschichte wie in der Kriminalgeschichte noch nicht dagewesene Schwierigkeit« verbunden sei, »daß die Täter der Justiz den Fall in Auftrag geben« (*DW* 299), brachte das sozialdemokratische Organ einen langen Artikel, der die wichtigsten Indizien für eine nationalsozialistische Täterschaft zusammenfasste. (*AZ* 25-08-1933, 3f.) Der Beitrag wies eingangs auf das in der Schweiz erschienene *Braunbuch über Reichstagsbrand und Hitlerterror*[17] hin und führte dann Argumente an, die teils bis heute diskutiert werden, teils aus der Luft gegriffen erscheinen. Brisant sind etwa die Hinweise auf die ursprünglichen Aussagen des Berliner Oberbranddirektors Walter Gempp und auf die Denkschrift des deutschnationalen Fraktionschefs Ernst Oberfohren, die auch in der *Dritten Walpurgisnacht* erwähnt wird. (*DW* 207) Gempp hatte nach ersten Untersuchungen am Tatort ausgeschlossen, dass van der Lubbe das Feuer allein gelegt haben konnte, da man auf Brandstiftungsmaterial im Umfang einer Lastwagenladung gestoßen sei. Außerdem habe ihm Göring ausdrücklich verboten, sofort die höchste Alarmstufe auszurufen. Der Leiter der Berliner Feuerwehr wurde daraufhin fristlos abgesetzt, später in ein Korruptionsverfahren verwickelt und schließlich, am 2. Mai 1939, erdrosselt in seiner Gefängniszelle aufgefunden.[18] Der Polizeibericht sprach von Selbstmord, genauso wie bei Oberfohren, der sich am 7. Mai 1933 in seiner Kieler Wohnung erschossen haben soll. Die unter seinem Namen veröffentlichte Broschüre bestätigte die These, dass SA-Leute, die durch die unterirdischen Heizungsgänge ins Gebäude gelangt waren, den Reichstag im Auftrag Görings angezündet und van der Lubbe dort als Sündenbock zurückgelassen hatten. Entgegen der Darstellung in der *Arbeiter-Zeitung* war Oberfohren aber nicht der Autor, sondern allenfalls die Informationsquelle des Memorandums, das vermutlich von kommunistischen Emigranten verfasst und verbreitet wurde.[19] Während dieser Irrtum durch die dubiosen Todesumstände im Fall Oberfohren erklärlich ist, muten andere spekulative Annahmen des Blattes nicht nur tendenziös, sondern hetzerisch an, wodurch auch die stichhalti-

17 Vgl. zum Folgenden *Braunbuch über Reichstagsbrand und Hitlerterror.* Basel 1933, S. 54–57, 77–80 u. 111f.

18 Vgl. Karl Dietrich Bracher: »Stufen totalitärer Gleichschaltung: Die Befestigung der nationalsozialistischen Herrschaft 1933/34«. In: Wolfgang Michalka (Hg.): *Die nationalsozialistische Machtergreifung.* Paderborn u. a. 1984, S. 13–28, hier: S. 21f.

19 Vgl. Alexander Bahar, Walther Hofer u. a. (Hg.): *Der Reichstagsbrand. Eine wissenschaftliche Dokumentation.* Freiburg 1992 (= Unerwünschte Bücher zum Faschismus, Bd. 4), S. 341–354.

gen Einwände gegen die Reichstagsbrand-Version der Nationalsozialisten an Glaubwürdigkeit verlieren. Im selben Bericht wurde beispielsweise behauptet, der angeblich homosexuelle van der Lubbe sei bereits 1931 bei einer Wanderung durch Deutschland in die Fänge eines gewissen Georg Bell geraten, der seinem Vorgesetzten, dem SA-Stabschef Ernst Röhm, »die von seiner anormalen Veranlagung benötigten jungen Leute« besorgt habe. (*AZ* 25-08-1933, 3) Schon im März hatte die *Arbeiter-Zeitung* einen Konnex zwischen Bell, der im folgenden Monat in Tirol von Nationalsozialisten erschossen wurde, und dem Reichstagsbrand konstruiert: Der mysteriöse Geschäftsmann fungiere als Vermittler zwischen führenden Nazis und der britischen Erdölindustrie, die mithilfe des inszenierten Anschlags versucht habe, »das russische Petroleum vom deutschen Markt zu verdrängen, die russischen Handelsbeziehungen mit Deutschland zu sprengen, die russische Ausfuhr lahmzulegen und an diesen Flammen, wenn möglich, den heiligen Krieg des internationalen Kapitals gegen Sowjetrußland zu entzünden!« (*AZ* 19-03-1933, 4) Über den Verlauf des Reichstagsbrandprozesses berichteten alle drei Blätter ausführlich – die *Arbeiter-Zeitung* betont kritisch, die *Neue Freie Presse* leichtgläubig und die *Reichspost* anhand der Aussendungen des Wolff-Büros. Das Verfahren dauerte drei Monate und endete mit der Verurteilung van der Lubbes zum Tode und einem Freispruch der Mitangeklagten. Ein »sensationelle[s] Urteil«, wie das bürgerliche Blatt feststellte: »Unbefangen zu bleiben, da so viele öffentliche Interessen im Spiele sind, wahrlich eine Aufgabe für einen Übermenschen der Gerechtigkeit.« (*NFP* Ab. 23-12-1933, 2) Das christlichsoziale Organ lobte zwar auch die Objektivität des Gerichts, bezeichnete den Prozess selbst aber als nutzlos, da er »weder den kriminellen Tatbestand noch den politischen Hintergrund« geklärt habe. Ein »schwerer Mißgriff« sei jedenfalls die Anklage der drei Bulgaren gewesen; und dass die deutschen Behörden nach dem Reichstagsbrand »offenkundige Unwahrheiten« veröffentlicht hätten, namentlich die Behauptung, van der Lubbe habe die Zusammenarbeit mit den Sozialdemokraten zugegeben, müsse ebenfalls als verhängnisvoller Fehler bewertet werden. Für die Richtigkeit der »ungeheuerlichen Anschuldigung«, wonach das Feuer von Nationalsozialisten gelegt worden sei, gäbe es freilich auch keinerlei Beweise. (*Rp* 24-12-1933, 4f.) Das Arbeiterblatt hob das Gegenteil als das eigentliche Ergebnis des Verfahrens hervor: »da erwiesen ist, daß van der Lübbe den Reichstag nicht allein angezündet haben kann, da aber zugleich die Anklage, die die Kommunisten zu seinen Mitschuldigen machen wollte, trotz aller Mühe schmählich zusammenbrach – wer also bleibt übrig?« (*AZ* 24-12-1933, 2) Zwei Prämissen, die bis heute den Schluss nähren, dass der Reichstagsbrand eine nationalsozialistische Tat war.

–––

Seitdem die Reichstagsbrandverordnung die Möglichkeit geschaffen hatte, Personen willkürlich in **»Schutzhaft«** zu nehmen, explodierte die Zahl oppositioneller

Funktionäre, die in Kellern und Lagerhallen festgehalten und gefoltert wurden. Der nationalsozialistische Innenminister Wilhelm Frick kündigte am 9. März 1933 an, dass den kommunistischen Abgeordneten, für die im neuen Reichstag kein Platz sei, »in einem Konzentrationslager Gelegenheit geboten« werde, sich wieder an »fruchtbare Arbeit« zu gewöhnen. Sobald die »roten Genossen« zu »nützlichen Gliedern der Nation erzogen« seien, heiße man sie »als vollwertige Volksgenossen willkommen«. Verschwinden müssten auch die Vertreter der Sozialdemokratie, jener »Wurzel, die den Kommunismus hervorgebracht« habe. (*Rp* 11-03-1933, 3) Ein paar Tage später gab Heinrich Himmler, der SS-Chef, in seiner Funktion als Polizeipräsident von München bekannt, dass in Dachau ein Konzentrationslager für »kommunistische Funktionäre und marxistische Führer« eröffnet werde. (*AZ* 21-03-1933, 4) Es war das erste und bekannteste einer Reihe von Lagern, die im Lauf der nächsten Wochen zur »Konzentration« der »Schutzhäftlinge« errichtet wurden.[20] Was das politische Geschehen in Deutschland betrifft, stellt der gewalttätige Umgang der Nationalsozialisten mit ihren Gegnern das Hauptthema der *Dritten Walpurgisnacht* dar. K. K. dokumentiert anhand konkreter Fälle, was sich 1933 in den Konzentrationslagern und SA-Heimen abgespielt hat, indem er einerseits Augenzeugenberichte und anderseits Aussendungen deutscher Nachrichtenagenturen und Pressestellen zitiert. Dass bei ersteren in der Regel keine Quellen angegeben sind, verleitet zu der Annahme, die Schilderungen stammten von persönlichen Informanten. Tatsächlich bezieht K. K. sein Material auch hier aus Tageszeitungen, die zumindest in Österreich Darstellungen beider Seiten – der Opfer wie der Täter – brachten. Als Beispiel kann der **Fall Ernst Eckstein**[21] dienen, der in der *Dritten Walpurgisnacht* aus einer Meldung der *Neuen Freien Presse* und zwei Artikeln der *Arbeiter-Zeitung* montiert ist. In dieser Passage, die am Beginn einer ausführlichen Analyse der KZ-Berichterstattung steht, bricht K. K. die offizielle Version der Todesumstände des Breslauer Anwaltes, der dem Vorstand der Sozialistischen Arbeiterpartei angehört hatte, in zweifacher Hinsicht auf – zum einen inhaltlich, indem er die Beobachtungen eines Mitgefangenen anführt, und zum anderen durch eine formale Verwandlung des amtlichen Täuschungsversuches in eine ironische Erzählung, wobei der Unterschied lediglich in der Haltung des Autors liegt. Dass Ironie nichts weiter als ersichtlich gemachte Lüge ist, zeigt diese Montage klar, die schildern soll, »wie ein Fall, hingestellt als eine der grausigsten Bluttaten nach einem Verzweiflungsausbruch des Ermordeten, sich in Wahrheit abgespielt hat«:

20 Vgl. dazu Wolfgang Benz u. Barbara Distel (Hg.): *Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Bd. 2: Frühe Lager, Dachau, Emslandlager.* München 2005.

21 Vgl. dazu Fritz Stern: *Fünf Deutschland und ein Leben. Erinnerungen.* Übers. v. Friedrich Griese. München 2007, S. 105, 111, 122.

Dr. Ernst Eckstein, der *als einer der ersten politischen Funktionäre* in Schutzhaft genommen wurde

– also geradezu ein Akt der Protektion –

konnte sich nur schwer mit den Bedingungen der Haft abfinden … **[1]**

Man hatte ausgesprengt, diese Bedingungen wären Zwangsarbeit unter Kolbenstößen, Peitschenhieben ins Gesicht **[2]**, Einnahme von Ricinus, Teilnahme an Sprechchören, und was dergleichen Mißverständnisse mehr sind. Gab es doch auch gelegentliche Rundfahrten durch die Stadt in einem niedrigen Rollwagen, angeblich unter dem Gejohle nationaler Kämpfer, während andere Zuschauer erschüttert weinten. **[3]**

Noch vor 14 Tagen war er *bei Arbeiten für* das Breslauer Konzentrationslager *beschäftigt*. **[4]**

Keineswegs »im«; eine Art Bürotätigkeit. Freilich nicht ohne körperliche Ertüchtigung, die der tatkräftige Heines **[5]**, der selbst einst ein Beispiel gegeben hat, für seine Schutzbefohlenen vorsieht. Einer von diesen behauptet:

Er mußte schwere Steine karren und wurde, wenn wir anderen Ruhe hatten, zum Reinigen der Latrine kommandiert. Während er in deren Inhalt herumwühlen mußte, wurde er Besuchern des Lagers gezeigt. **[6]**

Doch, wie das schon so kommt, trotz solcher Ablenkung überließ er sich kopfhängerischer Schwermut, zu der er offenbar neigte. In einem Anfall, nämlich

von seelischer Depression verübte er in seiner Zelle einen Selbstmordversuch. Zuletzt verweigerte er die Aufnahme von Nahrung, so daß sie

– man wollte ihn dem Leben und der Arbeit erhalten –

ihm künstlich zugeführt werden mußte. **[7]**

Man tat das Erdenklichste. Ärzte wurden herbeigeholt. Sie führen sein Ableben

in *erster* Linie auf die *freiwillige Selbstaufgabe* zurück. **[8]**

die er leider wichtigeren Aufgaben, die seiner harrten, vorzog. Man hatte ihn, kombinierte die Greuelphantasie, von Breslau nach Oels gebracht (Sitz des Kronprinzen), wo ihm »in stundenlangem Prügeln Lungen und Nieren zerschlagen wurden« **[9]**; er wimmerte die ganze Nacht; es hieß

anscheinend sei er im Kopf nicht mehr ganz in Ordnung. . . . Man brachte ihn seiner unglücklichen Mutter . . Sie ließ ihn in die Irrenanstalt an der Einbaumstraße überführen; dort ist er dann bald gestorben. **[10]** (*DW* 204f.)

Wenn man das Kommuniqué als ironisch begreift, wozu die »kakanischen« Einschübe und Sperrungen anleiten, dann lässt die Verkehrung dessen, was dort behauptet wird, das wirkliche Geschehen erahnen. Mit anderen Worten, schon die Lektüre der kurzen Nachricht in der *Neuen Freien Presse*, die sich auf eine »Polizeipressestelle« berief, offenbart K. K. zufolge, was sich ereignet hatte: »Dr. Eckstein, der als einer der ersten politischen Funktionäre in Breslau in Schutzhaft genommen worden war, konnte sich nur schwer mit den Bedingungen der Haft abfinden.

[1] Er erlitt vor einiger Zeit einen seelischen Zusammenbruch. Noch vor vierzehn Tagen war er bei Arbeiten für das Breslauer Konzentrationslager beschäftigt. **[4]** In einem Anfall von seelischer Depression verübte er in seiner Zelle einen Selbstmordversuch, der jedoch rechtzeitig entdeckt worden ist. In den drei letzten Tagen hatte er die Aufnahme von Nahrung verweigert, so daß sie ihm künstlich zugeführt werden mußte. **[7]** Die Ärzte führen den Tod Ecksteins in erster Linie auf diese freiwillige Selbstaufgabe zurück. **[8]**« (*NFP* 09-05-1933, 3f.) Dieser Aspekt ist wichtig, weil die starren Fronten, die das politische Leben in der Ersten Republik prägten, vermuten lassen, dass die Berichte der linken Organe von den Lesern der bürgerlichen Blätter ignoriert oder als demagogisch abgetan wurden. So hieß es elf Tage nach Ecksteins Tod in der *Arbeiter-Zeitung*, dass über Stirn und Backen der Leiche Striemen gelaufen seien: »Er ist also offensichtlich mit der Peitsche ins Gesicht geschlagen worden. **[2]**« Unter der Aufsicht des Breslauer Polizeipräsidenten und SA-Führers Edmund »Heines (der berüchtigte Fememörder) **[5]**« habe man den Häftling öffentlich gedemütigt. »Auf einem niedrigen Rollwagen, der mit Telegraphenstangen beladen war, mußte Dr. Eckstein zusammen mit drei sozialdemokratischen Führern kreuz und quer durch die Stadt fahren, unter dem Gejohle der Nazihorden, während die Arbeiter, die ihn sahen, tief erschüttert waren und ergriffen weinten. **[3]**« (*AZ* 19-05-1933, 2) Drei Monate später, im August 1933, brachte das Blatt den Zeugenbericht eines Mitgefangenen von Ernst Eckstein: »Er mußte schwere Steine karren und wurde, wenn wir anderen Ruhe hatten, zum Reinigen der Latrine kommandiert. Während er in deren Inhalt herumwühlen musste, wurde er Besuchern des Lagers gezeigt. **[6]** Eines Nachts vernahm ich ein fürchterliches Geschrei, man flüsterte mir später zu, Eckstein sei geschlagen worden und im Hemd durchs Lager geflüchtet. Vielleicht war das der Anlaß, daß man ihn von Breslau fortnahm, um kein Aufsehen zu erregen. Man brachte ihn nach Oels, wo in der Nähe des kronprinzlichen Schlosses geradezu ein Folterlager besteht. Ein Lagerkamerad, der dort mit ihm zusammen war, erzählte mir später davon. Man hat Eckstein stundenlang geprügelt und ihm dabei die Lungen und Nieren zerschlagen. **[9]** Der Kamerad sagte mir gleich, Eckstein, der die ganze Nacht gewimmert habe, sei ihm am Schluß ganz sonderbar vorgekommen. Anscheinend sei er im Kopf nicht mehr ganz in Ordnung. Etwa fünf Tage später wurde Eckstein plötzlich ›entlassen‹. Man brachte ihn seiner unglücklichen Mutter, die sofort erkannte, daß jede Hoffnung vergeblich war. Sie ließ ihn in die Irrenanstalt an der Einbaumstraße überführen, dort ist er dann bald gestorben. **[10]**« (*AZ* 12-08-1933, 3)

Während die *Arbeiter-Zeitung* ab Ende Februar fast täglich Artikel über Gewalttaten von SA- und SS-Leuten brachte,[22] kam dieses Thema in der *Neuen Freien Presse* so gut wie gar nicht vor; in der *Reichspost*, die sich im Fall Eckstein ebenfalls auf die Mitteilung der Täter verließ (*Rp* 10-05-1933, 2), wurden die Marxistenverfol-

22 Vgl. dazu auch die Dokumentation von Eckart Früh: »Dritte Walpurgisnacht und Arbeiter-Zeitung«. In: Kurt Faecher (Hg.): *Noch mehr.* Wien 1983.

gungen begrüßt und erst dann Klagen laut, als auch katholische Funktionäre in Bedrängnis gerieten. Der Vorzug des sozialdemokratischen Organs lag wiederum in seinen Informationsquellen, die eine alternative Sicht auf die Vorgänge in Deutschland boten. Wie beim Reichstagsbrand überging es die amtlichen Aussendungen nicht, sondern versah Titel wie »Auf der Flucht erschossen« oder »Selbstmord eines Schutzhäftlings« mit Anführungszeichen, um sich von den folgenden Meldungen zu distanzieren. Im Übrigen gab die *Arbeiter-Zeitung* Beiträge der französischen und britischen Presse wieder, veröffentlichte Berichte, die sie von Augenzeugen erhalten hatte, und griff auf das Angebot der erwähnten Funkagentur »Transradio« zurück. Nachdem Innenminister Frick die Errichtung von Konzentrationslagern angekündigt hatte, erschien daher nicht der Wortlaut nach »Wolff«, sondern ein Artikel, dem das Kürzel »T. R.« vorangestellt war: »Wie in hiesigen politischen Kreisen verlautet, sind in Deutschland bisher elftausend Personen interniert worden. Für die Internierten sollen Konzentrationslager an Stellen errichtet werden, die abseits vom Verkehr liegen, so daß sie nicht leicht zu erreichen sind.« (*AZ* 11-03-1933, 4) Am oberen Ende der Spalte stand eine mit »Folterungen« überschriebene Nachricht von derselben Agentur, die auf eine Meldung des Londoner *Daily Herald* verwies, wonach »die SA. in Deutschland planmäßig die verhafteten politischen Gegner foltere«; es gebe »geheime Arrestlokale« in Berlin, »wo die Häftlinge mit Stahlruten mißhandelt werden«. (ebd.) Wie das Blatt über diese Vorfälle berichtete, lässt sich anhand der Verhaftung des sozialdemokratischen Politikers und Journalisten Wilhelm Sollmann darstellen. Der Chefredakteur der *Rheinischen Zeitung* war, so teilte »Conti« mit, in seiner Wohnung »von Gruppen politisch Andersdenkender angegriffen« worden. Man habe ihn und andere Oppositionsführer nun »im Interesse ihrer eigenen Sicherheit« in »Schutzhaft« genommen. (*AZ* 10-03-1933, 7) Vier Tage später schilderte die *Arbeiter-Zeitung*, was bei dem »Überfall der braunen Untermenschen auf den sozialdemokratischen Abgeordneten« tatsächlich geschehen sei: SA-Männer drangen in die Wohnung ein, schlugen Sollmann bewusstlos und hielten ihm dann »eine brennende Fackel unter die nackten Fußsohlen«; nachdem er wieder zu sich gekommen war, »rißen sie ihm den Mund auf und urinierten hinein«; anschließend wurde er »mit Ochsenschwänzen und Karabinern bearbeitet«. (*AZ* 14-03-1933, 4) In einem weiteren Beitrag hieß es, die Polizei habe Sollmann »in ohnmächtigem Zustand im Kohlenkeller des Kölner Braunen Hauses gefunden. Sein ganzer Körper war voller Verletzungen. Am Kinn hatte er eine breite klaffende Wunde. Der ganze Unterkiefer war gelockert und die Zähne hingen heraus.« (*AZ* 17-03-1933, 4) Einer von tausend Fällen, wie das Blatt betonte, und einer von Dutzenden, über die es im Frühling und Sommer 1933 berichtete. Um dem Vorwurf zu entgehen, bei der Darstellung der Gewalttaten zu übertreiben, ließ die *Arbeiter-Zeitung* die Opfer, wenn es möglich war, selbst zu Wort kommen. Am 4. April 1933 gab sie die Erlebnisse eines Berliner Sozialdemokraten wieder, der aus dem Bett heraus in eine SA-Kaserne verschleppt worden war. Man habe ihn, erzählte der Mann, nach einem Verhör zum Küchendienst

kommandiert und nachts auf einen Heuboden gesperrt. Am folgenden Tag sei er auf eine weitere Befragung vorbereitet worden: »Mir wurde der Mantel ausgezogen, ich mußte die Hose herunterlassen und wurde dann von den SA.-Leuten auf die Pritsche gezogen, vier Mann hielten mich fest, ein fünfter drückte meinen Kopf in das Kissen. Man fragte mich, was ich ausgefressen hätte, als ich antwortete, daß ich das nicht wüßte, bekam ich auf Kommando mit einer langen Reitpeitsche zwölf mit voller Wucht geführte Schläge über den nackten Körper.« Bei der Vernehmung habe ihn der SA-Sturmführer erneut gefragt, weshalb er hier sei, anstatt ihm endlich den Grund seiner Verhaftung zu nennen. Erst nachdem er unterschrieben hatte, dass er gut behandelt und verpflegt wurde, künftig nur mehr nationalsozialistische Zeitungen lesen und sich regelmäßig in der SA-Kaserne melden werde, sei er freigekommen. An den Bericht schloss sich ein ärztliches Attest, das die Aussagen bestätigte: »Die Untersuchung ergibt auf beiden Gesäßhälften blutunterlaufene Striemen. Der Tatbestand spricht für die Richtigkeit der Angabe.« (*AZ* 04-04-1933, 3)

Eine kafkaeske Welt, die hier beschrieben wird, wo Menschen verhaftet, verhört, misshandelt werden, ohne zu erfahren, was sie Böses getan hätten, und letztlich eine Schuld bekennen, die ihnen nicht bewusst ist. Während dieser Sozialdemokrat mit der Scham davongekommen war, überlebte sie mindestens dreiundzwanzig von hunderten Gegnern des NS-Regimes, die in der sogenannten **»Köpenicker Blutwoche«** von 21. bis 26. Juni 1933 gefoltert wurden.[23] Dabei handelt es sich um eine mehrtägige Aktion des SA-Sturmbannes 15 im Berliner Stadtteil Köpenick, dessen Mitglieder politische Widersacher in Kellerräumen und Hinterzimmern teils bewusstlos, teils zu Tode prügelten. In der *Arbeiter-Zeitung* befassten sich im Juli drei Artikel mit dem »Grauen von Köpenick«, die alle in die *Dritte Walpurgisnacht* eingegangen sind. Als Erstes erschien eine Transradio-Meldung über die Ermordung des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Johannes Stelling, dessen Leiche man bei Zerpenschleuse aus einem im seichten Wasser treibenden Sack gezogen habe. Das Gesicht des ehemaligen Innenministers, der am 22. Juni im Gefängnis des Köpenicker Amtsgerichtes ermordet worden war, sei »durch die furchtbaren Mißhandlungen bis zur Unkenntlichkeit entstellt« gewesen. (*AZ* 09-07-1933, 1 vgl. *DW* 215) Vom Bericht über das Begräbnis, den das Blatt am 15. Juli brachte, gibt K. K. einen Teil vollständig wieder: »Kein Wort hatte in den Zeitungen gestanden. Wer dem andern sagte, daß heute die Ermordeten begraben werden, mußte mit Zuchthaus wegen Verbreitung von Greuelmärchen rechnen. Wer kam, wußte, daß ihm Verhaftung drohte. Aber sie waren gekommen. Arbeitslose nach stundenweitem Marsch, Junge, graubärtige Männer, Frauen mit grauenhaft versteinertem Gesicht. Manche gingen mühsam mit Stöcken, die müden Glieder, noch geschwollen von den Schlägen der Bestien, wollten sie kaum tragen. Aber

23 Vgl. Claus-Dieter Sprink: *Gedenkstätte Köpenicker Blutwoche Juni 1933. Eine Dokumentation.* Berlin 1997, S. 26.

sie kamen.« Er lässt den folgenden Absatz aus, fügt jedoch das anschließende Bild hinzu: »die den Sarg trugen, waren selbst alle noch verbunden und zerschlagen«. (*DW* 248 vgl. *AZ* 15-07-1933, 3) In der Passage werden die Kommentare des sozialdemokratischen Organs mit seinen Nachrichten kontrastiert – die beiden unzitierten Sätze lauten: »Als der Sarg langsam in die Tiefe glitt, flogen fünfhundert Arme hoch, die Faust geballt. Ein Ruf: Wir rächen euch! und aus fünfhundert Mündern ein Schrei: Freiheit!« (*AZ* 15-07-1933, 3) Die Frage, ob sich die Szene zugetragen hat, ist weniger entscheidend als der stilistische Bruch, der zwischen der eindringlichen Beschreibung des Leichenzugs und dem pathetischen Finale entsteht. Dass einige auf Stöcken gingen und andere aus versteinerten Gesichtern blickten, mag sich der Leser so lange vorstellen, bis ihre Hände als Fäuste in die Höhe fliegen und ihre Münder Parolen zu brüllen beginnen. In dem Moment bricht das Bild zusammen und mit ihm die Glaubwürdigkeit des ganzen Berichts. Fakten wie die Tatsache, dass in der Köpenicker Blutwoche »mehr als zwanzig Männer zu Tode gefoltert« wurden, fallen der Katachrese zum Opfer. (*AZ* 15-07-1933, 3) Die »kakanische« Kritik an der Kluft, die sich zwischen der Berichterstattung und der Kommentierung der *Arbeiter-Zeitung* auftue, stellt nicht nur dem, was in den Nachrichten gemeldet wurde, die Schlussfolgerungen der Leitartikel gegenüber, sondern zielt auch auf die Art der Informationsvermittlung, die von sachlicher Wiedergabe und zugleich von ideologischen Klischees geprägt war. Ein Beispiel für nüchterne Reportage bietet der letzte Beitrag über die Vorfälle in Köpenick, der abermals die Chiffre »T. R.« trug und die Beobachtungen eines Opfers mitteilte. Laut den Schilderungen des Zeugen wurde Stelling »über den Tisch gelegt und mit einer anderthalb Meter langen und etwa zwei bis drei Zentimeter breiten Latte geschlagen. Weitere Schläge wurden mit Schleppsäbel, Rohrstöcken und dünnen Baumästen auf Oberschenkel, Gesäß und Rücken geführt. Während Stellings Schmerzensschreie in ein leises Wimmern übergingen, wurde er mit denselben Werkzeugen über den Kopf gehauen. Dann verlor er das Bewußtsein.« Ein 19-jähriges Mädchen, das die SA-Leute später ins Zimmer geschleppt und ausgezogen hatten, wurde »über den Rücken und Gesäß, darauf umgedreht und mit Rohrstöcken über den Leib und die Brüste geschlagen. Nun wurde sie aufgesetzt und bis zum Zusammenbrechen über den Kopf geschlagen, worauf man sie hinaustrug.« (*AZ* 29-07-1933, 3 vgl. *DW* 215) Während dieser abscheuerregende Bericht seine politische Funktion erfüllt, rufen Artikel, die plump auf die erwünschte Reaktion hinarbeiten, das Gegenteil hervor, nämlich den Widerwillen, das Gelesene wahrzunehmen. Man sträubt sich, angeblichen Flüchtlingen aus Deutschland zu glauben, die bald vom traurigen Schicksal des Gemeindevorstehers »Vater Hartmann« und der Jugendfürsorgerin »Fräulein Erna« erzählen, bald den Gesinnungswandel des Verwaltungsjuristen Karl hervorheben, der »auf der andern Front des Klassenkampfes stand« und jetzt solche Briefe schreibt: »Der Ordnung halber teile ich Ihnen mit, daß ich zu dem Entschluß gekommen bin, der für jeden Menschen in Deutschland, der nur anständig, nur ehrlich, nur rechtlich denkend ist, meiner Meinung nach selbstverständlich ist:

mich hat das, was ich mitangesehen habe, zum Sozialisten gemacht!« Das stimmt den Exilanten hoffnungsfroh, obwohl seine Sorgen nicht kleiner geworden sind und ihm das, »was heute im Herzen Europas geschieht, tief weh tut, weil ich das deutsche Volk so lieb habe, wie man es heute nur lieb haben kann«. Dass der Adelsspross die Seiten gewechselt hat, gibt ihm aber »den heiligen Glauben und die frohe Zuversicht« zurück: »Deutschland wird wiedererobert werden für die Freiheit, Menschlichkeit und Kultur, und es wird wiedererobert werden von dem deutschen Volke selbst – als sozialistisches Deutschland!« Es ist einerlei, ob der Artikel, der am 16. Juli 1933 die Wochenendausgabe der *Arbeiter-Zeitung* aufmachte, fingiert war oder nicht, da seine Propaganda jedenfalls auf Kosten der vielen Meldungen ging, die authentisch über die täglichen Misshandlungen in den Konzentrationslagern und SA-Heimen berichteten. Zuletzt sei noch ein Beitrag erwähnt, der Ende August im sozialdemokratischen Organ erschien und ein paar der in der Broschüre *Terror in Braunschweig* dokumentierten Gewalttaten wiedergab.[24] Die 30-seitige Schrift, die im Zürcher Verlag der Sozialistischen Arbeiter-Internationale herausgekommen war, sollte aufklären, was mit den Braunschweiger Abgeordneten, die ihre Mandate »freiwillig« zurückgelegt hatten, geschehen war. Der Sozialdemokrat Karl Poth, zum Beispiel, sei in der Wohnung von einem SA-Trupp überfallen worden: »Seine Frau wurde an die Wand gestellt und mit Revolver bedroht. So zwang man sie, die Folterungen ihres Mannes mit anzusehen, oder, wie einer der Peiniger sich ausdrückte, ›aufzupassen, was der Bonze für Grimassen schneidet‹.« K. K. greift diese Stelle ebenso auf wie die Ermordung des Baugewerkschafters Matthias Theissen, der sich trotz stundenlanger Prügel geweigert hatte, seinen Austritt aus der sozialdemokratischen Partei zu erklären, worauf man ihm »Salzwasser auf den zerschundenen Körper« gegossen habe, der am nächsten Tag nur mehr eine »blutige Masse« gewesen sei. Bevor Theissen den Verletzungen erlag, hatte ihm der SS-Führer Friedrich Alpers, der kurz darauf Justizminister von Braunschweig wurde, gedroht: »So, Matties, diesmal bist du noch gut davongekommen. Sagst Du jemandem, daß du geschlagen worden bist, gehst du zum Arzt oder in ein Krankenhaus, so holen wir dich wieder.« (*AZ* 24-08-1933, 2 vgl. *DW* 248) Im Leitartikel der Ausgabe hielt die *Arbeiter-Zeitung* den Beschwichtigungen, wonach jede Revolution mit Gewalt verbunden sei, entgegen, »daß es ›so was‹ seit Jahrhunderten nicht gegeben hat, daß die Grausamkeiten des Dritten Reiches schlechterdings beispiellos sind«. Man könne erst von einer »Revolution« sprechen, wenn sich die Massen gegen die Staatsgewalt erhöben; in Deutschland finde jedoch auf Befehl der Regierung eine »Bartholomäusnacht in Permanenz« statt. »Und so war denn diese ›nationale Erhebung‹ von Anfang an dadurch charakterisiert, daß planlos, sinnlos, einzig nach Laune und Willkür verhaftet, geprügelt, gefoltert wurde, daß jeder an

24 Vgl. Hans Johann Reinowski: *Terror in Braunschweig. Aus dem ersten Quartal der Hitlerherrschaft. Bericht herausgegeben von der Kommission zur Untersuchung der Lage der politischen Gefangenen.* Zürich 1933, S. 15f. u. 21f.

jedem Rache nehmen durfte, mit dem er persönlich verfeindet war, daß jedes Vieh legitimiert war, jeden Menschen, dessen Wohnung ihm gefiel und dessen Nase ihm nicht gefiel, auf die Straße zu werfen, in ›Schutzhaft‹ zu nehmen oder auf der Flucht zu erschießen […].« (*AZ* 24-08-1933, 1f.) Für das sozialdemokratische Organ trugen die bürgerlichen Blätter eine Mitschuld am Leid der Opfer des nationalsozialistischen Regimes, weil sie die Terrorberichte entweder verschweigen oder als übertrieben abstempeln würden. Eine Haltung, die in Deutschland vielleicht eine Überlebensstrategie sei, in Österreich aber nur feigen Opportunismus zum Ausdruck bringe.

Warf die *Arbeiter-Zeitung* dem *Neuen Wiener Journal* vor, sich bewusst an der NS-Propaganda zu beteiligen (*AZ* 13-04-1933, 3), so prangerte sie das andere »demokratisch und liberal tuende Blatt« für die Ruhe an, »die es bei allen Schandtaten der fascistischen Barbarei gegenüber Arbeitern und Marxisten bewahrt« habe. (*AZ* 06-08-1933, 5) Gemeint war die *Neue Freie Presse*, in der tatsächlich fast keine Artikel zu diesem Thema erschienen. Die wenigen Meldungen, die sich mit der Situation von politischen Gefangenen in Deutschland befassten, gaben die Darstellungen der Täter, wie sie in Aussendungen und Pressekonferenzen vermittelt wurden, kommentarlos wieder. Was etwa die Zahl der Schutzhäftlinge betrifft, hieß es am 12. Juli 1933 lakonisch: Sie werde amtlich »gegenüber den von einer Auslandsagentur veröffentlichten Ziffern mit 18.000 angegeben. Hievon entfallen auf Preußen allein 12.000.«(*NFP* 12-07-1933, 2) Die beiden anderen Blätter brachten die Nachricht in erweiterter Form, das heißt samt Quellenangabe »Wolff«, dem Hinweis, dass die ausländische Agentur von 100.000 Inhaftierten gesprochen habe, und einer redaktionellen Anmerkung. In der *Reichspost* folgte einem Stern die Feststellung: »Nach privaten Schätzungen sollen sich in Deutschland 60.000 Personen in Schutzhaft befinden.« (*Rp* 12-07-1933, 2) Und die *Arbeiter-Zeitung* widersprach in Klammern, dass die Angaben »bestimmt erlogen« seien, da der sächsische Innenminister unlängst erklärt habe, »in Sachsen allein gebe es doppelt soviel Schutzhäftlinge wie in Preußen«. (*AZ* 12-07-1933, 1) K. K. übernimmt diesen Einwand des sozialdemokratischen Organs, räumt aber ironisch ein, dass die »scheinbare Unstimmigkeit« der sächsischen Daten eine »Übereinstimmung mit Preußen« insofern zulasse, als immerhin jene 100.000 ungezählt geblieben wären – was inzwischen von Historikern nachgeholt wurde.[25] (*DW* 295) Wie immer dem sei, die *Neue Freie Presse* veröffentlichte nur einen Beitrag, der anhand eigener Recherchen über die Haftbedingungen der politischen Gefangenen berichtete. Es handelt sich um eine Reportage ihres Berliner Korrespondenten, den Göring Ende März 1933 gemeinsam mit anderen Auslandsjournalisten ins **Polizeipräsidium am Alexanderplatz** eingeladen hatte, um öffentlich zu beweisen, dass den Schutzhäftlingen, entgegen der grassierenden »Greuelmeldungen«, nichts Schlimmes geschehe. »Eine

25 Vgl. Martin Broszat u. Norbert Frei (Hg.): *Das Dritte Reich im Überblick. Chronik, Ereignisse, Zusammenhänge.* München/Zürich 1989, S. 208.

höchst wirksame Maßnahme!«, betonte der Reporter, bevor er schilderte, wie die Gruppe von Rudolf Diels, dem Chef der politischen Polizei, durch den Gefängnistrakt geführt worden war. »Große Sauberkeit, der Fußboden ist glatt gebohnert.« Als Erster wird Ernst Thälmann vorgezeigt. Der Führer der KPD weise »keinerlei Spuren von Verletzungen« auf: »Hätte man ihn geschlagen oder gefoltert, er brauchte jetzt nur ein Wort zu sagen, und wenige Stunden später würde die ganze Welt es erfahren.« In einer anderen Zelle sitzt der Chefredakteur der Berliner *Roten Fahne*, Werner Hirsch, der behauptet, es seien »Gefangene mit verbundenen Köpfen« eingeliefert worden. Lediglich Opfer von Zusammenstößen, erwidert Diels, »die man dann zu ihrem eigenen Schutz in Haft genommen« habe. Seine Behörde stehe nämlich auf dem Standpunkt, dass »Schutzhaft« nicht nur »zum Schutze der Gesellschaft«, sondern auch »zum Schutze der Verhafteten selbst« zu verhängen sei: »Mancher von den Gefangenen wäre vielleicht freiwillig gekommen, wenn er nicht hieher gebracht worden wäre«, sagt der spätere Gestapo-Chef. Nun treten Ludwig Renn, Carl von Ossietzky und Ernst Torgler auf. Der kommunistische Fraktionsvorsitzende und die beiden Schriftsteller trügen jene Blässe, »die wochenlange Haft auf den Gesichtern hervorruft, sehen aber sonst normal aus, und auch an ihnen sind keinerlei Verletzungen zu bemerken«. Was für eine »seltsame Szene«, sinniert der Korrespondent anschließend, »dieses Interview politischer Gefangener durch Berichterstatter der Weltpresse«, dort im Polizeipräsidium am Alexanderplatz, »einzigartig unter den Ereignissen unserer Zeit«. (*NFP* 02-04-1933, 26) Von dieser Reportage und einer Handvoll Nachrichten abgesehen, war in der *Neuen Freien Presse* nichts darüber zu erfahren, wie die Schutzhäftlinge in Deutschland behandelt wurden. Für den Besuch im Polizeigefängnis mag neben der offiziellen Einladung die Prominenz der Insassen gesprochen haben, denn Leute wie Ossietzky und Renn waren, ungeachtet der politischen Ausrichtung, bedeutende Publizisten, deren Schicksal die Leser des bürgerlichen Blattes interessierte. Bei der Pressekonferenz hatte Göring erklärt, die deutsche Regierung habe, »indem sie die kommunistische Welle zum Zurückfluten brachte, die abendländische Kultur gerettet«, werde es aber nicht dulden, »daß ein Mensch nur deshalb verfolgt wird, weil er ein Jude ist«. (*NFP* 26-03-1933, 6) In Wirklichkeit liefen bereits die Vorbereitungen des Boykotts jüdischer Geschäfte, Anwälte und Ärzte, der am 1. April 1933 in ganz Deutschland stattfand.[26] Lassen sich die Zitate belegen, die K. K. anführt, um zu dokumentieren, wie verharmlosend die *Neue Freie Presse* über diese Aktion der NSDAP berichtete? Am 30. März sprach sich das Blatt zwar im »Namen der Menschlichkeit« gegen den geplanten **Judenboykott** aus, aber nicht wegen prinzipieller Bedenken, sondern weil die Wirkung schon im Voraus eintreten könnte: »Wenn ein guter Engel das Schicksal Deutschlands lenkt und wenn das Ausland ebenso begreift, daß die Greuelpropaganda verderblich, ja unsinnig ist, dann muß

26 Vgl. Avraham Barkai: *Vom Boykott zur »Entjudung«. Der wirtschaftliche Existenzkampf der Juden im Dritten Reich. 1933–1943.* Frankfurt a. M. 1988, S. 26–35.

in letzter Sekunde eine Entspannung erfolgen«, appellierte der Leitartikel, der mit dem Satz endet: »Die Greuelpropaganda wird von selbst ins Nichts zerfallen durch die Kraft der Wahrheit.« (*NFP* 30-03-1933, 2 vgl. *DW* 104) Tags darauf ging man vorbildlich voran und veröffentlichte im Abendblatt eine Nachricht »Gegen die antideutsche Propaganda«, in der angebliche Zuschriften jüdischer Geschäftsleute wiedergegeben wurden, darunter ein Brief der Berliner Aktiengesellschaft »Mix & Genest«, die versicherte, »daß sich der Umsturz in völliger Ruhe und Ordnung abgespielt hat, und daß im Bereich der Organisation des Unternehmens, die sich über das ganze Reich erstreckt, nicht ein einziger Fall von Verfolgungen oder Angriffen auf Andersdenkende oder Angehörige fremder Staaten, bestimmter Rassen oder Religionsgemeinschaften vorgekommen sei«. (*NFP* Ab. 31-03-1933, 3 vgl. *DW* 103) Am 2. April erschien ein weiterer Hinweis auf die »große Anzahl von Telegrammen und Briefen«, die deutsche Industrielle an die Redaktion geschickt hätten, um zu beteuern, »daß die Geschäftstätigkeit in Deutschland bis jetzt an keiner Stelle eine Unterbrechung oder Behinderung erfahren hat im Zusammenhang mit der politischen Umwälzung. Auch die jüdische Geschäftswelt konnte bisher unbehelligt ihren Geschäften nachgehen.« K. K. empört die »witzige Einschränkung«, die der positiven Bilanz folgte: »(Diese Mitteilungen stammen sämtlich aus der Zeit vor der Verhängung des Boykotts.)« (*NFP* 02-04-1933, 7 vgl. *DW* 103f.) Inzwischen hatte sich ereignet, was in der *Dritten Walpurgisnacht* als »größte Tat« des nationalsozialistischen Deutschland bezeichnet wird. (*DW* 203)

Die *Reichspost* beklagte im Leitartikel desselben Tages, dass man die Aktion, die auf den 1. April beschränkt blieb, halbherzig durchgeführt habe. Es sei leicht und sehr populär, einen Judenboykott zu propagieren, aber schwer, ihn durchzuhalten. Nun komme es darauf an, »den Antisemitismus, der im ganzen Reich – keineswegs nur in der Partei Hitlers – so stürmisch zu Taten drängt, in geordnete Bahnen zu leiten, damit er staats- und kulturpolitisch zu voller Wirksamkeit kommen kann«. Obwohl die Zeichen jetzt auf Angriff stünden, habe diese Volksbewegung »im Grunde defensiven Charakter«, da die Juden nicht die ihnen angemessenen Statisten-, sondern überall die Hauptrollen spielen würden: »Entscheidend für die Entwicklung des Antisemitismus in den deutschen Ländern war und ist, daß ein national und moralisch entwurzeltes, oft auch sittlich angekränkeltes Judentum viele Schlüsselstellungen im politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Leben der Nation erobert und in diesen Positionen jedes Augenmaß für die Rolle verloren hat, die der Jude innerhalb der Grenzen christlicher und deutscher Kultur einnehmen darf, ohne die bodenständige Bevölkerung zurückzudrängen, zu beleidigen, zu korrumpieren.« Die geleugnete »Weltsolidarität des Judentums« sei, wie das Beispiel Deutschland zeige, kein Phantom, sondern wirksame Realität. Trotzdem dürfe man nicht »altes Unrecht mit neuem« vergelten; es müsse »im Geiste der Gerechtigkeit« eine Ordnung geschaffen werden, die »nicht mehr den Stempel jüdischen Geistes« trage. Gegen die »Greuelhetze« solle man freimütig sagen, »was da und dort angestellt und was dagegen verfügt wurde«, zumal »der Kreis der Men-

schen, der sich darüber wirklich entrüsten darf«, klein sei. In Erinnerung an die »Blutströme«, die in Frankreich und Russland geflossen wären, hätten die Vertreter des Liberalismus und des Marxismus jedenfalls zu schweigen: »Im Vergleich zu diesen beiden Revolutionen […] ist der Umsturz in Deutschland glimpflich verlaufen.« (*RP* 02-04-1933, 1f.) Nach dem Reichstagsbrand hatte das offiziöse Regierungsorgan den ersten Folterberichten der *Arbeiter-Zeitung* einen Brief aus der Sowjetunion entgegnet, der die Folgen der Zwangskollektivierung anschaulich schildere. Er stamme von einer Österreicherin, die seit Jahren in Südrussland lebe und dort fürchterlich Hunger leide: »Ernte gut gewesen ist, Weizen Roggen Kuguruz Gerste und so weiter alles viel gewesen ist. Alles alles genommen haben, kein einziges Körnchen nicht mehr ist nirgens.« Aber nicht nur das Getreide befinde sich in den staatlichen Kerkern, auch tausende Menschen, die dann »mit den Automobilen auf das Feld fahren in eine große Grube«, kurz, eine unerträgliche Situation, weshalb ihr »die Augen nicht trocknen und das Herz immer weh tut…« (*Rp* 01-03-1933, 8) Eine Schlagzeile der nächsten Ausgabe lautete: »Ausrottung des Kommunismus mit Stumpf und Stiel!« Darunter war eine Conti-Nachricht über eine Rundfunkrede von Göring zu lesen, und daneben stand ein mit »Der Bolschewismus in der Defensive« überschriebener Kommentar, der mit dem Satz anfing: »Dem Marxismus ist seit den Tagen des Marsches auf Rom und der Machtergreifung Mussolinis kein so wuchtiger Schlag mehr versetzt worden wie jetzt im Deutschen Reiche und es ist begreiflich, daß im Lager der Betroffenen ein großes Weheklagen, Schelten, Verwünschen und Drohen begonnen hat.« Man stelle es »als Ungeheuerlichkeit und beispielloses Verbrechen« hin, dass die Kommunisten in der Propaganda behindert und ihre Wortführer »teils als Beschuldigte eingezogen, teils zur Vorsicht in Schutzhaft genommen« würden. Nun, was geschehe mit den politischen Gegnern der sowjetischen Staatsführung? Dulde der »blutigste Despot der Weltgeschichte«, der Bolschewismus nämlich, oppositionelle Zeitungen oder Parteien? Mit anderen Worten: »Ein Massenschläger beginnt zu jammern, weil ihm einige Backpfeifen verabfolgt wurden.« (*Rp* 02-03-1933, 1) Ist es dieser Ton der *Reichspost*, dieses »Begleitwort«, das K. K. den sozialdemokratischen Phrasen entgegenhält? (*DW* 271) Dass die *Arbeiter-Zeitung* »Fascismus!« rief, sobald ein Schwarz-, Braun- oder Grünhemd in Sicht war, zeugt gewiss von politischer Kurzsichtigkeit; wenn aber einer Begriffsverwirrung nachgesagt werden kann, sie habe der nationalsozialistischen Machtergreifung Vorschub geleistet, dann ist es die perfide Identifizierung des stalinistischen Staates mit den kommunistischen und sozialdemokratischen Parteien des Westens, die Hitler als den Retter des Abendlandes vor einer bolschewistischen Barbarei erscheinen ließ. Zwei Wochen später hatte das christlichsoziale Blatt freilich schon eigene Wunden zu lecken, denn der Sturz der katholischen Landesregierung in Bayern war nicht gütlich abgegangen: »Der Innenminister im Kabinett Held, Dr. h. c. Stützel, wurde in der Nacht aus dem Bett geholt, ausgepeitscht und im Hemd in das Braune Haus verschleppt. Erst als er dort zusammenbrach, wurde er eiligst wieder nach Hause geführt.« Man dürfe, so

schloss der Bericht, die Hoffnung jedoch nicht aufgeben, »daß es Hitler im letzten Augenblick gelingt, die nationalbolschewikischen Tendenzen der SA-Führung niederzuhalten«. (*Rp* 15-03-1933, 3) Die strategische Rollenaufteilung zwischen dem staatsmännischen Reichskanzler und den ungestümen Parteisoldaten tat im Fall der *Reichspost* ihre Wirkung, die immer dann, wenn das eigene Lager betroffen war, an Hitlers mäßigenden Einfluss appellierte. Was den Marxismus betraf, war man hingegen einig, dass es sich, wie ein Leitartikel zum Maifeiertag resümierte, um eine »widerlegte Weltanschauung« handle, deren Irrlehren »kalt und berechnend […] zu schneidigen Waffen des ›Klassenkampfes‹ geschmiedet wurden, die das Leben des Volkes vergifteten«. Herkules und Merlin in Personalunion: Nachdem die Marxisten den kalten Stahl zu Klingen gehämmert hatten, verwandelten sie die Schwerter in Giftspritzen, um dem Volk das kommunistische Virus zu injizieren. Ungeachtet der magischen Kräfte, übersahen diese Theoretiker, »daß keine ›Klasse‹ im luftleeren Raum existierte, daß über der ›Klasse‹ eine viel ältere, schicksalsverbundene Gemeinschaft – die Volksgemeinschaft stand«. Eine Hierarchie, die der historische Prozess bestätige: »Nicht mehr, wie ehedem, international-horizontal geht heute die weltpolitische und damit soziale Entwicklung, sondern staatlich-zusammenfassend, national, vertikal, letzten Endes ständisch.« (*Rp* 30-04-1933, 1f.) Damit traf das christlichsoziale Organ den Kern des Unterschieds, der zwischen dem staatlich fixierten Faschismus und dem transnationalen Anspruch des Kommunismus wie des Kapitalismus lag.[27] Während aber das Land, zu dem sich die österreichische Regierung bekannte, territorial festgelegt war, ging der Staat, den das deutsche Volk in Hitlers Augen bilden sollte, weit über die bestehenden Grenzen hinaus. Als dieser latente Konflikt im Frühling 1933 manifest wurde, änderte sich auch die Haltung der *Reichspost* zu den nationalsozialistischen Gewalttaten. Sie applaudierte den SA-Leuten nicht mehr für die gnadenlose Marxistenjagd, sondern wies regelmäßig auf die »Wühl- und Zersetzungsarbeit« der »Unterirdischen« hin, womit linke Widerstandsgruppen in Deutschland gemeint waren. Es ging nun vor allem darum, Hitlers Kampf gegen den Bolschewismus als gescheitert zu erklären, da die Kommunisten entweder in die Illegalität geflüchtet oder bei den Wehrverbänden der NSDAP untergekommen seien. Die Katholikenverfolgung, über die ab Mitte Juni fast täglich Berichte erschienen, galt dann als Beweis für die kommunistischen Tendenzen in den Sturmabteilungen. Plötzlich fanden sich auf den Titelseiten der *Reichspost* Leitartikel, die dem »Hakenkreuzweg des deutschen Volkes« vom »Scheinnationalismus zum Bolschewismus« gewidmet (*Rp* 27-06-1933, 1), und Nachrichten, die mit »Unmenschlicher brauner Terror« oder »Kulturkampf in Deutschland« überschrieben waren (*Rp* 17-06-1933, 1 u. 24-06-1933, 1). Dass die gleichen Ausgaben Meldungen über die erfolgreichen Konkordatsverhandlungen brachten, die Vizekanzler Franz von Papen in Rom führte, wirft ein profanes Licht auf den Vatikan, wo in diesen Tagen christliche Grundsätze pragmatischen Überle-

27 Vgl. Alain Badiou: *Das Jahrhundert.* Übers. v. Heinz Jatho. Zürich/Berlin 2006, S. 128f.

gungen zum Opfer fielen.[28] K. K. spielt auf die Rolle des Papstes in einer Montage aus *Faust*-Zitaten an, in der SA-Männer als Goethes allegorische Figuren Raufebold, Habebald und Haltefest auftreten, wobei auch die Kirche Prügel einstecken muss:

> Dem Klerus hab' ich eine Lust verdorben,
> Und ihre Gunst mir freilich nicht erworben.
> Dennoch kann Papen melden:
> Dort war's in Rom. Er bleibt dir hoch verpflichtet,
> Auf deinen Gang in Sorge stets gerichtet. (*DW* 304)[29]

Das journalistische Pendant zu den beiden Stellen, die im Original vom Kaiser und seinem Kampfgefährten Faust gesprochen werden, enthält die *Reichspost* vom 2. Juli 1933. Dort schließt sich an die Nachricht »Mehrere tausend deutsche Katholiken in Schutzhaft« folgende Meldung: »Wie aus vatikanischer Quelle verlautet, machen die Verhandlungen des Vizekanzlers v. Papen über ein Konkordat mit dem Heiligen Stuhl rasche Fortschritte.« (*Rp* 02-07-1933, 3) Hieß es im Lauf der Gespräche, dass die »götzendienerische Verehrung des Staates«, wie sie der Nationalsozialismus fordere, eine »Verkehrung der natürlichen Wertordnung« bedeute, »die der religiösen Sphäre und ihrer sichtbaren Verkörperung, der Kirche, den Vorrang vor dem Staate zuerkennt«, so glaubte das Blatt nach dem Abschluss der Verhandlungen »das Atmen der Geschichte« zu fühlen: »Nun ist der Liberalismus auch von Amts wegen überwunden und abgetan.« (*Rp* 07-07-1933, 2 u. 23-07-1933, 1) In Wirklichkeit war es, wie der Aufmacher mitteilte, der Herausgeber Friedrich Funder, der, wenn nicht das Atmen der Geschichte, so doch den Atem Pius XI. spürte, als er in Privataudienz mit dem »Segen des Heiligen Vaters für die ›Reichspost‹« eine Lektion in katholischer Diplomatie erhielt.

– – –

Vom Umgang der Nationalsozialisten mit ihren politischen Gegnern handelte auch, was in der *Dritten Walpurgisnacht* als Versuch der **»Wahrheitsfindung durch das Radio«** angekündigt wird, nämlich eine »zwanglos[e] Unterhaltung mit Schutzhäftlingen«, die man »am 8. April via Stuttgart« gesendet habe, »zwischen den stündlichen Rationen von Phrasengebell und Tanzmusik, es war der Trumpf aller bestialischen Zumutungen an den Äther, an Gehör und Menschenwürde« (*DW* 228–230). Das auf Schallplatten fixierte Gespräch mit »einstigen badensischen Ministern« sei, wie K. K. anmerkt, »zur Abwehr der im Ausland verbreiteten

28 Vgl. dazu Larry Eugene Jones: »Franz von Papen, Catholic Conservatives, and the Establishment of the Third Reich, 1933–1934«. In: *The Journal of Modern History.* Nr. 2/2011 (Jg. 83), S. 272–318.

29 Vgl. Johann Wolfgang Goethe: *Faust*, V. 10616f. u. 10447f.

Lügen« bestimmt gewesen. Demnach dürfte eine süddeutsche Version jenes *Berichts aus dem Konzentrationslager Oranienburg* bei Berlin gemeint sein, der im Deutschen Rundfunkarchiv vom 30. September 1933 datiert ist.[30] Denn in der vorliegenden Aufnahme teilt der Ansager ebenfalls mit, zur Abwehr der ausländischen »Gräuelmeldungen« werde eine Aufklärung über das Leben »der in Schutzhaft genommenen, verirrten, verhetzten und schuldig gewordenen Volksgenossen« von allen deutschen Sendern sowie dem Kurzwellendienst übertragen: »Das nationalsozialistische Deutschland baut den Staat, erzieht das Volk in unbegrenzter Wahrheitsliebe.« Der Reporter versichert dann, dass überall im Lager »Ordnung und Sauberkeit« herrsche und die Insassen gut versorgt würden. Als ein Häftling murmelt, es gäbe Erbsensuppe, weist der Interviewer auf eine Speckeinlage hin und fügt in holprigem Deutsch hinzu: »Was meinen Sie wohl, was wir Nationalsozialisten zu essen gekriegt hättet, wenn ihr Kommunisten am Ruder gewesen wärt? Ich glaube, ihr hättet uns hier nicht so anständig behandelt, wie ihr hier behandelt werdet.« Die überlieferten Passagen des Beitrags enthalten keine der Äußerungen, die K. K. zitiert, entsprechen aber seinen Hinweisen – der einleitenden Klage über die angebliche »Gräuelpropaganda«, der Ansprache ausländischer Hörer, der Unbeholfenheit des Journalisten wie der Opfer, die stammelnd beteuern, wohlauf zu sein. Ob es eine ganze Serie von KZ-Reportagen gab, mag dahingestellt bleiben; entscheidend ist, dass die Sendung in der *Dritten Walpurgisnacht* für die Zäsur steht, die der 30. Jänner 1933 auch in der Radiogeschichte markiere: »›*Offenbach in Deutschland verboten.* Die Leitung des deutschen Rundfunks hat die Weisung erhalten, keine Werke von Offenbach mehr zu senden.‹ Als ob ein Äther, der für eine ›zwanglose Unterhaltung mit Schutzhäftlingen‹ Raum hat, solcher Weisung bedurft hätte!« (*DW* 53) Es sei ausgemacht, heißt es an einer anderen Stelle, »daß der deutsche Rundfunk in zwanzig völkischen Jahrgängen der Nation nicht das Entzücken ersetzen wird, das er ihr in zweien durch den Offenbach-Zyklus gewährt hat« (*DW* 47). Gemeint ist eine Sendereihe der Berliner »Funk-Stunde«, die in den Jahren 1930 bis 1932 von mehreren deutschen Stationen ausgestrahlt wurde. Insgesamt liefen fünfzehn Operetten des französischen Komponisten Jacques Offenbach; bei elf Aufführungen hatte Karl Kraus als »Wortregisseur« mitgewirkt.[31] Der Wiener Publizist war einer der Autoren, darunter auch Bertolt Brecht, Gottfried Benn, Alfred Döblin und Else Lasker-Schüler, die für Hans Flesch, den Intendan-

30 Vgl. *Bericht aus dem Konzentrationslager Oranienburg.* Deutsches Rundfunkarchiv in Frankfurt a. M. (DRA), Signatur 2955807 u. 9152121. Ein Transkript der Aufnahme ist abgedruckt in der Zeitschrift *Rundfunk und Geschichte*, Nr. 2–3/1998 (Jg. 24), S. 165–169. Ausschnitte aus der Reportage sind auf folgenden CDs enthalten: *1933 – Der Weg in die Katastrophe.* Hg. v. Deutschen Rundfunkarchiv u. Deutschen Historischen Museum. Frankfurt a. M./Berlin 2000 (= Stimmen des 20. Jahrhunderts), Track 15; Hans Sarkowicz (Hg.): *Radio unterm Hakenkreuz von 1933 bis 1945.* CD 1. Berlin 2004 (= Die Geschichte des Rundfunks in Deutschland, Teil 2), Track 2.

31 Vgl. Sigurd Paul Scheichl: »Karl Kraus im Rundfunk«. In: *Kraus Hefte.* Nr. 61/1992, S. 2–6, hier S. 2f.

ten der Station in Berlin, Radiosendungen gestalteten.[32] In einer Inszenierung von Shakespeares *Timon von Athen*, die am 13. November 1930 in der »Funk-Stunde« zu hören war, führte er nicht nur Regie, sondern sprach zugleich die Hauptrolle, während der bekannte Moderator Alfred Braun dem Haushofmeister Flavius die Stimme gab.[33]

Mit diesen Bemerkungen sind die »Männer des Rundfunks« genannt, an deren Schicksal in der *Dritten Walpurgisnacht* erinnert wird, jene »Flesch und Braun, gegen die sich hinterdrein der Verdacht des Europäertums verdichtet hat und denen der sieghafte Dilettantismus das Bewußtsein kulturellen Kontrastes nachträgt« (*DW* 119). Dem Passus liegt der Sachverhalt zugrunde, dass die ehemaligen Leiter des deutschen Rundfunks Anfang August 1933 verhaftet wurden, und zwar wegen des fadenscheinigen Vorwurfs, maßlos Geld verschwendet zu haben.[34] K. K. führt ein Bild an, auf dem die »Gequälten, umstellt von Wölfen des Konzentrationslagers«, zu sehen sind (*DW* 119): Sie stehen, noch in Anzüge gekleidet, in einer Reihe – Alfred Braun ganz aufrecht, Hans Flesch mit leicht gesenktem Kopf – und blicken auf eine Schar junger SA-Männer, die mit polierten Springerstiefeln ihren Einsatz erwarten.[35] Wenn man sich bewusst macht, was auf die verschleppten Radioleute zukam, dann begreift man, weshalb in der *Dritten Walpurgisnacht* die »Tat dieses Herrn Bredow« hervorgehoben wird, »der mit einem Satz das Deutschtum rehabilitiert hat, indem er in Verbundenheit mit ihnen seine Person der Barbarei darbot, die es entehrt« (*DW* 119). Der erste Direktor der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft, der Radio als »drahtlose Volkshochschule« auffasste,[36] hatte nach der Festnahme seiner früheren Mitarbeiter ein Telegramm an das Propagandaministerium gesandt, in dem er laut der *Arbeiter-Zeitung* feststellte, dass die Verhafteten »um den Rundfunk hochverdiente Männer« seien: »Er fühle sich mit diesen Männern verbunden und bitte um die gleiche Behandlung.« (*AZ* 09-08-1933, 2) Ende Oktober 1933 wurde Hans Bredow tatsächlich inhaftiert; der Schauprozess fand erst nach einem Jahr statt und endete im Juni 1935 mit der Verurteilung der Angeklagten zu Geld- und Gefängnisstrafen.[37]

32 Anhand der Angaben in der *Fackel* lassen sich 24 Rundfunksendungen von Karl Kraus nachweisen – von einigen sind Ausschnitte im Deutschen Rundfunkarchiv vorhanden. Friedrich Pfäfflin hat die erhaltenen Aufnahmen 1999 auf drei CDs herausgegeben. Vgl. Friedrich Pfäfflin u. Eva Dambacher (Hg.): *Karl Kraus liest Eigenes und Angeeignetes. 3 CDs mit historischen Aufnahmen.* Marbach 1999 (= Beiheft 2 zum Marbacher Katalog 52).

33 Vgl. Karl Kraus (Hg.): *Die Fackel.* Nr. 845–846/1930 (Jg. 32), S. 27f.

34 Die Wiener Presse berichtete ausführlich über die Vorfälle – siehe etwa die Ausgaben der *Arbeiter-Zeitung* vom 1.8.1933 (S. 3), 2.8.1933 (S. 2) und 9.8.1933 (S. 2). Vgl. dazu Ansgar Diller: *Rundfunkpolitik im Dritten Reich.* München 1980 (= Rundfunk in Deutschland, Bd. 2), S. 128.

35 Vgl. Ernst Christian Schütt: *Chronik 1933. Tag für Tag in Wort und Bild.* Gütersloh u. München 2003 (= Die Chronik-Bibliothek des 20. Jahrhunderts), S. 146.

36 Michael Marek u. Hans Sarkowicz (Hg.): *Das Radio spricht. Das Radio swingt. 1918 bis 1933.* 1 CD. Berlin 2005 (= Die Geschichte des Rundfunks in Deutschland, Teil 1), Track 5.

37 Vgl. Ansgar Diller: *Rundfunkpolitik im Dritten Reich*, S. 132.

K. K. nimmt aufmerksam wahr, wie die deutsche Volksgemeinschaft im Rundfunk geschaffen, wie »mit allen Behelfen der Radiotechnik an der Urzustand angeknüpft wird« (*DW* 16), was die Frage aufwirft, welche Sender er eigentlich zu hören bekam. Konnte man in einer Wohnung in Wien Hitlers Regierungserklärung, die Wahlkampfreden aus dem Berliner Sportpalast, die Reportagen zum »Tag von Potsdam« und zur Bücherverbrennung oder die Reichstagsdebatte über das Ermächtigungsgesetz mitverfolgen? Das hing von der Qualität des Radiogeräts ab: Je stärker die Leistung des Empfängers war, desto mehr Sender brachte der Apparat. Das gewöhnliche Rundfunkprogramm lief in den 1930er Jahren über Lang-, Mittel- und Kurzwellen. Letztere dienten aufgrund ihrer großen Reichweite der Übertragung internationaler Sendungen, für deren Empfang ein Radio mit Kurzwellenteil erforderlich war. Die meisten Hörer stellten Frequenzen im Lang- und Mittelwellenbereich ein, die je nach Tageszeit und geographischer Lage die Stationen im Umkreis von einigen Hundert Kilometern abdeckten. Auskunft über das Empfangsspektrum erhält man in den Rundfunkzeitschriften, die ihren Lesern eine Auswahl von Programmen zusammenstellten. So empfahl die *Radiowelt*, die in Wien herauskam und sich »Illustrierte Wochenschrift für Jedermann« nannte, für die Zeit vom 9. bis 15. Juli 1933 Sendungen aus Berlin, Breslau, Frankfurt, Hamburg, Heilsberg, Hilversum, Langenberg, Leipzig, München, Stuttgart und Königswusterhausen, dem Standort des überregionalen Deutschlandsenders.[38] Das heißt, die angeführten Übertragungen konnten in Österreich, wo rund eine halbe Million Haushalte ein Radiogerät angemeldet hatten,[39] empfangen werden. Und selbst wenn nur die besseren Apparate weit entfernte Stationen wie die Berliner »Funk-Stunde« hereinbekamen, als deren Pausenzeichen neuerdings der Marsch *Volk ans Gewehr!* lief,[40] ist die Annahme gerechtfertigt, dass im ganzen Land zumindest einer der süddeutschen Sender zu hören war. Mit anderen Worten, K. K. mag den »Trommelschall der Parolen« aus eigener Erfahrung gekannt haben. (*DW* 275) In seinen Ohren klang der nationalsozialistische Rundfunk nach einem Paradoxon, das später Dialektik der Aufklärung genannt wurde: »Gleichzeitigkeit von Elektrotechnik und Mythos, Atomzertrümmerung und Scheiterhaufen, von allem, was es schon und nicht mehr gibt!« (*DW* 34)[41]

38 Vgl. *Radiowelt. Illustrierte Wochenschrift für Jedermann. Offizielles Organ des Verbandes des Österreichischen Radioamateurklubs und des Versuchssenderverbandes.* Nr. 28/1933 (Jg. 10), S. 896.

39 Vgl. *VIII. Tätigkeitsbericht der Österr. Radioverkehrs A.-G. 1933.* Wien 1934, S. 10.

40 Vgl. *Radiowelt*, Nr. 26/1933 (Jg. 10), S. 846.

41 Vgl. dazu Irina Djassemy: *Der »Productivgehalt kritischer Zerstörerarbeit«. Kulturkritik bei Karl Kraus und Theodor W. Adorno.* Würzburg 2002 (= Würzburger Wissenschaftliche Schriften, Bd. 399), S. 374f.

III

Raufebold, Habebald und Haltefest, die »drei Gewaltigen« aus Goethes *Faust*, sind nicht nur wegen der sprechenden Namen in die *Dritte Walpurgisnacht* eingegangen. Das zeigt die Auswahl der Zitate, die ihren Auftritt einleiten. Er steht inmitten einer Collage aus dokumentarischen und literarischen Passagen, die mit dem Hinweis beginnt, dass »das sichere Bett der Evolution keinen ruhigen Schlaf« gewähre: »Elemente treten auf den Plan. Rütteln an der Illusion, mit der Staat gemacht wurde. Schauen nach, was dahinter steckt. Faustnaturen drohen zu vollenden, wo Ungesetz gesetzlich überwaltet, und wie auch verordnet sei – ›Indessen wogt, in grimmigem Schwalle / Des Aufruhrs wachsendes Gewühl.‹« (*DW* 299) K. K. verknüpft hier Textstellen aus der *Arbeiter-Zeitung* und dem zweiten Teil der goetheschen Tragödie. Das Zentralorgan der österreichischen Sozialdemokratie berichtete am 8. Juli 1933 von einer Rede, die Hitler bei einer Konferenz der Reichsstatthalter gehalten hatte: »Man müsse den freigewordenen Strom der Revolution«, zitierte das Blatt den deutschen Reichskanzler, »in das sichere Bett der Evolution hinüberleiten.« Das wichtigste Mittel für diese Kultivierung sei »die Erziehung der Menschen […] zur nationalsozialistischen Staatsauffassung«. (*AZ* 08-07-1933, 1) Es ist die im Titel des Artikels genannte **»Angst vor der ›zweiten Revolution‹«**, die den Hintergrund der »kakanischen« Schilderung bildet, wonach die »Elemente«, die großteils proletarischen SA-Männer, nicht allein die politischen Gegner, sondern auch »den Plan« der NS-Führung mit Füßen zu treten beginnen und auf der Erfüllung jener sozialistischen Versprechungen beharren, mit denen man sie in die Partei gelockt hatte. Sie, die »Faustnaturen«, drohen damit, das Programm der NSDAP in einer Situation zu verwirklichen, wo ohnehin das »Ungesetz gesetzlich überwaltet«, sich also kurzer Hand bzw. auf eigene Faust zu holen, was ihnen zusteht, während die Wortführer mit der Gegenseite, den Junkern und Industriellen, paktieren. In Goethes Originaltext spricht der Kanzler den eingefügten wie die abgesetzten Verse vor dem Staatsrat, um dem Kaiser ein Bild von den chaotischen Zuständen im Reich zu geben, die später, im vierten Akt, zum Bürgerkrieg führen.[42]

Bezogen auf das politische Geschehen in Deutschland, mit dem sich die *Dritte Walpurgisnacht* auseinandersetzt, entsprechen der literarischen Darstellung weniger die Unruhen, die sich bei der Errichtung der nationalsozialistischen Diktatur ergaben, als die Konflikte innerhalb der regierenden Partei.[43] Bereits Mitte März 1933 traten Hitler, der Reichsinnenminister Frick und Göring als preußischer Innenmi-

42 Vgl. Johann Wolfgang Goethe: *Faust*, V. 4785 u. 4793f.

43 Vgl. Jochen Stremmel: *»Dritte Walpurgisnacht«. Über einen Text von Karl Kraus.* Bonn 1982 (= Literatur und Wirklichkeit, Bd. 23), S. 128–130. Einige der Artikel aus der *Arbeiter-Zeitung*, die im Folgenden zitiert werden, sind schon bei Stremmel (S. 132f.) nachgewiesen.

nister öffentlich gegen »Einzelaktionen« auf. »Gewissenlose Subjekte, hauptsächlich kommunistische Spitzel«, hieß es in einem Aufruf des Reichskanzlers an die SA-Männer, »versuchen, die Partei durch Einzelaktionen zu kompromittieren […].« Von nun an müsse der »Vollzug der nationalen Erhebung ein von oben geleiteter planmäßiger« sein. (*NFP* 11-03-1933, 3) Im Leitartikel der Ausgabe, die den Appell vermeldete, drückte die *Neue Freie Presse* ihre Erleichterung in der gleichen Metapher aus, die Hitler ein paar Wochen später gebrauchte: »Was der Reichskanzler hier fordert, wird sicher Verständnis finden bei allen, die den Wunsch hegen, es möge nach der ungeheuren Gärung der Gemüter nunmehr der angestaute Strom in ein festes Bett gelangen.« Grundsätzlich solle bei »Umwälzungen so umfassender Art […] Großzügigkeit am Platze« sein; es könne doch aber niemand glauben, »daß irgendjemandem mit Vorstößen gegen Einzelne gedient sei, etwa wenn beispielsweise der Generalmusikdirektor von Dresden an seiner Arbeit gehindert wird«. (*NFP* 11-03-1933, 1f.) Im »Chaos blutiger Schufterei tadelt sie die Absetzung des Dresdner Dirigenten« (*DW* 104), klagt K. K. über die bürgerliche Zeitung, ohne auf den Schluss des Kommentars hinzuweisen, wo die Antithetik kulminierte: »Der Rechtsstaat […] ist jetzt eigentlich in sämtlichen Ländern das größte Problem geworden. Man kann ihn nur bewahren durch die Rückkehr zu seiner unsterblichen Idee der Autonomie der Persönlichkeit, wie sie Immanuel Kant entwickelt hat. Hitler hat recht: die neue Revolution darf nicht in die Sünden der Vergangenheit verfallen.« (*NFP* 11-03-1933, 2) Nachdem auch die Minister Göring und Frick ähnlich lautende Erlässe herausgegeben hatten, sprach die *Neue Freie Presse* vom »Zwang zur Gesetzlichkeit«, der in Deutschland die Zeit beende, da sich »die Instinkte unverantwortlicher Elemente regen oder gar austoben zu dürfen« glaubten. »Wohin soll es führen«, fragte das Blatt erneut, wenn »Warenhäuser […] durch Terrorakte in ihrem Geschäftsgang« gestört und »hervorragende Künstler von einer Stunde zur anderen entlassen« werden? (*NFP* Ab. 14-03-1933, 2) Kein Wunder, dass die *Arbeiter-Zeitung* in der Berichterstattung über die Spannungen zwischen der Führung der NSDAP und den Parteisoldaten andere Prioritäten setzte. Zum einen nannte sie als Beispiele für die terroristischen »Einzelaktionen« weder abgesetzte Dirigenten noch geplünderte Warenhäuser, sondern jene abertausend Fälle, wo politische Gegner misshandelt wurden; anderseits zeigte das sozialdemokratische Organ aber Verständnis für den Unmut der SA-Leute, zumal das Kompositum »Nationalsozialismus« beim Regierungseintritt in eine Schieflage geraten sei: Während ganz Deutschland seither vom ersten Teil des Namens spreche, höre man von der anderen Hälfte nichts mehr. In einem mit »Die Nazi und ihr Programm« überschriebenen Beitrag, aus dem K. K. mehrere Zitate übernimmt (*DW* 161/166), stellte das Blatt den Ankündigungen der früheren Oppositionspolitiker Erklärungen gegenüber, die sie als Minister abgegeben hatten. So werde im NSDAP-Programm zwar die »Brechung der Zinsknechtschaft«, die »Kommunalisierung der Großwarenhäuser«, die »Enteignung von Boden für gemeinnützige Zwecke« und die »Verstaatlichung aller (bisher) bereits vergesellschafteten (Truste) Betriebe«

gefordert; als Reichskanzler habe Hitler dagegen versichert: »Grundsätzlich wird die Regierung die Wahrnehmung der wirtschaftlichen Interessen des Volkes nicht über den Umweg einer staatlich zu organisierenden Wirtschaftsbürokratie betreten, sondern durch stärkste Förderung der Privatinitiative und Anerkennung des Privateigentums.« (*AZ* 23-05-1933, 3) Das »grundsätzlich« bezog sich wohl auf die verbündeten Banken und Industriebetriebe, die im Gegensatz zu den jüdischen Greißlern tatsächlich keine Enteignung zu befürchten hatten – zumindest vorläufig nicht. Nachdem Fritz Thyssen, der Leiter des gleichnamigen Stahlkonzerns, zum preußischen Staatsrat ernannt und von den Gauleitern Essens, Düsseldorfs und Westfalens als »oberste staatliche Autorität« in wirtschaftspolitischen Fragen bezeichnet worden war, veröffentlichte die *Arbeiter-Zeitung* unter dem Titel »Der wirkliche ›Führer‹« eine Zeichnung, die den Unternehmer, breitschultrig und im Maßanzug, vor rauchenden Schloten zeigt, die eine Hand in der Hosentasche, die andere einem Mann in nationalsozialistischer Uniform reichend, der sich vor dem »Wirtschaftsdiktator« verneigt. (*AZ* 20-07-1933, 3) Dass dieselben Leute, deren Politik er damals mitfinanzierte, sechs Jahre später sein gesamtes Vermögen beschlagnahmen würden, konnte sich Thyssen 1933 gewiss nicht vorstellen, als er in bürgerlichen Kreisen noch als Garant für eine gemäßigte Variante des Dritten Reiches galt.[44]

War es ein naiver oder absichtsvoller Analogieschluss, dass die *Reichspost* vom Lager der »Girondisten« sprach, das sich mit dem bolschewistischen Parteiflügel, den »Jakobinern«, im Widerstreit befinde? (*Rp* 30-06-1933, 1) Hitler jedenfalls, das stand für das Sprachrohr der christlichsozialen Regierung in Österreich außer Zweifel, gehörte zur vernünftigen Gruppe; fraglich bleibe allerdings, ob er sich gegen den braunen Mob durchsetzen könne. Das Wort von der Zweiten Revolution fiel zum ersten Mal Anfang Juli 1933, als der Reichskanzler auf einer nationalsozialistischen Führertagung in Reichenhall erklärte, er werde rücksichtslos »gegen eine sogenannte Zweite Revolution« vorgehen. (*Rp* 04-07-1933, 3) Zehn Tage später berichtete die *Reichspost* von »Hitlers Rückzug vor den wirtschaftlichen Notwendigkeiten«, den er seinen Gauleitern in einer dreistündigen Rede befohlen habe: »Es gilt«, so der Reichskanzler, »die Synthese zwischen dem idealistischen Nationalsozialismus und den realen Erfordernissen der Wirtschaft zu verwirklichen. Ich kapituliere bei allem, was ich tue, nur vor der Vernunft« – »die bisher vor ihm kapituliert hat«, ergänzt K. K. (*Rp* 14-07-1933, 3 vgl. *DW* 300f.) Dass er auch die auf der nächsten Seite abgedruckte Nachricht über Himmlers »Reichsrassenschule« als Zeichen der innerparteilichen Konflikte deutet, ist rückblickend nur folgerichtig. Der Reichsführer der SS habe »die Burg Schwabenberg auf 99 Jahre gepachtet«, um dort Schulungskurse für seine »Schutzstaffel« abzuhalten, die »auf der Erkenntnis vom Wert des Blutes« gründe: »Es habe somit ein neuer Geschichtsraum begon-

44 Vgl. Gustav Luntowski: *Hitler und die Herren an der Ruhr. Wirtschaftsmacht und Staatsmacht im Dritten Reich.* Frankfurt a. M. 2000, S. 48–50 u. 165–168.

nen, der sich – es möge vielleicht lächerlich klingen – über 20.000 bis 30.000 Jahre ausdehnen werde.« (*Rp* 14-07-1933, 4) Während die SS also im Lauf der Äonen, wie die *Dritte Walpurgisnacht* erläutert, »in den Rang himmlischer Heerscharen« aufsteige, bleibe die SA, »mißvergnügt und der Erdennot überlassen«, zurück. (*DW* 325f.) Tatsächlich erfüllte sich die Voraussage nicht erst nach Millennien, sondern bereits knapp ein Jahr später, als die SA-Führung von SS-Leuten ermordet wurde. Der sogenannte »Röhm-Putsch« war in Wirklichkeit ein Attentat auf die Clique um den Obersten Stabschef der Sturmabteilungen, Ernst Röhm, das den Richtungskampf im nationalsozialistischen Regime zugunsten Görings, Himmlers und auch des parteilosen Reichswehrministers Werner von Blomberg entschied.[45] Denn obwohl die SS, die bisher der SA-Leitung unterstand und nun zu einer selbständigen Organisation avancierte, am meisten von der Mordaktion profitierte, ging es zugleich darum, das Monopol der Reichswehr als Waffenträgerin des deutschen Reiches zu sichern. Dass Hitler von Anbeginn der politischen Maxime *divide et impera* folgte, lässt sich an der Vorgeschichte des 30. Juni 1934 ablesen, in der sich der Reichskanzler – mit K. K. gesprochen – zurücklehnte, um den »Schweinsköpfen« zuzusehen, wie sie »einander vor dem Futtertrog auffressen« (*DW* 190).

–––

Es war im Sommer 1933 daher keineswegs absehbar, welche Seite sich durchsetzen werde. Zwar sprachen sich die nationalsozialistischen Regierungsmitglieder gegen die Forderungen des Parteivolkes aus und begannen, meuternde SA-Männer in die Konzentrationslager abzuschieben; das vergangene Halbjahr hatte allerdings gezeigt, wozu die braunen Bataillone imstande waren, und wie sollten die Instinkte, auf Befehl losgelassen, wachsend ohne Widerstand, gezügelt werden? Die folgenden Äußerungen, die K. K. unmittelbar vor dem **Auftritt der drei Gewaltigen** anführt, zeugen von dem Unbehagen, mit dem die NS-Führer das Geschehen beobachteten. Hitler selbst hatte in der erwähnten Rede über »das sichere Bett der Evolution« die »Bazillenträger, die jetzt in die Wirtschaft einzudringen suchen«, als Gefahr für »Staat und Volk« bezeichnet. (*AZ* 08-07-1933, 1 vgl. *DW* 302) Und zehn Tage später erklärte Propagandaminister Goebbels im Rundfunk, dass die deutsche Regierung »ein wachsames Auge über jene getarnten bolschewistischen Elemente« halte, »die von einer zweiten Revolution sprechen in einem Zeitpunkt, in dem das Volk und die Nation sich eben anschicken, die Ergebnisse unserer Revolution für das nächste Jahrhundert zu sichern und auszubauen«. (*AZ* 18-07-1933, 3 vgl. *DW* 302) Was den beiden Zitaten in der *Dritten Walpurgisnacht* folgt, ist jene Bemer-

45 Vgl. dazu Manfred Nebelin: »Röhm-Putsch«. In: Wolfgang Benz, Hermann Graml u. Hermann Weiß (Hg.): *Enzyklopädie des Nationalsozialismus.* Stuttgart 1997, S. 703–705, sowie Kurt Gossweiler: »Der ›Röhm-Putsch‹, der keiner war. Legenden und Tatsachen um den 30. Juni 1934«. URL: http://www.kurt-gossweiler.de/index.php/30-juni-1934-roehm-putsch (1.9.2014).

kung, die Mephistopheles an das Publikum richtet, bevor sich Raufebold selbst vorstellt: »Es liebt sich jetzt ein jedes Kind / Den Harnisch und den Ritterkragen; / Und, allegorisch wie die Lumpen sind, / Sie werden nur um desto mehr behagen.« (*DW* 302)[46] So, wie die *Faust*-Kommentare an dieser Stelle auf die zeitgenössische Mittelalterbegeisterung verweisen,[47] konstatiert auch K. K. »romantische Ablenkung« (*DW* 302), die im neuen Deutschland sogar in den Lehrplan aufgenommen worden sei, zumal die Schüler ab dem zehnten Lebensjahr Uniformen tragen müssten bzw. dürften. Der Reichskanzler hatte, wie zitiert, die »Erziehung der Menschen« als goldene Brücke genannt, um von der Revolution zur Evolution zu gelangen. Wie sich dieser Übergang de facto gestaltete, illustriert K. K. in einer Montage aus Nachrichten der *Arbeiter-Zeitung*, die im Gegensatz zur *Reichspost* und zur *Neuen Freien Presse* regelmäßig über die nationalsozialistische Schulpolitik berichtete. Das Beispiel von Heinz und Hans, das sich in der *Dritten Walpurgisnacht* wiederfindet, entnahm das sozialdemokratische Organ dem Dresdner NS-Blatt *Freiheitskampf*, wo ein Lehrer erzählt hatte: »Alle meine Neunjährigen beneiden den Heinz und den Hans, weil diese, bereits zehnjährig, Jugenduniform tragen dürfen. […] Beide sind Sitzenbleiber, demnach ein Jahr älter als die andern. Das gilt sonst wohl als ein Fleckchen an der Schülerehre, doch die Uniform gleicht das aus, sie verschafft sogar höhere Geltung unter den Klassengenossen.« (*AZ* 19-07-1933, 4 vgl. *DW* 302) Der preußische Unterrichtsminister, heißt es in der *Dritten Walpurgisnacht* weiter, habe angeordnet, dass Schüler in höhere Klassen versetzt werden können, »die dadurch *zurückgeblieben* sind, daß sie sich mit ganzer Kraft der nationalsozialistischen Bewegung gewidmet haben« (*DW* 302). In der zugrunde liegenden Meldung der *Arbeiter-Zeitung* fehlt die Hervorhebung des Doppelsinns, dafür wird der verantwortliche Minister namentlich genannt und mit dem Attribut »(Psychopath)« versehen. (*AZ* 22-04-1933, 4) Dass Bernhard Rust ein »Geistesgestörter« sei, hatte das Blatt schon im Februar unter Berufung auf ärztliche Gutachten festgestellt; deswegen habe man den früheren Gymnasiallehrer 1930 pensioniert. (*AZ* 19-02-1933, 2)

K. K. gibt in der Folge zwei weitere Passagen aus Erlässen jenes Mannes »von anerkannter verminderter Zurechnungsfähigkeit« wieder, um schließlich auf das »Problem der Jugenderziehung« in seiner österreichischen Variante zu sprechen zu kommen. (*DW* 303) Bei der nun erwähnten terroristischen Zusammenarbeit zwischen Lehrern und Schülern handelt es sich um die Vorbereitung einer Schienensprengung auf der Südbahn-Strecke Ende Juni 1933, von der das sozialdemokratische Organ zu berichten wusste: »Fünf Kilogramm Ammonit und vier Sprengkapseln gab der Lehrer Kilian dem Schüler Natter, damit er Bomben fabriziere. / Der Schüler trug sie in seinen Schlafsaal in der Bundeserziehungsanstalt Traiskirchen

46 Vgl. Johann Wolfgang Goethe: *Faust*, V. 10327–10330.

47 Vgl. Johann Wolfgang Goethe: *Faust. Kommentare.* Hg. v. Albrecht Schöne. Frankfurt a. M. 2005, S. 668.

und erzeugte acht Bomben.« Ausgeführt habe man den Anschlag, hinter dem die Führung der SS-Standarte Niederösterreich stehe, dann zu sechst, »drei Burschen und drei Mädel«, wobei die Mädchen, nachdem die Buben die Lunte angezündet hatten, das Beweismaterial verschwinden ließen. (*AZ* 21-07-1933, 3) »So wachsen jene Scharführer heran«, fährt K. K. fort, »die da planten, bei der Produktenbörse Benzin auszuschütten, bis einer ›erklärte, daß er etwas besseres habe‹, und er zeigte ihnen die Bombe, die er ihnen im Koffer mitgebracht hatte, und sie gefiel ihnen.« (*DW* 303) Diese Anspielungen gehen auf einen Artikel der *Arbeiter-Zeitung* vom 22. Juni 1933 zurück, in dem die Hintergründe eines versuchten Bombenattentats auf das Wiener Kaffeehaus »Produktenbörse« geschildert wurden. Zehn Tage zuvor hatte ein SS-Scharführer namens Hans Ziegler seine Männer beauftragt, das Lokal nicht, wie zunächst geplant, in Brand zu stecken, sondern in die Luft zu sprengen. Der Anschlag, der sofort verübt werden sollte, misslang, weil die Zündschnur verlosch, sodass der Sprengkörper samt Koffer liegen blieb. (vgl. *AZ* 22-06-1933, 5) Mit dieser, wenngleich gescheiterten, Reifeprüfung endet der Exkurs über die Erziehung im nationalsozialistischen Geist, und die *Dritte Walpurgisnacht* kehrt, indem die »Lumpen« der SS mit den allegorischen aus dem *Faust* in eins gesetzt werden, zum literarischen Bezug des Abschnitts zurück. K. K. spricht nun geradewegs von den »Vorkämpfern Raufebold, Habebald und Haltefest« und lässt den ersten der drei Gewaltigen dort anschließen, wo Mephistopheles aufgehört hatte:

> Wenn einer mir ins Auge sieht,
> Werd' ich ihm mit der Faust gleich in die Fresse fahren,
> Und eine Memme, wenn sie flieht,
> Faß ich bei ihren letzten Haaren.
> Der zweite will im Nehmen unverdrossen sein, der dritte meint, nehmen sei recht gut, doch besser sei behalten.
> Der tüchtige Fuß nimmt Teil an ihrem Glück,
> Setzt dem Erschlagnen frisch sich ins Genick. (*DW* 303)

Im *Faust* empfiehlt sich Raufebold mit den oberen Versen als geeigneter Krieger für die bevorstehende Schlacht, die das kaiserliche Heer von den Bergen aus gegen die Truppen des Gegenkaisers schlagen wird; das zweite Zitat entstammt einem Gespräch, in dem der Protagonist den Kaiser in die Kunst moderner Kriegsführung einweiht.[48] Er solle nicht heroisch sein Haupt verpfänden, sondern die Arme(e) Schild wie Schwert führen und den Fuß in der beschriebenen Weise am Gefechtseifer teilnehmen lassen. Gesagt, getan: Die drei Gewaltigen rücken ein und entscheiden den Kampf unter magischer Mitwirkung für ihre Auftraggeber. So, wie die beiden Stellen in der *Dritten Walpurgisnacht* verknüpft sind, bezieht sich das Pronomen des Präpositionalobjekts »an ihrem Glück« auf den Einsatz von Raufe-

48 Vgl. Johann Wolfgang Goethe: *Faust*, V. 10331–10334 u. 10485f.

bold, Habebald und Haltefest, was jene Lesart der Passage explizit macht, die bei Goethe zwischen den Zeilen steht, nämlich dass Faust für die Taten seiner Vorkämpfer verantwortlich ist.[49] Während der Bürgerkrieg im vierten Akt eine moralische Ausnahmesituation darstellt, in der sich die Grenze zwischen gut und böse verschieben mag, wird das faustische Fehlverhalten gegen Ende der Tragödie augenfällig. Nachdem er zum Lohn für seinen militärischen Erfolg die Küste des Landes erhalten hatte, um dem Meer Boden abzugewinnen und dort Siedlungen zu errichten, erschuf sich Faust ein feudales Reich mit Palast und weitem Ziergarten, das ihm makellos erschiene, gäbe es nicht jenes Fleckchen mit Hütte, Linden und Kapelle, das den besten Blick auf seinen Besitz bietet, aber nicht ihm, sondern Philemon und Baucis gehört. Da sich das Greisenpaar weigert, den Grund zu verkaufen, lässt er die beiden von Mephistopheles und den drei Gewaltigen zur Seite schaffen. Was als Umsiedlung gedacht war, führt zu Mord und Brand, sodass Faust auf den Bericht der Täter erwidert: »War't ihr für meine Worte taub! / Tausch wollt ich, wollte keinen Raub.«[50] In Wahrheit hätte er wissen müssen, wie Mephisto und seine Gesellen den Auftrag ausführen würden; und dass er seine Schuld auch einsieht, zeigt der Selbstvorwurf: »Geboten schnell, zu schnell getan!«[51] Es ist am Ende die Erfahrung, schuldig geworden zu sein, die Faustens Seele Erlösung gewährt.

Wenn K. K. auf den ersten Seiten der *Dritten Walpurgisnacht* den Schluss des Kommentars anführt, mit dem Mephistopheles auf jenen Befehl reagiert, Philemon und Baucis aus dem Weg zu räumen, dann stellt sich neben der Frage der Verantwortung der Gedanke an Konzentrationslager ein: »Der Mensch holt vom Himmel seine Rechte«, was bildlich wie buchstäblich zu verstehen ist, »und davor sei Gott behütet; Blut beweist sich durch Blut; knechtischer Befehl bricht in Leben, Freiheit und Besitz«, also in die Dreiheit der natürlichen Rechte, »denn ihm sind Gesinnung und Geburt verantwortlich; über Nacht geschah es; und jede weitere Nacht lebst du in Erwartung; ›nach überstandener Gewalt versöhnt ein schöner Aufenthalt‹.« (*DW* 16)[52] Während diese parataktische Reihe die Hauptaufgaben der SA-Männer umschreibt – vom Hitlergruß über die nächtlichen Inquisitionen bis zur Aufsicht und Folter der Häftlinge –, wird an einer anderen Stelle »die Enteignung des Gütchens im Zeichen der drei Gewaltigen« als alltäglicher Vorgang im nationalsozialistisch regierten Deutschland genannt (*DW* 143), womit anstatt der Macht- die Habgier in den Fokus gerät. Gewiss geht es, wenn in der *Dritten Walpurgisnacht* von der Zweiten Revolution die Rede ist, um die Vorboten des »Röhm-Putsches«; das **Motiv der inneren Revolte** lässt sich aber auch anthropologisch deu-

49 Vgl. Kurt Krolop: »Präformation als Konfrontation – ›Drittes Reich‹ und *Dritte Walpurgisnacht*«. In: Kurt Krolop: *Sprachsatire als Zeitsatire bei Karl Kraus. Neun Studien.* Berlin 1987, S. 210–230, hier: S. 227.

50 Johann Wolfgang Goethe: *Faust*, V. 11370f.

51 Johann Wolfgang Goethe: *Faust*, V. 11382.

52 Vgl. Johann Wolfgang Goethe: *Faust*, V. 11280f.

ten. Mit anderen Worten, der Sturmabteilungsmann stellt selbst eine allegorische Figur dar, in der sich die tierische Natur des Menschen verkörpert. »Triebhaft ist es, nicht geplant.« (*DW* 185) Und so nimmt K. K. eine »Wiederbesinnung auf die Urinstinkte« wahr, die vor allem dem wirtschaftlichen Neid und dem pervertierten Geschlechtstrieb Vorschub leiste. (*DW* 67/69)[53] Es ist einerseits das dumpfe Gefühl, benachteiligt zu sein, das banale Verlangen nach Besitz und Erfolg der anderen, das die Braunhemden antreibt; als weiteres Movens erweist sich jedoch die sinnliche Lust an der Gewalt, an der Erniedrigung des Gegners, wie sie in folgendem Bericht der *Arbeiter-Zeitung* über ein Verhör im Konzentrationslager Breslau-Dürrgoy geschildert wurde, das seit April 1933 bestand: »Ich mußte mich ganz nackt ausziehen und wurde auf den Tisch geschnallt. […] Nach jedem Schlag mußte ich selber zählen. Beim fünfzehnten Schlag wurde die erste kurze Pause gemacht:›Wieviel Schläge hast du bekommen?‹ Ich stöhnte nur noch: ›Fünfzehn!‹ Dann weiter alle fünf Schläge eine Minute lang Unterbrechung. Die Haut war völlig aufgerissen und ich blutete fürchterlich. […] Als ich einmal meinen Kopf zur Seite wandte, bemerkte ich, daß in der Ecke ein jugendlicher SA.-Mann stand und bei dem Anblick – onanierte. Dasselbe haben mir auch andre Gefangene im Lager erzählt, das heißt zugeflüstert, denn das Sprechen miteinander war streng verboten.« (*AZ* 12-08-1933, 3) Ist es verwunderlich, fragt K. K., dass sich die Welt diese »Romantik der Menschenschändung« nicht vorstellen will? »Sieht sie die Augen dieser Komparsen des Schreckens, deren geschlechtliche Jugend die rätselhafte Verbindung von Qual und Wonne erlebt und behält? Denn selbst hier, bis zur Orgie in Blut und Kot, hat Natur ihren Anteil, und ein Höllentor ist eröffnet, aus dem es keine Rückkehr gibt für den Genießer; und keine Rettung der Menschenwürde, die solchem Bedürfnis erlag…« (*DW* 216) Was die *Dritte Walpurgisnacht* über das nationalsozialistische Sexualverhalten zu sagen hat, lieferte Stoff für eine separate Studie, die klären müsste, weshalb die weiblichen Opfer der Nazis in der Regel nicht vergewaltigt, sondern ausgepeitscht wurden, ob ein Zusammenhang zwischen Homosexualität und Rechtsradikalismus besteht, und wie die NS-Blätter zur Festigung der Volksgemeinschaft beitrugen, indem sie deutsche Frauen an den Pranger stellten, die Juden liebten, wovon das sozialdemokratische Organ ausführlich berichtete (z. B. *AZ* 03-09-1933, 4).[54] Hier soll das sadistische Beispiel genügen, um das »kakanische« Entsetzen darüber begreiflich zu machen, dass jenen Trieben des Menschen, auf deren Zähmung das, was man Kultur heißt, gerichtet ist, in Hitlers Deutschland nicht nur freien Lauf gelassen, sondern schulische Förderung zuteil wird.

Die drei Gewaltigen treten deshalb gemeinsam mit den Pimpfen auf, weil die

53 Vgl. dazu Irina Djassemy: *Der »Productivgehalt kritischer Zerstörerarbeit«*, S. 404ff.

54 Vgl. dazu in allgemeiner Hinsicht Klaus Theweleit: *Männerphantasien.* Bd. 1 u. 2. Basel/Frankfurt a. M. 1986. Aus der Perspektive der *Dritten Walpurgisnacht* wird das Thema ansatzweise behandelt bei Irina Djassemy: *Der »Productivgehalt kritischer Zerstörerarbeit«*, S. 404–409.

nationalsozialistischen Lehrer Raufebolde bzw. Scharführer heranzüchten wollen, in denen die schlechten Anlagen des Menschen voll entfaltet sind, während Erziehung im Sinn der Aufklärung auf das Gegenteil zielt, nämlich dem moralischen Charakter zu seinem Recht zu verhelfen. Was sich in Goethes Held als Schuldgefühl meldet, nachdem er von der Ermordung des Greisenpaars erfahren hat, ist sein Gewissen, das auf die Entwicklung seines guten Wesens pocht, denn gut zu sein bedeutet im *Faust* wie in der *Dritten Walpurgisnacht*, das Glück des Anderen zu wollen, für den Nächsten zu sorgen. K. K. spricht zwar von »viehische[n] Formen der Entschädigung«, von den »Wölfen des Konzentrationslagers«, von »›Krokodilstränen‹ (die in Hitler-Versammlungen wirklich gesehen wurden)« und der Schwierigkeit, dass man einen »Löwe[n …] nur nach seinen Taten beurteilen« könne (*DW* 69/119/180/199); den Bestien steht aber ein Haustier gegenüber, dem als »Kreatur Gottes« gedacht wird: »Der Hund des Platzmeisters störte die Brandstifter durch sein Gebell bei ihrer Arbeit. Daraufhin feuerte einer der Nazis einen Revolverschuß auf das Tier ab und verletzte es schwer. Trotzdem konnte der Hund noch zur etwa hundert Meter entfernten Wohnung des Platzmeisters laufen und seinen Herrn wecken. / Als der Platzmeister zum Klubhaus kam, waren die Eindringlinge schon geflüchtet. Der Mann löschte mit einigen Eimern Wasser den Brand. / In den frühen Morgenstunden mußte der treue Hund, der die Brandleger entdeckt und schwere Verletzungen erlitten hatte, durch einen Gnadenschuß getötet werden.« (*DW* 281) Der Gegensatz zwischen dem Wolf und dem Hund drückt für K. K. die Doppelnatur des Menschen aus, der von Anbeginn über schlechtes wie über gutes Potenzial verfügt. Es ist dann eine Frage der Erziehung, ob sich der Hang durchsetzt, die selbstischen Bedürfnisse rücksichtslos zu befriedigen, oder ob es gelingt, dem Geheiß der Pflicht zu folgen, wie es Kant in der *Metaphysik der Sitten* bestimmt, nämlich als das Vermögen, eigene Vollkommenheit und fremde Glückseligkeit in Einklang zu bringen.[55] Aus dieser Sicht liegt kein Widerspruch darin, den Nationalsozialismus als ein »Naturereignis« zu bezeichnen und im folgenden Satz die Hoffnung auszusprechen, »daß die Richterin Natur den Aufstand wider sie rächen wird« (*DW* 20), zumal in jeder Person beide Naturen, die tierische wie die menschliche, angelegt sind und um die Vorherrschaft streiten. Jenes Zitat aus dem *Faust*, das in dem Abschnitt der *Dritten Walpurgisnacht*, wo sich K. K. auf die Suche nach dem »ideologischen Überbau« der NS-Bewegung macht (*DW* 67ff.), zwischen Heidegger und Nietzsche steht, deutet denselben Hintergrund an: »Nur, um dir's im Vertraun zu sagen: / Zwei Philosophen bin ich auf der Spur, / Ich horchte zu, es hieß: Natur! Natur!« (*DW* 72)[56] Dabei handelt es sich um Verse aus der »Klassischen Walpurgisnacht« im zweiten Teil der Tragödie, einer Versammlung antiker Geister im vorhellenistischen Griechenland, die Goethe als Pendant zur mittelal-

55 Vgl. Immanuel Kant: *Die Metaphysik der Sitten.* Hg. v. Wilhelm Weischedel. Frankfurt a. M. 1977 (= Werkausgabe, Bd. VIII), S. 515–518.

56 Vgl. Johann Wolfgang Goethe: *Faust*, V. 7835–7837.

terlichen Hexenfeier, der **»Walpurgisnacht«** des ersten Teils, erfunden hat. Beide Male wird Faust mit dämonischen Naturreichen konfrontiert, zunächst in der sagenhaften Orgie auf dem Blocksberg, dann in seiner von mythologischen Gestalten begleiteten Suche nach Helena. Was nun den angeführten Passus betrifft, so spricht ihn das künstliche Geschöpf Homunkulus, den Faustens alter Famulus, der Alchimist Wagner, in einer Phiole erzeugt hatte. Er trifft »am obern Peneios« auf Mephistopheles und erzählt ihm, dass er sich den zwei Philosophen Anaxagoras und Thales anschließen werde, um zu erfahren, wie es ihm, dem Geist in der Flasche, gelingen könnte, körperlich zu entstehen. Während jener den Erdbebengeist Seismos als die Natur gestaltende Kraft ansieht, verweist dieser auf die Urquelle Wasser, aus der alles Lebendige hervorgehe.

Es mag schon sein, dass Goethe die altgriechischen Philosophen zu Sprechern des zeitgenössischen Geologenstreites zwischen »Vulkanisten« und »Neptunisten« erkor.[57] K. K. legt aber einen tieferen Sinn der Passage frei. Denn Anaxagoras und Thales treten in der *Dritten Walpurgisnacht*, nachdem sie von Homunkulus angekündigt wurden, umgeben von Berichten über niederträchtige Gewalttaten, die SA-Männer begangen hatten, und Nietzsche-Zitaten auf. Die leitende Frage, ob sich die Nationalsozialisten zu Recht auf dessen Lehre berufen, wird zwar verneint, indem Nietzsche als Kritiker der Deutschen wie der Antisemiten zu Wort kommt. Was die Rede von der »vornehme[n] Rasse«, der »blonden Bestie« und der »Unschuld des Raubtiergewissens« jedoch für eine Wirklichkeit zeitigt (*DW* 73f.),[58] sollen die Ausschnitte aus dem Alltag der Braunhemden bewusst machen, die auch ein Erlebnis Manfred von Killingers enthalten. Der SA-Führer und sächsische Reichskommissar hatte in dem Buch *Ernstes und Heiteres aus dem Putschleben*, das die *Deutschösterreichische Tages-Zeitung* 1933 in Fortsetzungen druckte, folgende Maßregelung einer Kommunistin geschildert: »›Fahrerpeitsche. Dann laufen lassen‹, sage ich kurz. Zwei Mann packen sie. Sie will beißen. Eine Maulschelle bringt sie zur Räson. Im Hof wird sie über die Wagendeichsel gelegt und so lange mit Fahrerpeitschen bearbeitet, bis kein weißer Fleck mehr auf ihrer Rückseite war.«[59] (vgl. *DW* 75f.) K. K. nennt den Autor eine »Faustnatur«, zweifelt aber, ob sich ein »Übermensch« so aufführt. Vor dem Zitat hatte er mit Anaxagoras gefragt: »Hast du, o Thales, je in einer Nacht, / Solch einen Berg aus Schlamm hervorgebracht?« Die Antwort, die im *Faust* direkt anschließt, folgt nach ein paar Zeilen, wobei der Sprecherwechsel vor dem letzten Vers in der *Dritten Walpurgisnacht* nicht angegeben ist: »Nie war Natur und ihr lebendiges Fließen / Auf Tag und Nacht und Stunden angewiesen; / Sie bildet regelnd jegliche Gestalt, / Und selbst im Großen

57 Vgl. Johann Wolfgang Goethe: *Faust. Kommentare*, S. 556.

58 Vgl. Friedrich Nietzsche: »Zur Genealogie der Moral«. In: Friedrich Nietzsche: *Kritische Studienausgabe.* Bd. 5. Hg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. München 1999, S. 245–412, hier: S. 275.

59 Manfred von Killinger: »Ernstes und Heiteres aus dem Putschleben«. In: *Bilderbeilage der Deutschösterreichischen Tages-Zeitung*, 7.5.1933, S. 302.

ist es nicht Gewalt. / Hier aber war's!« (*DW* 75)[60] Den Dialog beendet nicht Thales, sondern Anaxagoras, dessen These, wonach Natur und Gewalt ineinander gestiftet sind, vorerst unwidersprochen bleibt. Wer die natürlichen Kräfte, die Instinkte und Triebe der Menschen befreien will, lautet die »kakanische« Mahnung, darf keine ästhetischen Geniestreiche, keine tanzenden und lachenden Engel erwarten, sondern muss auf jene nietzscheanischen »Ungeheuer« gefasst sein, »welche vielleicht von einer scheusslichen Abfolge von Mord, Niederbrennung, Schändung, Folterung mit einem Übermuthe und seelischen Gleichgewichte davongehen, wie als ob nur ein Studentenstreich vollbracht sei, überzeugt davon, dass die Dichter für lange nun wieder Etwas zu singen und zu rühmen haben.«[61] Ein treffendes Bild der entfesselten Natur, der Walpurgisnacht, wie sie 1933 über Deutschland hereinbrach? Gelang es den NS-Tätern, trotz ihrer Verbrechen in einem »seelischen Gleichgewichte« weiterzuleben? Zeugt der gebückte und zitternde alte Mann, zu dem Hitler zehn Jahre nach der Machtergreifung geworden war, nicht von einem Menschen, der an seinem schlechten Gewissen zugrunde ging – zeugt sein Schicksal nicht von der Rache der »Richterin Natur«?

–––

Bevor sich diese Frage im Sinn der *Dritten Walpurgisnacht* beantworten lässt, müssen wir der Suche von K. K. nach dem »ideologischen Überbau« des Nationalsozialismus weiter folgen. Er wird schließlich bei Gottfried Benn fündig, das heißt bei seiner Rede ***Antwort an die literarischen Emigranten***, die am 24. Mai 1933 vom Berliner Radiosender »Funk-Stunde« übertragen und tags darauf in der *Deutschen Allgemeinen Zeitung* publiziert wurde. Benn hatte zwei Wochen vorher einen Brief von Klaus Mann erhalten, der bereits im März nach Frankreich ausgewandert war und ihm, dem literarischen Vorbild, nun vorwarf, für den Nationalsozialismus einzutreten.[62] Dass die öffentliche Antwort auf das private Schreiben opportunistisch war, ist kaum zu bestreiten; Benn versuchte ohne Zweifel, jenen kulturpolitischen Einfluss zu gewinnen, der ihm in der Weimarer Republik verwehrt geblieben war.[63] Von der Reklame in eigener Sache abgesehen, bringt die *Antwort an die literarischen Emigranten* aber mehr Überzeugung als Kalkül zum Ausdruck, und so erscheint Kant in der *Dritten Walpurgisnacht* nicht nur deshalb als der bennsche Widerpart, weil die *Deutsche Allgemeine Zeitung* als Motto für die Ausgabe vom 25. Mai 1933

60 Vgl. Johann Wolfgang Goethe: *Faust*, V. 7859–7865. Vgl. dazu Edward Timms: *Karl Kraus. Apocalyptic Satirist. The Post-War Crisis and the Rise of the Swastika.* New Haven/London 2005, S. 503f.

61 Friedrich Nietzsche: »Zur Genealogie der Moral«, S. 275.

62 Der vollständige Text des Briefs ist abgedruckt in Gottfried Benn: *Sämtliche Werke. Bd. IV: Prosa 2.* Hg. v. Gerhard Schuster. Stuttgart 1989, S. 510–512. Vgl. dazu Joachim Dyck: *Der Zeitzeuge. Gottfried Benn 1929–1949.* Göttingen 2006, S. 104–111.

63 Vgl. dazu Klaus Theweleit: *Buch der Könige. Bd. 2x: Orpheus am Machtpol.* Frankfurt a. M. 1994, S. 515ff.

die berühmten Worte aus dem Beschluss der *Kritik der praktischen Vernunft* wählte: »Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der gestirnte Himmel über uns und das moralische Gesetz in uns.«[64] K. K. merkt zwar an, dass sich der Königsberger Philosoph den kategorischen Imperativ gewiss anders vorgestellt hatte als »Juda verrecke!«, weist aber nicht auf die Abweichungen vom Originaltext hin, wo das Ende lautet: »Der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir.«[65] (*DW* 78f.) Während die Orthografie je nach Auflage variiert und der »gestirnte« Himmel sich inhaltlich nicht vom »bestirnten« unterscheidet, ist der Austausch des Personalpronomens »mir« durch seinen Plural »uns« bezeichnend. Denn obwohl Kant von einem Universalsubjekt ausgeht, muss doch jedes Individuum selbstgesetzlich handeln; der Nationalsozialismus forderte hingegen die Bereitschaft, sich als Volksgenosse vom Willen des Führers leiten zu lassen. Für viele mag dies eine Entlastung gewesen sein – für Benn war es wohl ein Opfer, das ihm die Schicksalsgöttinnen zugeteilt hatten. In seiner Rede entgegnet er der Klage Klaus Manns, Deutschland sinke in die Barbarei zurück, dass dessen »bürgerliches neunzehntes Jahrhundert-Gehirn« eine allzu »novellistische Auffassung der Geschichte« vertrete, die den Blick auf »das Elementare, das Stoßartige, das unausweichliche Phänomen« verstelle, das einen Schöpfungsakt auszeichne: »Natürlich ist diese Auffassung der Geschichte nicht aufklärerisch und nicht humanistisch, sondern metaphysisch, und meine Auffassung vom Menschen ist es noch mehr.«[66] (*DW* 81f.) Da Benn als Beispiel den Übergang von der Romanik zur Gotik nennt, wendet K. K. ein, dass »ein künftiger Baustil […] um den Preis so vieler wertvoller Menschenleben – und ich weiß von etlichen – denn doch zu teuer erkauft wäre« und das verpönte 19. Jahrhundert der französischen Revolution immerhin eine »unblutige Weltbetrachtung« verdanke (*DW* 81), was auch eine kühne These ist.

Letztlich liegt der Unterschied der beiden Standpunkte in der Frage, ob einzelne Individuen einem geschichtlichen Projekt geopfert werden können. Nein, unter keinen Umständen, sagt der eine, denn der Mensch stelle einen »Zweck an sich selbst«[67] dar und dürfe nicht als jemandes Mittel gebraucht werden; ja, sagt der andere, denn man müsse sich aus zwei Gründen als Privatperson auf- und dem Ereignis hingeben, erstens weil es nicht um das Ich, sondern um das Wir gehe, und

64 *Deutsche Allgemeine Zeitung*, Reichsausgabe v. 25.5.1933, S. 1.

65 Immanuel Kant: *Kritik der praktischen Vernunft.* Hg. v. Wilhelm Weischedel. Frankfurt a. M. 1974 (= Werkausgabe, Bd. VII), A 289.

66 Gottfried Benn: »Antwort an die literarischen Emigranten«. In: *Deutsche Allgemeine Zeitung*, Reichsausgabe v. 25.5.1933, S. 1f. Der Text ist enthalten in Gottfried Benn: *Sämtliche Werke. Bd. IV: Prosa 2*, S. 24–32.

67 Immanuel Kant: *Kritik der praktischen Vernunft*, A 237.

zweitens weil der aktuelle Mensch etwas sei, »das überwunden werden soll«[68], und zwar durch einen neuen: »Verstehen Sie doch endlich dort an Ihrem lateinischen Meer«, fordert Benn, »daß es sich bei den Vorgängen in Deutschland gar nicht um politische Kniffe handelt, die man in der bekannten dialektischen Manier verdrehen und zerreden könnte, sondern es handelt sich um das Hervortreten eines neuen biologischen Typs, die Geschichte mutiert und ein Volk will sich züchten.«[69] K. K. bricht die philosophischen Überlegungen wieder auf den deutschen Alltag herunter und beschreibt ein Bild, auf dem einer jener »machthabenden Buben« getroffen sei, »der wirklich so aussieht wie das, was man sich unter dem Typ Rotzlöffel vorstellt, und der doch in der Szene groß photographiert ist, wie er Maul und Karabiner sieben kalkweißen Männern vorhält« (*DW* 83), um sie dann mit den SA-Kollegen blutig zu prügeln. In diesem Vergleich kommt Benn schlecht weg. Man sollte sich trotzdem fragen, was seine »Menschheitsvision« bedeutet, sein Entschluss, sich dem Lauf der Dinge zu überlassen – nämlich: dass es Wichtigeres als das eigene Leben gibt, ja dass man ein Ich nur gewinnen kann, wenn man sich in einem Wir verliert, das ein kollektives Projekt verwirklicht, sei es die Idee der klassenlosen Gesellschaft oder die »letzte großartige Konzeption der weißen Rasse«[70]. (*DW* 87) Wer sich auf so ein Vabanquespiel einlässt, muss tatsächlich »untergangsbereit« sein, denn er gibt seine Identität auf und stellt sich in den Dienst einer Gemeinschaft, wie sie das deutsche Volk hätte bilden sollen, um den neuen Menschen zu schaffen, der laut Benn »zwar vernünftig«, aber vor allem »mythisch und tief« sei, »älter als die französische Revolution, schichtenreicher als die Aufklärung dachte«.[71] (*DW* 83f.) Der Nationalsozialist war keine Gegebenheit, sondern eine Sammlung angeblich verlorener Prädikate wie arisch, kämpferisch, entschlossen, pflichtbewusst, die es in der Art eines Rennstallbesitzers, der schnelle Pferde züchtet, zu entwickeln galt – durch kontrollierte Auslese und durch Training.[72] In Anbetracht dieser biopolitischen Pläne kommt K. K. auf das künstliche Geschöpf in Goethes *Faust* zurück, Homunkulus, der in der »Klassischen Walpurgisnacht« von Thales zu den Meeresgöttern Nereus und Proteus geführt wird. Der Philosoph rät dem körperlosen Geist, seine Phiole von letzterem, dem Verwandlungskünstler, der die Gestalt eines Delfins angenommen hat, auf den Ozean hinaustragen zu lassen: »Gib nach dem löblichen Verlangen / Von vorn die Schöpfung anzufangen, / Zu raschem Wirken sei bereit! / Da regst du dich nach ewigen Normen, / Durch tausend abertausend Formen, / Und bis zum Menschen hast du Zeit.«[73] (*DW* 84f.) Die Glasflasche zerschellt dann am Muschelthron der Meeresnymphe Galatea, und

68 Friedrich Nietzsche: »Also sprach Zarathustra«. In: Friedrich Nietzsche: *Kritische Studienausgabe.* Bd. 4. Hg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. München 1999, S. 9–408, hier: S. 14.

69 Gottfried Benn: »Antwort an die literarischen Emigranten«, S. 2.

70 Gottfried Benn: »Antwort an die literarischen Emigranten«, S. 2.

71 Vgl. Gottfried Benn: »Antwort an die literarischen Emigranten«, S. 2.

72 Vgl. Alain Badiou: *Das Jahrhundert*, S. 83f.

73 Johann Wolfgang Goethe: *Faust*, V. 8321–8326.

Homunkulus leuchtet als Feuerschein auf, um schließlich ins Wasser einzugehen. Es handelt sich nicht um ein gewaltsames Geschehen, sondern um eine harmonische Vereinigung der Elemente, sodass im *Faust* wie in der *Dritten Walpurgisnacht* am Ende Thales Recht behält, der ja im Gegensatz zu Anaxagoras die These vertritt, wonach sich alles Lebendige allmählich (aus dem Ozean) entwickle. Indem K. K. den letzten der zitierten Verse spationiert, macht er deutlich, dass nicht die Schöpfung irgendeines Organismus gemeint ist, eines Rennpferdes zum Beispiel. Nein, hier entsteht ein Mensch, der sich von anderen Spezies durch die Eigenschaft unterscheidet, vernunftbegabt zu sein: »Nun, es hat ja manches für sich, zur Erklärung der Vorgänge auf den homo primogenitus zurückzugehen und noch für die eigene Person selbstlos den Ansprüchen des **homo sapiens** zu entsagen. Das ist jetzt so der Brauch, und da der Intellekt sich nicht bewährt hat, hält man sich an die Vorschrift, das Kind mit dem Bad auszuschütten.« (*DW* 85) Mit anderen Worten, die Verknüpfung von Natur und Gewalt mag für die Tierwelt samt den tierischen Anlagen des Menschen zutreffen; human ist allerdings, was über diesen Zusammenhang hinausgeht, also die Fähigkeit, nicht triebhaft, instinktiv zu agieren, sondern innezuhalten und nach Gründen zu handeln. Das Projekt der Aufklärung, das Benn in seiner Rede vehement ablehnt, zielte auf das menschliche Vermögen, den Dreischritt »Selbstdenken – autonomes Urteil – verantwortliche Handlung« zu vollziehen, und 150 Jahre, nachdem namentlich Kant dieses Prinzip aufgestellt hatte, konnte man in Deutschland schwerlich behaupten, dass es erfolgreich gewesen war. Es gab wohl wissenschaftliche Fortschritte, vom Elektronenmikroskop bis zum Synthesekautschuk,[74] aber der berühmte Wahlspruch »Sapere aude!«[75] hatte 1933 gegenüber der Parole »Blut und Boden«[76] das Nachsehen, und zwar nicht nur bei den sogenannten kleinen Leuten. Dass der »homo primogenitus«, der Erstgeborene, unter Intellektuellen eine Konjunktur erlebte, zeugte von einer weit verbreiteten Sehnsucht nach Eigentlichkeit, nach einer idealisierten Zeit, bevor sich die Menschen zivilisiert und von der Natur entfremdet hatten.

Wenn K. K. im Hinblick auf Benn bemerkt, dass sich der Weg in ein »Neandertal« ziehe, das »nicht bloß schöpfungsnah vorgestellt sein soll, sondern auch mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet, inklusive Radio« (*DW* 86), dann zeigt sich klar, wie absurd die Tatsache ist, dass jene Leute, die aus bürgerlichen Familien stammten, studiert hatten und trotz der wirtschaftlichen Krise satt waren, am lautesten nach archaischen Verhältnissen riefen. Nicht von ungefähr stellte Thomas Mann, dessen *filius primogenitus* Klaus hieß, diese paradoxe Kulturkritik in seinem

74 Vgl. Ernst Christian Schütt: *Chronik 1933*, S. 122.

75 Immanuel Kant: »Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?«. In: Immanuel Kant: *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik 1.* Hg. v. Wilhelm Weischedel. Frankfurt a. M. 1996 (= Werkausgabe, Bd. XI), S. 53–61, hier: S. 53.

76 Oswald Spengler: *Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte.* Düsseldorf 2007 [1923], S. 708.

Roman *Doktor Faustus* als die prägende Geisteshaltung der Zwischenkriegszeit heraus. So wünscht sich der Protagonist, der Tonsetzer Adrian Leverkühn, einen »Systemherrn« herbei, »einen Schulmeister des Objektiven und der Organisation, genial genug, das Wiederherstellende, ja, das Archaische mit dem Revolutionären zu verbinden«, und der Erzähler Serenus Zeitblom, der nicht müde wird, die »pädagogisch-humane Sphäre« gegen die Angriffe seines genialischen Freundes zu verteidigen, berichtet sorgenvoll von der »Kluft zwischen Wahrheit und Kraft, Wahrheit und Leben, Wahrheit und Gemeinschaft«, die sich in den Gelehrtenstuben und literarischen Salons aufgetan habe.[77] Es ist eine Gesinnung, die K. K. »irrnational« nennt (*DW* 91): »Großstadt, Industrialismus, Intellektualismus«, schreibt Benn, »alle Schatten, die das Zeitalter über meine Gedanken warf, alle Mächte des Jahrhunderts, denen ich mich in meiner Produktion stellte, es gibt Augenblicke, wo dies ganze gequälte Leben versinkt und nichts da ist als die Ebene, die Weite, Jahreszeiten, Erde, einfache Worte –: Volk.«[78] (vgl. *DW* 135) In der *Dritten Walpurgisnacht* folgen diesem Bekenntnis zur Nation Zitate aus dem Leitartikel, der neben der *Antwort an die literarischen Emigranten* auf der Titelseite der *Deutschen Allgemeinen Zeitung* erschien. Das Blatt mahnte, man solle die Angelegenheiten, »die das Volk unmittelbar berühren«, in der politischen Auseinandersetzung nicht übersehen, und erwähnte eine Teuerung von Fetten im Lauf der letzten Wochen; das Pfund Butter koste eine halbe Reichsmark mehr als ein paar Monate vorher: »An einzelnen Plätzen, namentlich in Süddeutschland, sind die Preise noch stärker gestiegen; in München haben etwa 200 Händler den Weg nach Dachau in das Konzentrationslager antreten müssen, und zwar, weil man ihnen Preiswucher zum Vorwurf machte.«[79] (*DW* 136) K. K. verknüpft diese Stelle mit zwei anderen Texten – das »und zwar« stehe da wie in »Kants ›Zum ewigen Frieden‹«, aber die Methode erinnere an jene Passage aus Shakespeares *König Lear*, wo der Narr dem alten Monarchen, dem das Herz vor Zorn bis zum Hals schlägt, den Rat erteilt: »Ruf ihm zu, Gevatter, wie die alberne Köchin den Aalen, als sie sie lebendig in die Pastete tat; sie schlug ihnen mit einem Stecken auf die Köpfe und rief: Hinunter, ihr Gesindel, hinunter! Ihr Bruder war's, der aus lauter Güte für sein Pferd ihm das Heu mit Butter bestrich.«[80] (*DW* 136) Das konträre Geschwisterpaar – prügelnd die eine, gütig der andere – ist ein Leitmotiv des Stücks, in dem Lear, der König von Britannien, die aufrichtige Tochter Cordelia verstößt, um ihren heuchlerischen Schwestern sein Reich zu vererben, und der uneheliche Sohn des Grafen von Gloster seinen tugendhaften Bruder Edgar aus Machtgier verleumdet und zur Flucht zwingt. So, wie sich die Handlungsstränge zunächst entwickeln, setzen sich die hinterlisti-

77 Thomas Mann: *Doktor Faustus. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde.* Frankfurt a. M. 2005, S. 254f. u. 14 u. 487.

78 Gottfried Benn: »Antwort an die literarischen Emigranten«, S. 2.

79 *Deutsche Allgemeine Zeitung*, Reichsausgabe v. 25.5.1933, S. 1.

80 William Shakespeare: *König Lear.* Übers. v. Wolf Heinrich Graf Baudissin. Stuttgart 1966, II/4.

gen Charaktere durch; am Ende übernimmt jedoch der treue Edgar den Thron, der, noch als »Tollhausbettler« getarnt, dem verzweifelten Vater Mut zugesprochen hatte: »Reif sein ist alles.«[81] Diese Einsicht schlägt eine Brücke zum Kant-Bezug, der nicht auf den Traktat *Zum ewigen Frieden* selbst verweist, sondern auf ein Gedicht gleichen Titels, das Karl Kraus 1918 geschrieben und in seiner Zeitschrift *Die Fackel* veröffentlicht hatte. Dem Epigramm, das dem »deutschen Wahn« den Altruismus des Philosophen entgegensetzt, ist als Motto ein Passus aus einer anderen staatstheoretischen Schrift Kants vorangestellt, der Abhandlung *Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis*, wo es heißt, dass sich das Gemüt angesichts der Übel, »welche die Menschen sich untereinander selbst anthun«, durch die Aussicht auf bessere Zeiten erheitere, »*und zwar* mit uneigennützigem Wohlwollen, wenn wir längst im Grabe sein und die Früchte, die wir zum Teil selbst gesät haben, nicht einernten werden«.[82] Das Gedicht war am Abend des 15. Dezember 1931 im Radio zu hören, als die »Funk-Stunde« den ersten Teil einer Lesung des Wiener Publizisten aus dem Robert-Schumann-Saal in Berlin übertrug.[83] Kraus las *Zum ewigen Frieden* am Anfang, getragen, mit rollendem R, das »*und zwar*« mehr rufend als sprechend, hymnisch deklamierend die sechzehn Verspaare, von denen sich vor allem das neunte in den Sinnzusammenhang der *Dritten Walpurgisnacht* fügt: »O rettet aus dem Unheil euch zum Geist, / der euch aus euch die guten Wege weist!«[84] Die kantsche Morallehre und die Fähigkeit, eigenständig zu urteilen, sind untrennbar verbunden. Wer sittlich handelt, folgt nicht blind dem Buchstaben des Gesetzes oder dem Willen eines Führers, sondern hat sich aus Vernunftgründen entschieden, Gutes zu tun. Was gut ist, sagt das Gewissen, das sich in den Menschen mit dem **kategorischen Imperativ** zu Wort meldet: »Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.«[85] Anstelle von körperlichen Bedürfnissen und fremden Erwartungen soll das Bewusstsein der Sittlichkeit unser Verhalten bestimmen, das innere moralische Gesetz, das den Blick von der persönlichen auf die allgemeine, die Ebene der Menschheit lenkt, dessen Ursprung für Kant jedoch ebenso ein Rätsel bleibt wie jener des Firmaments, des gesamten Weltgebäudes.

K. K. schlägt eine Lösung vor, die Tradition hat: »Im Anfang war das Wort«[86],

81 William Shakespeare: *König Lear*, V/2.

82 Karl Kraus: »Zum ewigen Frieden«. In: Karl Kraus (Hg.): *Die Fackel.* Nr. 474–483/1918 (Jg. 20), S. 159f., hier: S. 159. Vgl. Immanuel Kant: »Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis«. In: Immanuel Kant: *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik 1*, S. 127–172, hier: S. 168.

83 Vgl. Karl Kraus (Hg.): *Die Fackel.* Nr. 868–872/1932 (Jg. 33), S. 27. Eine Aufnahme dieser Lesung von *Zum ewigen Frieden* ist im Deutschen Rundfunkarchiv vorhanden (Signatur: 2752252-03).

84 Karl Kraus: »Zum ewigen Frieden«, S. 160.

85 Immanuel Kant: *Kritik der praktischen Vernunft*, A 54.

86 Joh. 1, 1. Zit. nach *Die Bibel. Nach der Übersetzung Martin Luthers. Mit Apokryphen.* Stuttgart 1999.

heißt es am Beginn des Johannes-Evangeliums, das an den biblischen Schöpfungsbericht anknüpft, wo wirklich wurde, was Gott gesprochen hatte. Der Apostel will erzählen, wie der Logos, der im Griechischen sowohl Wort als auch Vernunft bedeutet, in Gestalt des Erlösers »Fleisch« geworden ist – eine Transsubstantiation, die sich 1933 in Deutschland auf pervertierte Weise wiederholte, nämlich als **»Aufbruch der Phrase zur Tat«** (*DW* 141). Es ist kein Zufall, dass in der *Dritten Walpurgisnacht* die Abschnitte über die *Antwort an die literarischen Emigranten* und das Wesen der Sprache ineinandergreifen. Denn Benn wird als »Prosaiker« des Dritten Reichs eingeführt, der das Äußerste liefere, was »Wortverfügung« zu bieten vermöge (*DW* 79).[87] Damit ist ein Sprachgebrauch gemeint, der sein Material beherrscht, über die Wörter wie über Werkzeuge verfügt, statt in sie hineinzuhören, um die treffenden Ausdrücke bewusst wählen zu können. Als Beispiel für den bennschen Jargon führt K. K. eine Stelle aus der Rede an, wo der neue Mensch beschrieben wird: »Allerdings empfindet man sehr weitgehend ihn als Natur, ihn als Schöpfungsnähe, man erlebt ja, er ist weit weniger gelöst, viel wundenvoller an das Sein gebunden, als es aus der höchstens zweitausendjährigen Antithese zwischen Idee und Realität erklingt. Eigentlich ist er ewiges Quartär, schon die letzten Eiszeiten feuilletonistisch überladener Hordenzauber, diluviales Stimmungsweben, tertiäres Bric & Brac; eigentlich ist er ewiges Urgesicht: Wachheit, Tagleben, Wirklichkeit-locker konsolidierte Rythmen verdeckter Schöpfungsräusche.«[88] (*DW* 84) Auch wenn da und dort die Hand des Schriftsetzers im Spiel war, die bei den »Rythmen« ein »h« übergangen und anstelle des Gedankenstrichs zwischen »Wirklichkeit« und »locker« einen Bindestrich eingefügt haben mag, erscheint das Urteil von K. K. nicht unzutreffend, dass es ein »abgründig seichter Schmus« sei. (ebd.) Die rhetorischen Mittel, von der inversen Satzstellung über die Reihe von geologischen Fachbegriffen und Ellipsen bis zur akzentuierten Interpunktion, täuschen nicht über die inhaltlichen Fehler hinweg, etwa die Meinung, das Tertiär folge erdgeschichtlich dem Quartär, oder die Behauptung, der Gegensatz von Idee und Realität, der mindestens bis auf Platon zurückgeht, sei allenfalls zweitausend Jahre alt. Benn versucht nicht, seine Gedanken adäquat zu bezeichnen, sondern lässt dem Vokabular freien Lauf, gruppiert Fremdwörter, die mehr ein Gefühl als einen Begriff davon vermitteln, was gemeint ist, sodass der Leser zwar nicht mit Argumenten überzeugt, aber in die Stimmung des Autors versetzt wird.

Was K. K. an der *Antwort an die literarischen Emigranten* demonstrieren will, ist jener instrumentelle Umgang mit Sprache, den er als charakteristisch für den Nationalsozialismus erachtet. So würden schon die einfachsten Parolen zeigen, wie wenig die neuen Wortführer über Grammatik und Orthografie wüssten. Solle man

87 Vgl. dazu Helmut Arntzen: »›Dritte Walpurgisnacht‹ – und die Folgen? Zur Aktualität eines Textes von Karl Kraus«. In: Helmut Arntzen (Hg.): *Ursprung der Gegenwart. Zur Bewußtseinsgeschichte der Dreißiger Jahre in Deutschland.* Weinheim 1995, S. 487–513, hier: S. 509f.

88 Gottfried Benn: »Antwort an die literarischen Emigranten«, S. 2.

die Aufrufe »Deutschland erwache!« und »Juda verrecke!« nicht als Wünsche, sondern als Befehle verstehen, müsse zwischen Subjekt und Prädikat ein Komma gesetzt werden, wie es Schiller im *Fiesko* getan habe, wo sich der Verschwörer selbst zuredet, das begonnene Werk fortzuführen: »Verderben, gehe deinen Gang!« (*DW* 125)[89] Abgesehen von den fehlenden Beistrichen und den falschen Beugungen, die der nationalsozialistischen Presse ihren unverwechselbaren Klang gäben, sei vor allem der Wortschatz des Deutschen vom politischen Umsturz betroffen. Fremdsprachige Ausdrücke würden ersetzt, das Rotwelsch erlebe eine Renaissance, und der »Hang zur Scheinheiligung, zur Verschleierung schmählicher Sachverhalte« habe zu »arteigener Neubildung« geführt: »Kaum eines dieser Kommuniqués, das nicht Zuwachs in derlei Hinsicht brächte, wenn Gewalttätigkeit sich in Normen kleidet und etwa der Einbruch in eine Wohnstätte als ›Überholung‹ bezeichnet wird.« (*DW* 126f.) Neben den Euphemismen schössen Komposita mit »Reich-« und Abkürzungen wie Pilze aus dem eroberten Boden, den es nach Parteiämtern zu verteilen galt. Gemeinsam ist diesen Beispielen, dass Sprache immer als Mittel und nie als Selbstzweck behandelt wird, was für K. K. insofern verheerend ist, als er sie mit der praktischen Vernunft gleichsetzt. Denn was bedeutet der »Aufbruch der Phrase zur Tat«? Dass sich die Menschen so verhalten, wie es die Sprache nahelegt, dass die Werte einer Kultur in ihren symbolischen Speicher einfließen und über das Erlernen dieses Systems von Zeichen zu moralischen Normen werden.[90] Die These von der »Revindikation des Phraseninhalts« (*DW* 140) macht nur dann einen Sinn, wenn man ihr den sprachlichen Kreislauf zugrunde legt, wo Gegenstände bzw. Sachverhalte Bezeichnungen erhalten, die konventionell festgelegt werden und dann über den Spracherwerb das Weltbild jedes Einzelnen prägen, der in diesem Sprachkreis aufwächst: »Der Mensch lebt auch hauptsächlich mit den Gegenständen, so wie sie ihm die Sprache zuführt, und da Empfinden und Handlen in ihm von seinen Vorstellungen abhängt, sogar ausschliesslich so. Durch denselben Act, vermöge welches der Mensch die Sprache aus sich heraus spinnt, spinnt er sich in dieselbe ein, und jede Sprache zieht um die Nation, welcher sie angehört, einen Kreis, aus dem es nur insofern hinauszugehen möglich ist, als man zugleich in den Kreis einer andren Sprache hinübertritt.«[91] Während Wilhelm von Humboldt, aus dessen Schrift *Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues* das Zitat stammt, die Vielfalt sprachlicher Formen hervorhebt und es als geistigen Gewinn betrachtet, fremde Sprachen zu erlernen, finden sich in der *Dritten Walpurgisnacht* Hinweise, dass K. K. von einer Idealsprache ausgeht, die über allen anderen steht.

89 Vgl. Friedrich Schiller: »Die Verschwörung des Fiesko zu Genua«. In: Friedrich Schiller: *Sämtliche Werke.* Bd. 2. Hg. v. Hans-Günther Thalheim u. a. Berlin 2005, S. 433–553, hier: V/1.

90 Dieser ethische Sprachbegriff liegt auch der Philosophie von Jürgen Habermas zugrunde. Vgl. dazu Jürgen Habermas: *Theorie des kommunikativen Handelns.* 2 Bde. Frankfurt a. M. 1999.

91 Wilhelm von Humboldt: »Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues«. In: Wilhelm von Humboldt: *Schriften zur Sprachphilosophie.* Hg. v. Andreas Flitner und Klaus Giel. Darmstadt 1979 (= Werke in fünf Bänden, Bd. 3), S. 144–367, hier: S. 224f.

Wenn Humboldt die »allgemeine menschliche Sprache« erwähnt, ist keine tatsächlich gesprochene gemeint, sondern eine Universalgrammatik, eine gemeinsame Grundstruktur der Einzelsprachen, die im Gegensatz zum »kakanischen« Glauben an die »Unantastbarkeit der Sprache« (*DW* 132) genügend Spielraum für Entwicklungen lässt.[92] Welche ist nun die Ursprache, die »Ideologie« im Wortsinn, deren »Untergang« K. K. beklagt und die er jener, »die das Volk heute spricht und die man einst dem Volk verdanken wird«, das heißt der »Faktologie« entgegensetzt? (*DW* 137) Das Neuhochdeutsche, wie es zu Humboldts Lebzeiten literarisch geschrieben wurde – namentlich die Sprache Goethes, Schillers und Shakespeares in der Schlegel-Tieckschen Übersetzung, die als Remedium gegen das aktuelle Undeutsch des Journalismus und der Politik dienen soll. Dabei kommt die **Unterscheidung von Real- und Idealsprache** Kants Trennung von empirisch bedingter und reiner praktischer Vernunft gleich. Was in der *Dritten Walpurgisnacht* als »Phrase« bezeichnet wird, ist folgerichtig ein Vorurteil, ein Ausdruck, der nicht bewusst gewählt, sondern immer wieder blindlings übernommen wurde, sich im Vokabular festgesetzt hat und unüberlegte Taten statt verantwortlicher Handlungen nach sich zieht.

Um diesen Ablauf zu veranschaulichen, nennt K. K. eine Reihe von Redewendungen, erstarrte Metaphern, die auf brutale Vorgänge zurückgehen und im nationalsozialistischen Deutschland lebendig werden, wo SA-Männer Salz in offene Wunden streuen, bis aufs Messer kämpfen, Nadelstiche versetzen, Spießrutenläufe veranstalten, an den Pranger stellen, über Leichen schreiten usw. (*DW* 140–142) Wer versteht, dass Sprache Wirklichkeit erschafft, indem sie, biologisch gesagt, die Gehirne der Menschen formt und ihr Verhalten durch Klischees beeinflusst, die ein Arsenal von Foltermethoden enthalten, wird in der Forderung, gewissenhaft zu sprechen und zu schreiben, kein ästhetisches Bedürfnis sehen. Es ist vielmehr eine moralische Pflicht, die Wörter beweglich zu halten, sprachliche Schablonen aufzubrechen, zeitgemäße Metaphern zu finden, kurzum, selbst zu denken. So unsinnig es erscheint, die Sprache von Goethes Schriften konservieren zu wollen, so sinnvoll wäre es, sich ein Beispiel an seinem Stil zu nehmen, der kunstvoll und angemessen zugleich ist, der Ausdrücke prägt, nicht Schlagworte gebraucht. Denn Sprache stellt, wie Humboldt erklärt hat, »kein Werk (Ergon), sondern eine Thätigkeit (Energeia)« dar, einen geistigen Prozess, der Gedanken zutage fördert und in Sätze, in Urteile verwandelt.[93] »Die Abklärung vollzieht sich stürmisch«, hält K. K. angesichts der Bücherverbrennung fest, die am 10. Mai 1933 in Berlin stattfand: »Nachdem man die Spreu vom Weizen gesondert, diesen verbrannt und mit der Wurfschaufel Juden totgeschlagen hat, wird man ihre hinterlassenen Sprachschätze als

92 Vgl. Wilhelm von Humboldt: »Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues«, S. 251.

93 Wilhelm von Humboldt: »Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts«. In: Wilhelm von Humboldt: *Schriften zur Sprachphilosophie*, S. 368–756, hier: S. 418.

Schmückedeinheim behalten.« (*DW* 67) Die Zitate der verfemten Autoren gehen als Geflügelte Worte in den sprichwörtlichen »Büchmann« ein, wo sie mit gestutzten Flügeln im Käfig sitzen, um bei Geburtstags- und Hochzeitsfeiern vorgezeigt zu werden – ein ornamentaler Umgang mit Literatur, wie er einer als Werk verstandenen Sprache gemäß ist. Demgegenüber zeichnet sich der österreichische Bundeskanzler Engelbert Dollfuß in der *Dritten Walpurgisnacht* durch seine »Worthandlungen« aus (*DW* 259), die dem nationalsozialistischen »Aufbruch der Phrase zur Tat« Widerstand leisten würden. Der sozialdemokratischen Opposition wirft K. K. hingegen vor, dass ihre Führer das NS-Regime unterstützten, indem Freiheit und Kampf in den Parteiorganen zu Floskeln verkämen (*DW* 234/253). Eine gewagte These, die aber konsequent der Überzeugung folgt, wonach Vernunft Sprache und jede Phrase ein Vorurteil ist, das die Aufklärung des Einzelnen wie der Menschheit als Ganzes behindert. Dass sich die »Ideologie«, das Festhalten an einer Idealsprache, kaum mit der Vorstellung eines beständigen Sprachflusses vereinbaren lässt, ist ein Widerspruch zwischen Theorie und Praxis, der sich durch die *Dritte Walpurgisnacht* zieht und ein restauratives Verlangen offenbart, nämlich den Wunsch nach der Wiederkehr eines verlorenen Ursprungs, den K. K. und Gottfried Benn gemeinsam haben.

– – –

Es ist, um den langen Exkurs abzuschließen, die *vernünftige* Natur, die sich in der »kakanischen« Hoffnung an Hitler rächen wird: »Das Ende einer Panik, die auf die weitere Menschheit übergreift, wäre nur vom organischen Ablauf zu erwarten, indem schließlich auch die Widernatur den Naturgesetzen erliegt und die entfesselte Unersättlichkeit sich dahin wendet, wo ihr Ermächtigung wurde.« (*DW* 275) Vordergründig spielt diese Stelle auf die Zweite Revolution an, beruht auf der Erwartung, die freigelassene SA-Meute werde den nationalsozialistischen Führern selbst zum Verhängnis. Anthropologisch betrachtet, geht es jedoch um die Vorstellung, dass es den Menschen natürlich sei, Mitleid zu empfinden, dass sie über eine **empathische Natur** verfügen, die sich nicht ausrotten lässt: Wer seinen Mitmenschen willentlich Leid zufügt, den werden über kurz oder lang Schuldgefühle plagen, die ihn zur Vernunft bringen, aber auch in den Wahnsinn, ja bis zum Selbstmord treiben können. So gesehen, ist Lady Macbeth dem »organischen Ablauf« zum Opfer gefallen, den menschlichen »Naturgesetzen« erlegen. »Was haben wir zu fürchten, wer es weiß?«, zitiert K. K. ihren schlafwandlerischen Monolog: »Niemand zieht unsre Macht zur Rechenschaft. Doch wer hätte gedacht, daß der alte Mann noch so viel Blut in sich hätte?« (*DW* 177)[94] Dabei reibt sie unablässig die Hände aneinander, als versuche sie, die Schuld abzuwaschen, die sie auf sich gela-

94 Vgl. William Shakespeare: *Macbeth.* Übers. v. Dorothea Tieck. Hg. v. Dietrich Klose. Stuttgart 2001, V/1.

den hat. »Sie bedarf / Des Beicht'gers mehr noch als des Arztes«, konstatiert dieser, denn »Taten unnatürlich / Erzeugen unnatürliche Zerrüttung«.[95] Es ist der letzte Auftritt der Königsgattin, die sich in der Folge, wie der Leser am Ende der Tragödie erfahren wird, selbst das Leben nimmt. Aus Shakespeares Theaterstück über den schottischen Heerführer Macbeth, der Duncan I. tötet und ihm auf den Thron folgt, stammen, von Goethes *Faust* abgesehen, die meisten literarischen Zitate der *Dritten Walpurgisnacht*.[96] Im Lauf des Dramas geht der Protagonist in den Eigenschaften auf, die seine Ehefrau von einem Mann erwartet – Entschlossenheit, Härte, Skrupellosigkeit. Als er vor der Ausführung des Mordplans zaudert, spornt sie ihn mit den Worten an: »Welch ein Tier / Hieß dich von deinem Vorsatz mit mir reden? / Als du es wagtest, da warst du ein Mann; / Und mehr sein, als du warst, das machte dich / Nur umso mehr zum Mann.«[97] Der schottische Adlige Macduff bekundet ein konträres Bild von Männlichkeit, wenn er die Nachricht vom Verlust seiner Familie, die Macbeth hatte ermorden lassen, nicht nur »wie ein Mann« ertragen, sondern »fühlen« will: »Vergessen kann ich nicht, dass das gewesen, / Was mir das Liebste war. Konnte der Himmel / Es anschaun und nicht helfen? Sünd'ger Macduff! / Für dich sind sie erschlagen! Ich Verworfner!«[98] Er gibt sich selbst die Schuld für den Tod seiner Frau und seiner Kinder, die er allein zurückgelassen hatte, um in England Hilfe zu holen. Macbeth hingegen zeigt mit jeder Szene weniger Verantwortungsgefühl. Anstatt überlegt zu handeln, agiert er, seine Gewissensbisse verdrängend, ohne innezuhalten.

Die Handlung rückt an den Punkt, wo, wollt' er nun im Waten stille stehn, Rückkehr so schwierig wär', als durchzugehn. Seltsames glüht im Kopf, es will zur Hand, und muß getan sein, eh' noch recht erkannt.	MACBETH: Zu meinem Vorteil muss sich alles fügen; Ich bin einmal so tief in Blut gestiegen, Dass, wollt ich nun im Waten stillestehn, Rückkehr so schwierig wär, als durchzugehn. Seltsames glüht im Kopf, es will zur Hand Und muss getan sein, eh noch recht erkannt. (III/4)
Doch ist's gewiß, er kann den wild empörten Zustand nicht mehr schnallen in den Gurt der Ordnung. Jetzt empfindet er geheimen Mord an seinen Händen klebend; jetzt straft Empörung stündlich	MENTETH: Und was tut der Tyrann? CATHNESS: Das mächt'ge Dunsinan befestigt er. Toll heißt ihn mancher; wer ihn minder hasst, Nennt's tapfre Wut; doch ist's gewiss, er kann Den wild empörten Zustand nicht mehr schnallen In den Gurt der Ordnung.

95 William Shakespeare: *Macbeth*, V/1.
96 Vgl. Edward Timms: *Karl Kraus*, S. 505.
97 William Shakespeare: *Macbeth*, I/7.
98 William Shakespeare: *Macbeth*, IV/3.

seinen Treubruch; die er befehligt, handeln auf Befehl, aus Liebe nicht. Jetzt fühlt er seine Würde zu weit und lose, wie des Riesen Rock hängt um den dieb'schen Zwerg.	ANGUS: Jetzt empfindet er Geheimen Mord, an seinen Händen klebend; Jetzt straft Empörung stündlich seinen Treubruch; Die er befehligt, handeln auf Befehl, Aus Liebe nicht. Jetzt fühlt er seine Würde Zu weit und lose, wie des Riesen Rock Hängt um den dieb'schen Zwerg. (V/2)
Mir war, als rief es: »Schlaft nicht mehr. Macbeth mordet den Schlaf!« Und drum wird Macbeth nicht mehr schlafen.	MACBETH: Mir war, als rief' es: »Schlaft nicht mehr, Macbeth Mordet den Schlaf!« (II/2)
»Denn so zu sein, ist nichts: doch sicher so zu sein!« (*DW* 324f.)	MACBETH: Das so zu sein, ist nichts: Doch sicher so zu sein. (III/1)

Mit dieser Passage setzt das Finale der *Dritten Walpurgisnacht* ein – die Prosa geht in Poesie über: Paarreime und Apostrophe lenken die Aufmerksamkeit auf Klang und Rhythmus der Sätze, Anapher und Parataxe erwecken den Eindruck von Hast, Anführungs- und Ausrufezeichen lassen die Zitate wie Stimmen aus dem Off erscheinen. Vorangestellt ist der Montage aus vier Szenen des *Macbeth* eine Kostprobe des nationalsozialistischen Tatendranges. Denn K. K. listet Zwischentitel eines langen Berichts der *Neuen Freien Presse* auf, in dem eine Reihe von Gesetzen erläutert wurde, die Hitlers Regierung am 14. Juli 1933 beschlossen hatte, darunter das bekannte gegen die »Neubildung politischer Parteien«, aber auch eines zur »Einziehung volks- und staatsfeindlichen Vermögens«, ein anderes über die »Aberkennung der deutschen Staatsangehörigkeit« und ein weiteres, das der »Verhütung erbkranken Nachwuchses« dienen sollte. Es folgen Meldungen aus dem Alltag in Deutschland, wo die Beamten zum Hitler-Gruß verpflichtet, drei Kommunisten »auf der Flucht erschossen« und Verwandte des sozialdemokratischen Altkanzlers Philipp Scheidemann, der ins Ausland geflohen war, an seiner Stelle verhaftet wurden. (*NFP* 15-07-1933, 2f. vgl. *DW* 324) Im Anschluss an den *Macbeth*-Passus ist vom Aufstieg der SS und Fall der SA die Rede, womit der Fokus klar auf dem inneren Konflikt der NSDAP zu liegen scheint – der Revolte der Braunhemden gegen die Parteiführung, der Eigendynamik der Revolution, die Hitler in die Enge und zu unbedachten Taten treibt. Shakespeares Originaltext legt freilich neben der sozialen eine psychologische Lesart nahe: Dort lässt sich der »wild empört[e] Zustand« auf den Tyrannen selbst beziehen, den man zu Recht »toll« heißt. Er spürt das Blut des toten Duncan, den er im Schlaf erdolcht hatte, an seinen Händen kleben, er kann die Untat nicht vergessen, hört Stimmen und wähnt sich verfolgt, was zu weiteren Morden führt. Im Gegensatz zu seiner Frau, die letztendlich,

von Schuldgefühlen gepeinigt, ein Opfer der eigenen Aggression wird, reagiert Macbeth nach anfänglichen Selbstvorwürfen mit Verdrängung. Er entwickelt sich zu einem grausamen Despoten, den die Rache der Natur gleichsam auf Umwegen ereilt. Denn die englischen Truppen, mit deren Hilfe Duncans Sohn Malcolm den Usurpator stürzen will, tarnen sich mit Zweigen aus dem Wald von Birnam, um unbemerkt zum Schloss Dunsinan ziehen zu können. Macbeth fällt dann im Duell mit Macduff, seinem moralischen Konterpart. Mitten im Schlussteil ruft K. K. die shakespearesche Folie der deutschen Ereignisse noch einmal auf: »Der Birnamwald rückt heran.« (*DW* 326) Am Ende aber kehrt die *Dritte Walpurgisnacht* zu Goethe zurück, und zwar mit der Hoffnung, dass »die guten Geister einer Menschenwelt aufleben zur Tat der Vergeltung: ›Sei das Gespenst, das gegen uns erstanden, / Sich Kaiser nennt und Herr von unsern Landen, / Des Heeres Herzog, Lehnsherr unsrer Großen, / Mit eigner Faust ins Totenreich gestoßen!‹« (*DW* 327)[99] Wer diese Verse aus dem zweiten Teil des *Faust*, die der Kaiser in der Bürgerkriegsszene spricht, pazifistisch versteht, der versteht sie falsch. Es geht nicht um eine symbolische, sondern eine tatsächliche Faust. Die Frage ist nur, wem sie gehört, wer den Gegenschlag führen soll? Handelt es sich um einen Appell an England, Hitler wie Macbeth zu entthronen? Obwohl die *Dritte Walpurgisnacht* Anhaltspunkte für diese Deutung liefert, mutet sie zu oberflächlich an. Nein, die Faust kommt nicht von außen, sondern stammt vom »Gespenst« selbst. Lässt K. K. also das Thema der Zweiten Revolution in den Wunsch münden, dass sie die Väter der ersten frisst, dass Hitler von den eigenen Leuten »ins Totenreich gestoßen« werde? Dann hätte er seinen Aufruf nicht an »die guten Geister einer Menschenwelt«, sondern an deren schlechte gerichtet. Mit einem Wort, das schlüssigste Verständnis der Stelle ist jenes, das dem Tenor der vorherigen Zitate von Goethe und Shakespeare entspricht: »Und nun ist zu erwarten, daß die andere der beiden ›himmlischen Mächte‹, der ewige Eros, eine Anstrengung machen wird, um sich im Kampf mit seinem ebenso unsterblichen Gegner zu behaupten.«[100] Die *Dritte Walpurgisnacht* beginnt mit **Thanatos** – jenem »nichts«, das K. K. zu Hitler einfällt (*DW* 12) – und endet wie der Essay *Das Unbehagen in der Kultur*, den Freud 1930 veröffentlicht hatte, im Vertrauen auf die Kraft seines Pendants, des menschlichen **Eros**. Wäre Shakespeare der Autor der deutschen Tragödie, dann würde in der Normandie das Meer heran steigen und sich die Hauptfigur zuletzt selbst in den Kopf schießen.

99 Vgl. Johann Wolfgang Goethe: *Faust*, V. 10469–10472.

100 Sigmund Freud: *Das Unbehagen in der Kultur. Und andere kulturtheoretische Schriften.* Frankfurt a. M. 2001 [1930], S. 108. Die Wendung von den »himmlischen Mächte[n]« stammt aus *Wilhelm Meisters Lehrjahre*: »Wer nie sein Brot mit Tränen aß, / Wer nie die kummervollen Nächte / Auf seinem Bette weinend saß, / Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte. // Ihr führt ins Leben uns hinein, / Ihr laßt den Armen schuldig werden, / Dann überlaßt ihr ihn der Pein, / Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.« Zit. nach Johann Wolfgang von Goethe: *Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Bd. 7: Romane und Novellen II.* München 2000, S. 136.

IV

Dass den nationalsozialistischen Ministern, die am 13. Mai 1933 nach Österreich kamen, bei der Ankunft in Wien vom Bundeskanzler ausgerichtet wurde, ihr Besuch sei »nicht sehr erwünscht«, feiert K. K. als heroische Tat, als Auftakt der »Befreiung eines Landes von den Myriaden Kainszeichen, mit denen satanischer Wille sein kriegsmüdes Gesicht gespickt hatte« (*DW* 231). In der *Dritten Walpurgisnacht* bricht mit diesem Ereignis ein **deutsch-österreichischer Konflikt** aus, der sich im Lauf des Jahres zu einem Propagandakrieg entwickelte. Es ist bezeichnend, dass der eigentliche Auslöser eine Radiosendung war, das heißt eine Rede von Hans Frank, die am 18. März 1933 vom deutschen Rundfunk übertragen wurde. Nach einer Meldung des Wolffschen Telegraphenbüros hatte der kommissarische Justizminister von Bayern, der später zum Reichsminister und Generalgouverneur im besetzten Polen avancierte, im Sender München gesagt: »Zum Schluß richtete Dr. Frank einen Gruß an seine unterdrückten Parteigenossen in Österreich, die unter der ihm unbegreiflichen Unvernunft ihrer Regierung den letzten Terror und die letzte Unterdrückung auszustehen hätten. Österreich sei jetzt der letzte Teil Deutschlands, in dem man es noch wagen könne, das deutsche nationale Wollen zu unterdrücken. Er möchte die Österreichische Regierung in aller Freundschaft und bundesbrüderlichen Zuneigung davor warnen, etwa die Nationalsozialisten zu veranlassen, die Sicherungen der Freiheit der deutschen Volksgenossen in Österreich zu übernehmen.«[101] (vgl. *DW* 188) Die Provokation führte zu einer Demarche des österreichischen Geschäftsträgers in Berlin, die jedoch erfolglos blieb. Dass ausgerechnet in Deutschland gegen den Aufbruch Österreichs gehetzt werde, kam der *Reichspost* widersinnig vor: »Man nimmt sich gar nicht erst die Mühe, das Werk, das die österreichische Regierung in Angriff genommen hat, zu verstehen, obwohl man gerade bei den erfolgreichen Unternehmern der ›deutschen Revolution‹ weitgehendes Verständnis für den Befreiungskampf voraussetzen möchte, der in Österreich zur Rettung des Landes und der Wirtschaft vor einem impotent gewordenen, durch hemmungslose Demagogie in eine Sackgasse geratenen Parlamentarismus begonnen hat.« (*Rp* 21-03-1933, 1) Engelbert Dollfuß hatte sich entschieden, den Nationalrat, dessen Präsidenten bei der Sitzung am 4. März 1933 zurückgetreten waren, für arbeitsunfähig zu erklären und künftig mit Notverordnungen zu regieren, und zwar keineswegs, um Österreich besser vor den nationalsozialistischen Gegnern schützen zu können, sondern weil er die Chance sah, seine Vorstellung einer katholischen Diktatur zu verwirklichen.[102] So wie beim deutschen Reichs-

101 Zit. nach Aktennotiz vom 22.3.1933, Politisches Archiv des Auswärtigen Amts in Berlin, R 28392.

102 Vgl. dazu Emmerich Tálos: »Das austrofaschistische Herrschaftssystem«. In: Emmerich Tálos u. Wolfgang Neugebauer (Hg.): *Austrofaschismus. Politik – Ökonomie – Kultur. 1933–1938.* 5., überarb. u. erg. Aufl. Wien 2005 (= Politik und Zeitgeschichte, Bd. 1), S. 394–420.

kanzler müssen auch beim österreichischen Bundeskanzler die Äußerungen an die internationale Öffentlichkeit den Parteireden gegenübergestellt werden. In einem Interview mit dem Londoner *Evening Standard* sagte Dollfuß zwar, dass er »keinen Unterschied zwischen den einzelnen Rassen der Menschheit« mache und in seinem Land alle Menschen als »frei und gleich« gelten würden, ja dass sein »Glaube an die Prinzipien der demokratischen Regierungsform« unerschütterlich sei, die Lage ihn jedoch zwänge, mit allen Mitteln für die »Selbsterhaltung« Österreichs zu kämpfen. (*NFP* 25-05-1933, 3) Auf einer christlichsozialen Kundgebung, die Anfang April stattfand, schlug der Bundeskanzler aber schärfere Töne an: »Wir haben am 15. Juli 1927 ein kleines Beispiel davon gesehen, was der jüdische Marxismus beabsichtigt.« (*Rp* 03-04-1933, 2)

Den Brand des Wiener Justizpalastes, der ein nationales Trauma wurde,[103] als Werk jüdischer Marxisten zu bezeichnen, passt nicht zur Figur des Widerstandskämpfers, wie sie in der *Dritten Walpurgisnacht* erscheint. Für K. K. ist Dollfuß der »Retter« vor dem Nationalsozialismus (*DW* 238), dessen Einsatz Unterstützung verdiene. Angesichts der existenziellen Bedrohung hänge alles von der Frage ab, welche Politik das eigene Leben zu sichern vermöge; wie die Schutzmaßnahmen zustande kämen, spiele im Ernstfall keine Rolle: »Keinesfalls steht man zu der Sache des Demokraten, in dessen Haus eingebrochen wird und der der Polizei in den Arm fällt, weil sie ihn nach der Notverordnung schützen will und nicht nach der Verfassung, und der er bei diesem Anlaß auch sonst seine Meinung sagt.« (*DW* 245) Dieser Vergleich ist nicht nur schief, sondern völlig entstellend. Tatsächlich waren es die Polizisten selbst, die mithilfe eines Notstandsgesetzes aus dem Weltkrieg ins demokratische Haus eindrangen, die Bewohner fesselten und dann, als Plünderer kamen, Habacht standen, beteuernd, alles sei geschehen, um jene vor diesen zu bewahren. Welche Zeitungen stellte die österreichische Regierung zuerst unter Vorzensur? Am 13. März 1933 die kommunistische *Rote Fahne*, die sozialdemokratischen Blätter am 24. März und zuletzt am 4. April die *Deutschösterreichische Tages-Zeitung* der Nationalsozialisten.[104] Wann wurden die gegnerischen Wehrverbände aufgelöst? Der Republikanische Schutzbund per 30. März 1933, während die SA und die SS bis zum 19. Juni erlaubt blieben. Was K. K. an den deutschen Kommuniqués kritisiert, ist ihm bei der Beurteilung des österreichischen Geschehens selbst vorzuwerfen – die Verkehrung von Ursache und Wirkung. Man muss freilich, will man das verklärte Bild verstehen, auch dessen Kehrseite betrachten: »Dümmeres als das Benehmen der österreichischen Sozialdemokratie hat es, seit Politik zum Tort der Menschheit erfunden ist, nicht gegeben.« (*DW* 246) Genauso

103 Vgl. dazu Norbert Leser u. Paul Sailer-Wlasits (Hg.): *1927 als die Republik brannte. Von Schattendorf bis Wien.* Wien 2002.

104 Vgl. Wolfgang Duchkowitsch: »Umgang mit ›Schädlingen‹ und ›schädlichen Auswüchsen‹. Zur Auslöschung der freien Medienstruktur im ›Ständestaat‹«. In: Emmerich Tálos u. Wolfgang Neugebauer (Hg.): *Austrofaschismus*, S. 358–370, hier: S. 359.

vehement wie das Lob der christlichsozialen Regierung spricht K. K. den Tadel der sozialdemokratischen Opposition aus. Seine Urteile beziehen sich aber weniger auf die Parteien im Sinn politischer Organisationen als auf ihre publizistischen Organe, vor allem die *Reichspost* und die *Arbeiter-Zeitung*, deren Vorzüge und Mängel konfrontiert werden. »Kakanisch« gesehen, ist der Fehler des einen Blattes die Qualität des anderen und vice versa: »Die Sozialdemokraten haben die unvergleichlich stärkeren Beweise gegen Hitler, und ›man glaubt ihnen‹ da. Aber die Christlichsozialen haben die sachliche und bündige Anwendung, das echtere Begleitwort.« (*DW* 271) Während letztere einmütig zur Verteidigung Österreichs aufriefen, mache sich die linke Führerschaft über einen »liberalen Betverein ›Alles, nur nicht Hitler‹« lustig, obwohl die eigene Zeitung Informationen liefere, die nur diesen Schluss zuließen: »Ihre Berichterstattung aus Deutschland, die überzeugender ans Herz greift als ihre Politik ans Hirn, bringt Dokumente, vor deren Fülle des Grauens und der Verzweiflung doch nichts als jener Ausruf bleibt und wahrlich kein Arbeiter, kein Gewerkschaftsführer, kein Parteijournalist anders als der liberale Betverein reagieren könnte.« (*DW* 247f.) Die Kritik zielt auf die Kommentare der *Arbeiter-Zeitung*, die Art und Weise, wie die Nachrichten interpretiert wurden, und zwar sowohl, was den Inhalt betrifft, als auch im Hinblick auf die sprachliche Darstellung. Denn K. K. wirft den sozialdemokratischen Leitartikeln vor, dass sie, statt Sachverhalte angemessen zu bezeichnen, Begriffe wie »Kampf« und »Freiheit« inflationär einsetzen, ideologisch verblendet, Parolen verbreiten würden. Es verwundert nicht, dass er bei dem Thema auf die »Anweisung« anspielt, »mit ›Trutz‹ spazieren zu gehn« (*DW* 234). Gemeint ist der Aufruf der sozialdemokratischen Partei, das Aufmarsch- und Versammlungsverbot am 1. Mai 1933 durch gemeinschaftliche »Spaziergänge« zu umgehen. Am Versuch, den »Kampftag der Arbeit«, der in Deutschland zum »Tag der nationalen Arbeit« umfunktioniert wurde, wenigstens in Österreich zu feiern, gibt es nichts auszusetzen, zumal die Appelle der Parteiführung, friedlich zu bleiben, Wirkung zeigten – die Demonstranten marschierten einfach an den Spanischen Reitern vorbei, mit denen die Polizei und das Bundesheer die Wiener Innenstadt abriegelten. In Anbetracht des ruhigen Verlaufs mutet jedoch die Zeichnung grotesk an, mit der die »1.-Mai-Sondernummer« der *Arbeiter-Zeitung* aufgemacht war: Eine Ketten und Stacheldraht sprengende Faust, verstreute Zettel mit der Überschrift »Notverordnung«, daneben »Freiheit!« in fetten Lettern. (*AZ* 01-05-1933, 1) Größer könnte die Kluft zwischen Symbol und Wirklichkeit nicht sein. Tags darauf hieß es, das »arbeitende Volk« habe die »alte Kampfentschlossenheit« gezeigt und die »Schlacht« gewonnen. (*AZ* 02-05-1955, 1) In der *Reichspost* verbuchte man den 1. Mai 1933 wiederum als christlichsozialen »Sieg der Ordnung«: Endlich sei aus dem »Demonstrationstag« ein »Feiertag für alle« geworden. (*Rp* 02-05-1933, 1) Dass der Militäreinsatz berechtigt war, sollte ein Bericht über vereinzelte »Zwischenfälle« belegen, die nicht weniger absurd erscheinen wie die ungewollte Karikatur der Gegenseite. Zwei Beispiele: »Bezirksinspektor Matzka (XIV) wurde von roten Exzedenten schwer mißhandelt und erlitt eine Schwellung

der Lippen und der Wangen. […] Bereits im Laufe des Sonntags war es an verschiedenen Ausflugsorten am Stadtrand und in der Umgebung von Wien zu wilden sozialdemokratischen Kundgebungen gekommen. Größere Trupps von jungen Burschen und auffallend viel weibliche Jugendliche begrüßten einander in lautestem Stimmenaufwand mit ›Freiheit‹ und ballten gegeneinander die Fäuste.« (*Rp* 02-05-1933, 2)

Eine Woche später brachte das christlichsoziale Organ einen Leitartikel, der mit **»Unerwünschter Besuch«** überschrieben war. Wie die Pressestelle der NSDAP in Wien bekannt gegeben habe, träfen am Samstag, dem 13. Mai, deutsche Minister in der Hauptstadt ein, um an nationalsozialistischen Veranstaltungen teilzunehmen. Da der Aufenthalt nicht auf diplomatischem Weg vereinbart worden sei, müsse er als parteipolitische Aktion betrachtet werden, die wohl das Ziel verfolge, die am selben Wochenende stattfindende »Türkenbefreiungsfeier« der Heimwehr zu stören. Die Gäste dürften daher nicht mit der Unterstützung österreichischer Behörden rechnen; ganz im Gegenteil, der Besuch sei als »unfreundlicher Akt« anzusehen und zu behandeln. Insbesondere die Anwesenheit des bayerischen Justizministers Hans Frank, der die Bundesregierung im Rundfunk »schwer beleidigt« habe, stelle die »Gutmütigkeit des Österreichers« auf eine »unerträgliche Probe«. Man könne es nicht glauben, dass Reichskanzler Hitler, der auf dem Gebiet der internationalen Politik »ein hohes Maß an Einsicht und Mäßigung« zeige, mit der geplanten »Agitationsreise hoher Staatsfunktionäre« einverstanden sei. (*Rp* 09-05-1933, 1f.) Die *Neue Freie Presse* setzte sich bereits im Abendblatt mit dem offiziösen Kommentar der *Reichspost* auseinander. Bemerkenswert an ihrem Artikel ist weniger die Klage über die neuen »Unruhen« und »Reizungen« als die Tatsache, dass darin vom »Zentralorgan der Christlichsozialen« die Rede war, dessen Äußerungen in dem Fall gewiss nicht als »private Meinung« zu werten seien. (*NFP* Ab. 09-05-1933, 2) Auch die *Arbeiter-Zeitung* widersprach tags darauf der Selbstbezeichnung als »Unabhängiges Tagblatt für das christliche Volk«, indem sie berichtete, das »Regierungsorgan« wolle der Bevölkerung von Wien eine nationalsozialistische »Propagandatournee« ersparen: »Daß freilich die grünweiße Provokation der andern fascistischen Fraktion, der Heimwehraufmarsch am kommenden Sonntag, dessen Wohlgelingen der ›Reichspost‹ so am Herzen liegt, keine geringere Belastung für die überwältigende Mehrheit dieser Stadt bedeutet, sagt das Blatt selbstverständlich nicht.« (*AZ* 10-05-1933, 3) Von den heftigen Reaktionen der deutschen NS-Presse gab das christlichsoziale Organ eine Bemerkung des Berliner *Angriff* wieder, wonach »in der Brust der ›Reichspost‹ – wie ein vernünftiger Kommentar zur Verbrennung von Schmutz- und Schundliteratur zeige – ›anscheinend zwei Seelen wohnen‹« würden. Der Eindruck, erklärte das Blatt, dass »die Christlichsozialen gegen die nationalsozialistische Freiheitsbewegung mit Haß erfüllt« seien, entspreche nicht den Tatsachen; man wünsche ihr vielmehr »eine rasche Stabilisierung und einen durchgreifenden Erfolg«, zumindest in Deutschland. Denn »daß die Regierung in Wien nicht um ein Haar weniger deutsch ist als die Regierung in

Berlin«, müsse außer Frage stehen. (*Rp* 11-05-1933, 3) In der folgenden Ausgabe erschien ein Brief, den Hans Frank an Justizminister Kurt Schuschnigg geschickt hatte: Er werde lediglich an einer Tagung teilnehmen, die der österreichische Landesverband des »Nationalsozialistischen deutschen Juristenbundes« in Wien veranstalte; sein Besuch habe also »völlig unpolitischen Charakter«. (*Rp* 12-05-1933, 3) Tatsächlich fand als Hauptereignis eine Kundgebung in der »Engelmann-Arena« statt, die ebenfalls das 250-jährige Jubiläum der Befreiung Wiens von der Zweiten Türkenbelagerung feiern sollte. Gelandet war das deutsche Regierungsflugzeug am Nachmittag des 13. Mai auf dem Flugfeld in Aspern bei Wien, jenem »Schauplatz« (*DW* 231), wo im Jahr 1809 österreichische Truppen Napoleon erstmals besiegt hatten. Außer Frank stiegen der preußische Justizminister Hanns Kerrl, sein Ministerialdirektor Roland Freisler, der spätere Präsident des Volksgerichtshofes, und eine Handvoll Begleiter aus der Maschine. Was K. K. als das Ideal einer politischen Handlung beschreibt, stellte die *Reichspost* so dar: »Polizeivizepräsident Dr. Skubl, der die behördlichen Verfügungen leitete, trat alsbald nach der Landung auf den bayerischen Justizminister Dr. Frank zu und erklärte diesem amtlich, daß im Hinblick auf die noch schwebenden Angelegenheiten die Ankunft des Herrn Ministers der Bundesregierung ›nicht sonderlich erwünscht‹ sei, trotzdem werde er alles tun, um die persönliche Sicherheit des Herrn Ministers und die der anderen Gäste zu gewährleisten.« (*Rp* 14-05-1933, 8) Im Leitartikel wurden die »reichsdeutschen Gäste« eingeladen, am Sonntagvormittag den »Aufmarsch der österreichischen Heimwehr« mitzuerleben. »Sie mögen […] von Reihe zu Reihe gehen und mit den Männern in der Heimwehrtracht sprechen. Sie werden erkennen, daß es Männer sind, deren Deutschtum so unerschütterlich ist wie die Berge unserer Heimat: Kinder der deutschen Erde Österreichs, Söhne urdeutscher Geschlechter, die ihr Deutschtum seit tausend Jahren in Ehren tragen und verteidigen.« Aus rechtlicher Sicht stand der Musterung nichts im Weg, zumal eine daneben abgedruckte Meldung mitteilte, dass die Bundesregierung beschlossen hatte, »patriotische Veranstaltungen« vom Aufmarschverbot auszunehmen. (*Rp* 14-05-1933, 1) Folgt man den Berichten *post festum*, wurde es eine Parade, deren Homoerotik und Führerglauben den Nationalsozialisten vermutlich gefallen hätte: »Da versammeln sich über vierzigtausend Männer aus ganz Österreich, Männer der Arbeit aller Berufsstände, unter ihnen zahllose, die in der Feldschlacht erworbenen Tapferkeitsauszeichnungen auf der Brust, neben ihnen trotzig-stämmige Jugend, kerniges Alpenvolk – unabsehbar stehen ihre Bataillone vor dem Altar in Schönbrunn –, herrliche Mannheit. Überwältigend das Bild, als nach dem heiligen Opfer ihre begeisterte Entschlossenheit die Führer umloht, die zu ihnen über Österreich und die Pflicht für Vaterland und Volk reden.« (*Rp* 15-05-1933, 1) Hans Frank hatte den »frohlockenden Jubel einer ungeheuren Menschenmenge« verschmäht und stattdessen eine Pressekonferenz gegeben, wo er den Journalisten erklärte, der »Nationalsozialismus bekennt sich zum Menschheitsgedanken«, was K. K. ebenso zitiert wie den Einwand der *Neuen Freien Presse*, dass er einen Tag vor seiner Abreise nach Wien

gesagt habe, alle Juden müssten »restlos aus jeder Form des Rechtslebens heraus«. (*NFP* Ab. 16-05-1933, 2 vgl. *DW* 230) Dann fuhr der bayerische Justizminister nach Graz weiter, um auf dem Schlossberg eine Rede zu halten, »in der die österreichische Bundesregierung und insbesondere der Bundeskanzler herabgesetzt und auch zum Widerstand gegen die Bundesregierung aufgefordert wurde«, wie die *Reichspost* mitteilte. (*Rp* 16-05-1933, 1) Der österreichische Gesandte in Berlin ersuchte tags darauf Außenminister Konstantin von Neurath, dafür zu sorgen, dass Frank seine Reise beende; zur gleichen Zeit erschien der deutsche Gesandte in Wien bei Dollfuß und beschwerte sich über den unfreundlichen Empfang in Aspern. Die *persona non grata* traf am Abend in Salzburg ein, wo ihr weitere Ansprachen polizeilich untersagt wurden, und reiste noch am selben Tag, dem 15. Mai, gegen 21 Uhr nach Deutschland aus (vgl. *NFP* Ab. 16-05-1933, 2).

Ehe der Monat zu Ende ging, hatte das Wolff-Büro die nächste Runde der zwischenstaatlichen Auseinandersetzung eingeläutet: Da es in Österreich verboten sei, Parteiuniformen und -abzeichen zu tragen, bestehe die Gefahr, dass deutsche Gäste unbeabsichtigt in Konflikt mit den Behörden des Landes gerieten; im Bestreben, »solche Reisende vor unliebsamen Zwischenfällen zu bewahren und alles zu vermeiden, was zu einer Störung des Verhältnisses der Reichsregierung zur österreichischen Bundesregierung führen könnte, wird der Reichsinnenminister eine den Reiseverkehr nach Österreich betreffende Verordnung erlassen, wonach ab 1. Juni 1933 die Ausreise von Reichsdeutschen nach Österreich von der Erteilung eines Ausreisesichtvermerkes abhängig gemacht wird, der gegen Zahlung einer Gebühr von 1000 Mark erteilt wird«. (*Rp* 28-05-1933, 1) Im Leitartikel empörte sich die *Reichspost*, dass die Ankündigung der **»Tausendmarktaxe«**, die in der *Dritten Walpurgisnacht* mehrmals vorkommt (z. B. *DW* 181), »im Tone einer höhnenden Polemik gehalten« sei. Denn der Zweck der »Grenzsperre« liege auf der Hand: »Wenn eine starke Verringerung des Fremdenverkehres zahlreiche Menschen schädigt oder brotlos macht, wird es nicht schwer fallen, den Zorn der Geschädigten gegen die Regierung zu kehren und dadurch neues Wasser auf die Mühlen der braunen Umsturzpropaganda zu leiten.« (*Rp* 28-05-1933, 1) Auch die *Arbeiter-Zeitung* verurteilte den »zynischen Erpressungsversuch«, fügte aber hinzu, dass die Christlichsozialen nicht gerade »Meisterstücke der Diplomatie« abgeliefert hätten, was K. K. heftig kritisiert. In Wirklichkeit war der Einwand, man hätte Franks Besuch »mit diplomatischeren Mitteln abwehren können, als damit, daß man ihm auf dem Flugplatz von Aspern durch den Vizepräsidenten der Polizeidirektion sagen ließ, sein Besuch sei unerwünscht, und daß man ihm in Salzburg eine Botschaft schickte, die einer Ausweisung sehr ähnlich war«, nicht deshalb fehl am Platz, weil die Aussage, wie es in der *Dritten Walpurgisnacht* heißt, »eine der saubersten und sinnvollsten Worthandlungen, die jemals zum realpolitischen Zweck geführt haben«, herabwürdigte, sondern weil sie dazu beitrug, das eher sanfte Vorgehen der österreichischen Regierung heldenhaft erscheinen zu lassen. (*AZ* 28-05-1933, 1f. vgl. *DW* 258f.) Das sozialdemokratische Organ forderte dann, die nationalsozialistischen Angriffe

vor den »Völkerbundrat in Genf« zu bringen und das Parlament wieder einzuberufen, damit sich die Volksvertretung für die »Selbständigkeit Österreichs« aussprechen könne. Jenen Leuten, die nach dem »Verbot der Hakenkreuzlerpartei« rufen würden, gehe »jede demokratische Erkenntnis und Gesinnung« ab; einer »Bewegung von hunderttausenden Menschen« sei nicht »mit Polizeimaßnahmen« beizukommen, ganz zu schweigen davon, »daß zu solchen Maßnahmen jede gesetzliche Grundlage fehlte«. (*AZ* 30-05-1933, 1f.) Wie kurzsichtig die Polemik ist, die K. K. zu diesen Bedenken äußert, dass die Sozialdemokratie nämlich nie »antidemokratischen Methoden zustimmen« würde, »die sie dauernd der Möglichkeit berauben würden, in Schutzhaft genommen zu werden« (*DW* 249), zeigen die Regierungsverhandlungen zwischen Dollfuß und Theo Habicht, die der »Landesinspekteur« der NSDAP in Österreich Ende Mai publik machte. Er teilte der *Arbeiter-Zeitung* zufolge in einer Pressekonferenz mit, dass es Gespräche mit dem österreichischen Bundeskanzler über ein »Koalitionskabinett« gegeben habe, »das nur aus Christlichsozialen und Nationalsozialisten bestehen sollte«. Die Initiative sei von Dollfuß ausgegangen, der lediglich zwei Ministerämter angeboten und Neuwahlen kategorisch ausgeschlossen hätte, weshalb der vertrauliche Dialog gescheitert wäre. (*AZ* 31-05-1933, 3) Im Dementi des Bundeskanzlers hieß es, dass Habicht um eine Aussprache ersucht und der zurückgetretene Unterrichtsminister Anton Rintelen als Vermittler fungiert habe; das »ganz einseitige Angebot« des deutschen Reichstagsabgeordneten sei strikt abgelehnt worden. (*NFP* Ab. 31-05-1933, 1) Ungeachtet der Frage, wer die Verhandlungen anregte, mutet Habichts Darstellung in dem Fall plausibel an. Denn hätten die Nationalsozialisten nicht auf Neuwahlen zum Nationalrat beharrt, deren Ergebnis die christlichsoziale Partei des Bundeskanzlers fürchten musste, wäre eine Beteiligung an der Regierung von Dollfuß möglich, sogar wahrscheinlich gewesen.[105]

Da die konspirativen Treffen nicht zum Ziel geführt hatten, sollten **Terroranschläge** den Druck auf das österreichische Regime erhöhen. Dem ersten tödlichen in einer Reihe von Bombenattentaten fiel der jüdische Juwelier Norbert Futterweit zum Opfer, in dessen Wiener Geschäft ein SS-Mann am 12. Juni 1933 einen Sprengkörper geworfen hatte. K. K. nimmt das Verbrechen zum Anlass, das »Spiel der Versionen« darzustellen, wie es die »Bombenpresse« in Gestalt der *Deutschösterreichischen Tages-Zeitung* betreibe, die, auf den ungarischen Massenmörder Sylvester Matuschka anspielend, von »Matuschka-Methoden der Kommunisten« sprach und die Unschuld der Nationalsozialisten mit dem Argument begründete: »Es ist nicht unsere Art, durch Bombenwürfe auf jüdische Geschäftsinhaber arische Käufer oder unschuldige arische Straßenpassanten zu gefährden.«[106] (*DW* 188f.) Während die *Reichspost* und die *Arbeiter-Zeitung* umgehend den Verdacht äußerten,

105 Vgl. dazu Kurt Bauer: »›Strikt nein zu sagen, halte ich nicht für gut‹. Über Dollfuß' Versuche, mit den Nationalsozialisten ins Geschäft zu kommen«. In: *Das jüdische Echo.* Nr. 55/2006, S. 85–94.

106 *Deutschösterreichische Tages-Zeitung*, 14.6.1933, S. 1.

dass es sich um einen NS-Anschlag handle, berichtete die *Neue Freie Presse* zunächst von einem geplanten »Raubattentat« und räumte dann ein, dass man es wohl »mit dem Verbrechen des Mitgliedes einer Terrorgruppe zu tun« habe, »die sich von politischen Motiven leiten läßt«, ohne die Vermutung einer SA- oder SS-Täterschaft in der Nachricht zu erwähnen. (*NFP* 12-06-1933, 1 u. 13-06-1933, 4) Im christlichsozialen Blatt war hingegen von »braunen Terroristen« die Rede, die sich »gründlich verrechnet« hätten und jetzt die »Kraft des wiedererwachten Österreichertums« zu spüren bekämen: Die nationalsozialistischen Parteilokale wurden besetzt und dutzende Funktionäre verhaftet. (*Rp* 13-06-1933, 1 u. 14-06-1933, 1f.) Das sozialdemokratische Organ warnte vor »Ausbrüchen der Hysterie«, denn man dürfe unter dem Eindruck der Bombenattentate nicht sämtliche Freiheitsrechte preisgeben. Was der Leitartikel stattdessen als Schutzmaßnahme vorschlug, findet sich in der *Dritten Walpurgisnacht* als Gipfel der Naivität verhöhnt: »Echte, kraftvolle, schöpferische Demokratie – das allein ist ein wirksames Mittel gegen den politischen Terror.« Dem Zustand der »Knechtschaft«, wie er derzeit in Deutschland herrsche, müsse ein »Asyl freier Entwicklung deutscher Kultur« entgegengesetzt werden, um das zu erreichen, was nicht zu erzwingen sei, nämlich »die Vereinigung der ungeheuren Mehrheit des österreichischen Volkes zu einer österreichischen Front gegen den Nationalfascismus«. (*AZ* 13-06-1933, 1f. vgl. *DW* 251) Den in den nächsten Tagen von der *Arbeiter-Zeitung* geäußerten Wunsch, bei der Abwehr der nationalsozialistischen Terrorwelle im Parlament zu kooperieren, ließ die *Reichspost* unbeantwortet. Nach einem Handgranatenanschlag auf eine Kolonne von Hilfspolizisten in Krems fasste die Regierung am 19. Juni den Beschluss, die NSDAP und ihre Wehrverbände in Österreich zu verbieten. Dass der Nationalsozialismus eine kriminelle Organisation sei, stand für das christlichsoziale Blatt nun außer Zweifel: »Das ist nicht mehr Partei, sondern organisierte Verschwörung, organisierter Überfall, organisierter Heimatverrat. Das ist nicht mehr Politik, weder nationale noch soziale, sondern systemisiertes Verbrechen.« (*Rp* 20-06-1933, 2) Daraufhin erinnerte die *Arbeiter-Zeitung* an jenen Kommentar, der vor gut einem Monat, als »der verbrecherische Charakter der nationalsozialistischen Bewegung« schon in allen Einzelheiten bekannt gewesen sei, in der *Reichspost* erschienen war und in dem sie »dieser mit feigen Mordhandlungen à la Krems seit Jahren arbeitenden Partei noch einen durchgreifenden Erfolg gewünscht« hatte. (*AZ* 22-06-1933, 5) Wie sich die Sozialdemokraten die parlamentarische Kooperation vorgestellt hatten, sollte im niederösterreichischen Landtag demonstriert werden, wo die beiden Fraktionen ein Verfassungsgesetz beschlossen, das die Mandate der NSDAP annullierte. Der sozialdemokratische Abgeordnete Leopold Petznek erklärte im Plenum, dass seine Partei nicht im Sinn habe, »der Republik in den Arm zu fallen, wenn sie sich gegen den Terror der Nazi schützen will«; man dürfe aber auch in dieser Ausnahmesituation nicht den Boden der Verfassung verlassen, um gravierende Maßnahmen kurzerhand per Notverordnung zu treffen. Nach der Abstimmung spielte sich laut der *Arbeiter-Zeitung* eine Szene ab, die K. K. als Inbe-

griff einer »Metapher« wiedergibt: »Als der Präsident das Gesetz für angenommen erklärte, rief Püchler mit Stentorstimme in den Saal: ›Es lebe die demokratische Republik!‹ Schneidmadl rief: ›Nieder mit der braunen Pest!‹ Die sozialdemokratischen Abgeordneten erhoben sich von den Sitzen und brachen mit geballten Fäusten in stürmische Freiheitsrufe aus. Einige Minuten stand der Landtag im Zeichen der wuchtigen Kundgebung der Sozialdemokraten gegen den Fascismus.« (*AZ* 24-06-1933, 1f. vgl. *DW* 253) Es ist wieder der Kontrast zwischen Symbol und Wirklichkeit, der die Kritik hervorruft – erhobene Fäuste am Ende einer betont friedlichen Handlung. Als symbolische Geste waren auch die roten Fahnen gedacht, die dieser Tage auf Häusern und Bäumen in Wien gehisst wurden und die in der *Dritten Walpurgisnacht* als Beleg für die Verblendung der österreichischen Linken dienen. Denn »wenn eine Fahne, wie immer man zu Fahnen stehen mag, nun einmal verboten ist: ist es da würdig, sie, wie die Hoffnung auf dem Grab, auf Giebeln und Schornsteinen aufzupflanzen und mit Wachleuten, die doch mit einer ernsthafteren Gefahr zu tun haben, Fangerl zu spielen?« (*DW* 254f.) Obwohl die Meldung des sozialdemokratischen Organs, die Polizisten sparten »nicht mit grimmiger Anerkennung der einzigartigen Verwegenheit, mit der die geheimnisvollen Rebellen die verbotene Fahne an Stellen befestigen, die sonst nur für Vögel erreichbar sind« (*AZ* 21-06-1933, 5), lächerlich statt amüsant war, krankt der Vorwurf, der auf Schillers Gedicht *Hoffnung* anspielt, wo es heißt, der Mensch pflanze diese noch am Grabe auf,[107] an der Tatsache, dass rote Fahnen in Österreich nicht »nun einmal«, sondern aufgrund der am 19. Mai 1933 erlassenen »Fahnenverordnung« verboten waren.[108]

Wenn K. K. feststellt, der Nationalsozialismus sei vom »Prinzip autoritärer Unverantwortlichkeit« geprägt (*DW* 237), wäre es nur folgerichtig, an die Politik des österreichischen Bundeskanzlers denselben kritischen Maßstab zu legen. Die Wahrheit ist, dass in der *Dritten Walpurgisnacht* von Dollfuß wie von den sozialdemokratischen Führern ein verfälschtes Bild gezeichnet wird. Während jener als aufopfernder Staatsmann erscheint, dem angesichts der nationalsozialistischen Bedrohung nichts anderes übrig blieb, als autoritär zu regieren, werden diese in das Klischee vom taktierenden Parteitheoretiker gepasst. Beide Figuren weisen zwar charakteristische Züge auf, sind in ihrer Überzeichnung aber Karikaturen, die wie getreue Abbilder wirken sollen. Dass K. K. für diese Täuschung auch tendenziöse Zitate einsetzt, zeigt seine Polemik gegen die Aufsätze »Um die Demokratie« und »Zwischen zwei Faschismen«, die im Juli 1933 in der sozialdemokratischen Zeitschrift ***Der Kampf*** erschienen. Der erste stammte von Otto Bauer und befasste sich mit der Forderung »junge[r] Arbeiter«, die demokratischen Ziele aufzugeben und stattdessen die »Diktatur der Bourgeoisie durch eine Diktatur des Proletariats« zu ersetzen.[109] Den Zwischenrufen entgegnete der stellvertretende Parteivorsitzende,

107 Vgl. Friedrich Schiller: »Hoffnung«. In: Friedrich Schiller: *Sämtliche Werke.* Bd. 1, S. 419f.
108 Vgl. *Bundesgesetzblatt für die Republik Österreich* (BGBl.) 1933/60, Nr. 186 vom 19.5.1933, S. 514.
109 Otto Bauer: »Um die Demokratie«. In: *Der Kampf.* Nr. 7/1933 (Jg. 26), S. 269–276, hier: S. 271.

dass es für einen Sozialdemokraten keine Last, sondern eine Freude sein müsse, Arbeiterrechte im Parlament zu erkämpfen. Um seinen Standpunkt zu verdeutlichen, zog er einen Vergleich, der im Gegensatz zur Argumentation stand: Wer in der Armee den Soldaten einrede, eine verlorene Stellung sei des Kampfes nicht wert, wäre »dem alten k. u. k. Dienstreglement« entsprechend »niederzumachen« gewesen.[110] Der Teufel weiß, warum Otto Bauer in einem Artikel, der die Parteigenossen für die Demokratie begeistern sollte, eine militärische Allegorie wählte; aber ist der stilistische Bruch Grund genug, mit K. K. die »papierne Ahnungslosigkeit« eines Autors zu verspotten (*DW* 264), der inmitten diktatorischer Umbrüche auf rechtsstaatlichen Grundsätzen beharrte? Wer wollte im Übrigen bestreiten, dass der Aufsatz von Oskar Pollak, dem Chefredakteur der *Arbeiter-Zeitung*, kein sprachliches Glanzstück war? So hieß es am Schluss des Textes, nachdem der Verfasser mehr »Anziehungskraft auf die Phantasie der Menschen« und »massenpsychologische Propaganda« in Aussicht gestellt hatte, »wohlan, wir wollen nicht nur zu 1918 zurück, wir weisen in unserem Kampf über 1918 hinaus: über die wiedereroberte republikanische Demokratie in die sozialistische Zukunft!«[111] Eine veraltete Diktion, die abermals das Gegenteil der inhaltlichen Botschaft ausdrückte. Dass K. K. immer wieder auf die Diskrepanz zwischen Gesagtem und Gemeintem hinweist, hängt mit seinem Sprachbegriff zusammen und ist nicht das Problem. Es geht vielmehr um eine Reihe von verkürzten Zitaten, die den Sinn der Passagen, aus denen sie stammen, entstellen. In Pollaks Aufsatz stand beispielsweise: »Die Arbeiterklasse übersieht nicht, daß es in Österreich bisher keine Mißhandlungen und keine Konzentrationslager gibt; aber sie kann auch nicht übersehen, daß es keine Staatsbürgerfreiheit, kein Parlament, keine Verfassung, keinen Schutz der sozialpolitischen Gesetze mehr gibt.«[112] Von dieser nüchternen Beurteilung der Lage, die das österreichische Regime weder verteufelte noch verharmloste, bleibt in der *Dritten Walpurgisnacht* ein absurder Gegensatz übrig: »man ›übersieht nicht‹, daß es ›in Österreich bisher kein Konzentrationslager gibt‹, aber was hilft das, man ›kann auch nicht übersehen‹, daß es – nein, das erriete niemand – daß es ›kein Parlament‹ gibt!« (*DW* 267) Die Überspitzung erweckt den Eindruck, als höbe die Ausschaltung des Parlaments in Pollaks Augen die Tatsache auf, dass Dollfuß seine Gegner nicht verschleppen und foltern ließ. Noch deutlicher wird das manipulative Zitierverfahren an einer Stelle, die K. K. als einen »Pollakwitz« wiedergibt: »›*Man denke* an den 1. Mai‹ / das ist der Erfolg! / ›den *einzigen* Fall, wo die Partei *nicht nachgegeben* hat – es war *der einzige Erfolg in der ganzen Zeit*!‹ […] ›Die Partei *muß ausdrücklich erklären*, daß sie zu Verhandlungen nicht bereit ist.‹« (*DW* 268f.) Im Original schließt der Satz nicht hier mit einem Punkt, sondern nach der Einschränkung:

110 Otto Bauer: »Um die Demokratie«, S. 272.

111 Oskar Pollak: »Zwischen zwei Faschismen«. In: *Der Kampf.* Nr. 7/1933 (Jg. 26), S. 276–281, hier: S. 281.

112 Oskar Pollak: »Zwischen zwei Faschismen«, S. 279.

»solange das Parlament und die Verfassung ausgeschaltet sind.«[113] Der Chefredakteur der *Arbeiter-Zeitung* zog aus der friedlichen Demonstration am 1. Mai also nicht den Schluss, dass die Sozialdemokraten sich in ihrer Position einmauern sollten; er forderte die Gegenseite jedoch auf, den Rechtsstaat außer Streit zu stellen, bevor man sich auf eine Ausnahmeregelung zur Abwehr der nationalsozialistischen Angriffe einigen könne. Als Gegenbeispiel führt K. K. eine Passage aus der Rede *Ein freies Volk in freiem Land* an, die der christlichsoziale Politiker Leopold Kunschak am 1. Juni 1933 in Wien gehalten hatte und deren Titel an die berühmten Worte aus Fausts Schlussmonolog erinnert, er wolle »auf freiem Grund mit freiem Volke« stehen.[114] Die Stelle, die den »Sprachgebilden sozialdemokratischer Wortführer« entgegengesetzt wird, lautet: »Ein neuer Feind ist aber der Freiheit unseres Volkes und unseres Vaterlandes erstanden. Ein Feind, der in unseren Augen so häßlich, in unserem Herzen so schmerzlich wirkt, weil wir in seinen Gesichtszügen die Züge des Mannes aus der Notgemeinschaft im Schützengraben erblicken, weil wir darin unser Brudergesicht sehen und es nicht fassen können, daß es soweit kommen kann, daß der Deutsche gegen den Deutschen, der Bruder gegen den Bruder und gerade der Stärkere gegen den Schwachen und Geknechteten auftreten kann.« (*DW* 271)[115] Es ist eine Geschmacksfrage, ob man den sozialdemokratischen Fachjargon oder das christlichsoziale Pathos erträglicher findet. Bei diesem Beispiel sollte aber auch gehört werden, was Kunschak vorher und nachher sagte. Er wollte den Titel seiner Rede vor allem als Parole gegen den innenpolitischen Gegner verstanden wissen, den Dollfuß außer Gefecht gesetzt hatte: »die Sozialdemokraten werden die Freiheit unseres Volkes und unseres Vaterlandes nicht mehr bedrohen, dafür ist gründlich gesorgt«[116]. Erst gegen Ende der Ansprache kam er auf den neuen Feind zu sprechen, der begreifen möge, »daß Österreich nicht am Kongo liegt, sondern am Nibelungenstrom […], dessen Wellen Tag um Tag, Jahr um Jahr, Jahrhundert um Jahrhundert, bald leise wispelnd, bald in stürmischen Akkorden uns das Hohelied der deutschen Treue singen«[117]. Der Eindruck, den die *Dritte Walpurgisnacht* erweckt, dass Dollfuß den Nationalsozialismus aus Überzeugung bekämpft habe und der sozialdemokratische Störenfried ins Schussfeld geraten sei, weil er der Rettung Österreichs im Weg stand, ist, mit einem Wort, falsch. Da es genau umgekehrt war, stimmt auch die Behauptung nicht, dass es »nur ein unerwünschtes Zwischenspiel« gewesen sei, »als das christlichsoziale Organ […] jener unappetitlichen Lockung aufsaß« und sich von dem »andern Ton« aus Berlin betören ließ. (*DW* 236) K. K. zitiert den Leitartikel der *Reichspost* vom 5. Juli 1933, der eine versöhnliche Aussendung der deutschen »Außenpolitischen Korrespondenz«

113 Oskar Pollak: »Zwischen zwei Faschismen«, S. 281.
114 Johann Wolfgang Goethe: *Faust*, V. 11580.
115 Vgl. Leopold Kunschak: *Ein freies Volk in freiem Land.* Wien 1933, S. 5.
116 Leopold Kunschak: *Ein freies Volk in freiem Land*, S. 5.
117 Leopold Kunschak: *Ein freies Volk in freiem Land*, S. 6.

lobte und zu dem geäußerten Koalitionsangebot feststellte: »Wer […] aus dem österreichischen Nationalsozialismus einen Faktor österreichischer Politik formen hilft, wird sich dafür um die gesamtdeutsche Sache und eine fruchtbare mitteleuropäische Politik ein Verdienst erworben haben. Die Führer der österreichischen Regierung und ihre Freunde würden die letzten sein, die ihre Unterstützung versagen.« (*Rp* 05-07-1933, 1f.) Das war kein Ausrutscher, sondern exakt die Haltung der christlichsozialen Partei, die unter der Voraussetzung, dass Österreich unabhängig blieb, zu einer Zusammenarbeit mit den Nationalsozialisten bereit war.

———

Am Abend, nachdem die *Reichspost* die Schlichtungsversuche aus Deutschland begrüßt hatte, hielt Theo Habicht die erste der rund 130 Reden gegen die österreichische Regierung, die bis zum »Juliputsch«, dem nationalsozialistischen Umsturzversuch am 25. Juli 1934 in Österreich, von den Radiosendern München, Stuttgart, Nürnberg und Breslau übertragen wurden.[118] K. K. erwähnt die **»Rundfunkpropaganda«** (*DW* 105), die vom Landesinspekteur der NSDAP in Österreich geleitet wurde, an mehreren Stellen direkt und im Anschluss an das christlichsoziale »Zwischenspiel« allusiv mit einem Zitat aus Goethes *Faust*: »Nötigt sie herabzusteigen! / Sie verbergen in den Zweigen / Ihre garstigen *Habichtskrallen*, / Euch verderblich anzufallen, / Wenn ihr euer Ohr verleiht.« (*DW* 237)[119] Es ist wie im Originaltext eine Warnung vor dem Sirenengesang, der zur Entstehungszeit der *Dritten Walpurgisnacht* aus Lautsprechern zu hören war. Denn Anfang Juli kündigte der Bayerische Rundfunk per Pressemitteilung eine neue Sendereihe an: »Flüchtlinge aus Österreich sollen am Mikrophon zu Worte kommen und den Deutschen diesseits und jenseits der Grenze von dem brutalen Kampfe erzählen, der z. Zt. von einer kleinen separatistischen Clique in Österreich gegen alles Deutsche geführt wird.«[120] Den Auftakt machte der Landesinspekteur selbst, der im Juni verhaftet und nach Deutschland abgeschoben worden war. Habichts »Aufruf an das deutsche Volk Österreichs« wurde am 5. Juli 1933 vom Münchner Sender übertragen und zwei Tage später auf der Titelseite des *Völkischen Beobachters*, dem Kampfblatt der NSDAP, abgedruckt. Die österreichische Republik sei, so lautete die Kernaussage, nicht national gewachsen, sondern nach dem Ersten Weltkrieg von den Siegerstaaten aus Eigeninteressen geschaffen worden; als »willenloses Instrument der französischen Machtpolitik« habe das Land nie Aussichten gehabt, aus eigener Kraft zu

118 Vgl. Theodor Venus: »Der lange Weg zum Juliputsch 1934 – Hallwich und Hugenberg, Habicht und Huber«. In: Wolfgang Duchkowitsch (Hg.): *Mediengeschichte. Forschung und Praxis.* Wien u. a. 1985, S. 143–172, hier S. 157.

119 Vgl. Johann Wolfgang Goethe: *Faust*, V. 7161–7165.

120 Zit. nach Bericht der RAVAG über die Rundfunkpropaganda vom 26.7.1933, Neues Politisches Archiv im Österreichischen Staatsarchiv (NPA), K. 113 (Mappe zur deutschen Rundfunkpropaganda, f. 304).

überleben, weshalb der »Wille zur Überwindung des Zwangsstaates von St. Germain«, wo man 1919 den Friedensvertrag unterzeichnet hatte, ungebrochen sei. Da nun mit der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler die historische Stunde geschlagen habe, die deutsche Volksgemeinschaft zusammenzuführen, hätten »im Dienste Frankreichs Juden, Marxisten und Freimaurer« eingegriffen, um die nationalsozialistische Bewegung in Österreich kurzerhand zu verbieten: »Hochverräter ist nicht der, der als Sprecher der überwältigenden Mehrheit eines Volkes unter strengster Wahrung seiner Verfassung und Gesetze bestrebt ist, den Willen dieser Mehrheit zur politischen Gestaltung zu bringen, sondern Hochverräter ist, wer, wie die Regierung Dollfuß, unter fortgesetztem Bruch der Verfassung und unter Mißbrauch der Gesetze als Vertreter einer verschwindenden Minderheit diese Mehrheit vergewaltigt und von der politischen Gestaltung ausschaltet.«[121] Der Sendung waren diplomatische Proteste beim Auswärtigen Amt und bei der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft in Berlin gefolgt, bevor die Radio-Verkehrs-AG in Wien am 8. Juli 1933 eine Erwiderung der österreichischen Regierung ausstrahlte, die von Eduard Ludwig, dem Leiter des Bundespressedienstes, verlesen wurde. Wer einen Gegenangriff erwartet hatte, den enttäuschte die eher versöhnliche Rede, die Bundeskanzler Dollfuß mit den Worten zitierte: »Das deutsche Volk im Reich möge seine Verhältnisse gestalten, wie es will. Wir sind gewillt, vorbehaltlos und in aller Freundschaft mit der deutschen Regierung zusammenzuarbeiten.« In der Gewissheit, »daß die überwiegende Mehrheit der österreichischen Bevölkerung entschlossen hinter der Bundesregierung steht«, lasse man sich durch die Provokationen des Herrn Habicht und seiner Gefolgschaft nicht vom eingeschlagenen Kurs abbringen.[122] Auch Justizminister Schuschnigg, der am 12. Juli vor das RAVAG-Mikrofon trat, um über die nationalsozialistische Radiopropaganda zu sprechen, übte sich in Zurückhaltung, denn es sei der »Inbegriff der österreichischen Sorge«, den »aufgezwungenen Kampf in Ehren zu bestehen«. Er betrachte jenen als wahren Deutschen, »der für sein Volkstum – also in unserem Falle das österreichische Deutschtum – am meisten schafft in lückenlos treuer Pflichterfüllung«, und halte es daher für einen ausgemachten Unsinn, »Österreich des Partikularismus oder des Separatismus zu zeihen«.[123]

Im Bayerischen Rundfunk wurde nun fast täglich eine weitere Hetzrede übertragen, was eine gemeinsame Demarche der Botschafter Englands und Frankreichs beim deutschen Außenminister bewirkte. Italiens Ministerpräsident Mussolini verzichtete auf diesen Schritt, weil ihm Hitler zugesagt hatte, die Radiovorträge einzudämmen, und zeigte sich verärgert, als Habicht am 9. August 1933 im Münchner

121 Zit. nach *Völkischer Beobachter*, Münchener Ausgabe, 7.7.1933, S. 1.

122 Zit. nach *Wiener Zeitung*, 9.7.1933, S. 2f.

123 Zit. nach *Wiener Zeitung*, 13.7.1933, S. 3.

Sender eine Rede hielt, die keineswegs Mäßigung erkennen ließ.[124] Der Landesinspekteur führte die diplomatischen Interventionen auf das »Hilfegeschrei« zurück, das die österreichische Regierung in der »ihr dienstbaren jüdischen, tschechischen, frankophilen Presse in Wien« losgelassen habe, und wandte sich gegen den Eindruck, »dass es in diesem Kampf um die Aufrechterhaltung der äusseren Freiheit und Unabhängigkeit Österreichs ginge […], sondern vielmehr handelt es sich um die Austragung einer rein innerösterreichischen Angelegenheit, eines Kampfes, der sich abspielt zwischen der überwältigenden Mehrheit des nach Herkunft, des Blutes und Wesens deutschen Volkes und einer Gruppe Terroristen«. Wenn Dollfuß tatsächlich glaube, was er ständig behaupte, nämlich dass das Volk hinter ihm stehe, dann solle er den Mut aufbringen, sich einer Wahl zu stellen; die NSDAP verpflichte sich »von vornherein zur bedingungslosen Anerkennung des Volksurteils«, denn man habe immer nur den gerechten Anteil an der Macht in Österreich gefordert. Wer die tausendjährige Geschichte der »Ostmark« kenne, sei über die breite Anschlussbewegung nicht erstaunt, die seit dem Zerfall der Monarchie mit aller Kraft in die deutsche Heimat dränge und jene Wiedervereinigung fordere, die von der »Gewaltfaust der Siegerstaatendiktatur« beharrlich verhindert werde.[125] Bei der Absage wies der Moderator auf die nächste Sendung über Österreich hin, die am 11. August stattfinde und bei der Hermann Hönig, der Wiener Korrespondent der *Münchner Zeitung*, zu Wort komme, um seine »Erfahrungen mit österreichischen Behörden und Gefängnissen« darzulegen. Man habe ihm und seinen Kollegen, berichtete Hönig dann, bei der Ausweisung übel mitgespielt: »So wurden wir in kleinen Zellen untergebracht, in denen auch Schwerverbrecher gefangen gehalten wurden. Der Chefkorrespondent des Scherl-Verlages z. B. war gezwungen, die ganze Nacht unter völlig verschmutzten Decken auf ein und derselben Holzpritsche mit einem Einbrecher zu schlafen, der unter anderem auch mehrfach wegen homosexueller Exzesse vorbestraft war.«[126] Es ist eine der wenigen konkreten Passagen der Rundfunkpropaganda, die sich in der *Dritten Walpurgisnacht* wiederfinden, wo es heißt, die Nationalsozialisten würden sich im Radio beschweren, »daß man einen deutschen Journalisten die Zelle eines österreichischen Homosexuellen teilen ließ (was hier vielleicht noch als Courtoisie beschönigt wird)« (*DW* 186). Im Kommentar, den die *Neue Freie Presse* zur Sendung brachte, ging die Sprache, wie es K. K. in einer Verknüpfung von zwei Redewendungen formuliert, »sammetpfotig um den Brei, der nicht so heiß gegessen wird«; die auszugsweise zitierten Stellen lauten: »Die Empfindlichkeit ist zu einer außerordentlichen Höhe angewachsen, und es wäre nicht nur im Interesse des Verhältnisses zwischen Deutschland und

124 Vgl. Dieter Ross: *Hitler und Dollfuß. Die deutsche Österreich-Politik 1933–1934.* Hamburg 1966, S. 72f.

125 Zit. nach Mitschrift der Rede vom 9.8.1933, NPA, K. 113 (Mappe zur deutschen Rundfunkpropaganda, f. 437–443).

126 Zit. nach Mitschrift der Rede vom 11.8.1933, NPA, K. 114 (Mappe mit Rundfunkreden, f. 453–456).

Österreich, das gerade aus nationalen Gründen die stärkste Rücksicht verdient, es wäre auch international von größter Wichtigkeit, daß neue Anlässe zu Streitigkeiten vermieden würden. […] Es kommt nun alles darauf an, diese Erwartung nicht gänzlich zu enttäuschen.« (*NFP* Ab. 12-08-1933, 2 vgl. *DW* 105)

In der *Dritten Walpurgisnacht* wird außerdem die Drohung erwähnt, Deutschland bringe Österreich vor den Völkerbund und nicht umgekehrt: »Es ist die ultima ratio – Habicht hat gewarnt.« (*DW* 192) Und zwar am 16. August 1933, als er im Bayerischen Rundfunk einen weiteren »Lagebericht« lieferte, in dem behauptet wurde, die österreichische Regierung halte die nationalsozialistischen Radiovorträge auf Schallplatten fest, um sie »bei einer kommenden Auseinandersetzung vor dem Völkerbund« als Beweismaterial verwenden zu können. Er hoffe nur, sagte Habicht, dass die Dokumente nicht im Archiv verstauben, sondern wirklich »dem angekündigten Verwendungszweck zugeführt« würden, damit die Welt »die wahre Meinung und Gesinnung des Volkes von Österreich« aus seinem Mund zu hören bekäme.[127] Statt den Konflikt mit dem Nachbarstaat im Völkerbund zu verhandeln, trat Deutschland im Herbst 1933 aus der internationalen Organisation aus. Es lässt sich nicht endgültig klären, ob Habichts Reden aufgenommen wurden. Erhalten ist lediglich ein knapp vierminütiger Originalton auf einer getarnten Schallplatte mit dem Titel *An der schönen blauen Donau*; er stammt aus einer Ansprache, die am 13. November 1933 im Sender München lief. Der Landesinspekteur rühmte das Ergebnis der Reichstagswahl, die am Tag zuvor stattgefunden hatte, als Beleg der »unlösbaren Verbundenheit von Volk und Regierung« in Deutschland. Nach offiziellen Angaben hatten über neunzig Prozent der Wähler das Kreuz bei der NSDAP, der einzigen Partei auf dem Stimmzettel, gemacht. Entgegen dieser »Einheit von Führer, Volk und Staat im Zeichen der nationalsozialistischen Bewegung« verfüge die Regierung in Österreich, wo seit dem 10. November wieder die Todesstrafe galt, das Standrecht: »Gegen den deutschen Menschen als den Träger der deutschen Zukunft erfindet sie den österreichischen Menschen als den Repräsentanten einer untergegangenen Zeit.« Da sich Dollfuß weder auf »die Liebe und das Vertrauen des deutschen Volkes in Österreich« noch auf die Verfassung stützen könne, hänge seine Herrschaft von der »Anwendung der brutalen Gewalt« ab, weshalb sein letztes Argument in der »Drohung mit dem Galgen« bestehe. »Noch liegen Nacht und Dunkelheit über Österreich«, sprach Habicht, »aber hoch über den Kerkermauern dieses sterbenden Systems erhebt sich leuchtend und sieghaft das Bild eines neuen und größeren Deutschland – eines freien, glücklichen und geeinten Volkes.«[128] Was die Repliken der RAVAG betrifft, gibt es ebenfalls eine Aufnahme in der Länge von rund vier Minuten. Es handelt sich um einen Ausschnitt aus einer Rede vom 17. Jänner 1934, die der Heimwehrführer Richard Steidle in seiner Funktion als »Bun-

127 Zit. nach Mitschrift der Rede vom 16.8.1933, NPA, K. 113 (Mappe zur deutschen Rundfunkpropaganda, f. 444–449).

128 Theo Habicht: *Ansprache an das österreichische Volk.* DRA, Signatur 2884770.

deskommissär für Propaganda« im Wiener Sender hielt. Österreich verbitte sich jede Einmischung in seine inneren Angelegenheiten, sagte der christlichsoziale Politiker: »Man lasse uns nach unserer Fasson selig werden. Diese Fasson ist durch jahrhundertealte Erfahrung und Kultur entstanden und kann nicht ohne weiteres durch ein braunes Hemd ersetzt werden. Man verzichte uns gegenüber auf einen befehlshaberischen Kasernenton, der uns nicht liegt, und versuche anstatt dessen, durch brüderliches Einfühlen in die österreichische Seele uns zu gewinnen.«[129] Gut vier Jahre später war die »Ostmark« Teil des Dritten Reichs. »Der Österreicher ist so deutsch, wie seine Donau blau ist«[130], schrieb Alfred Polgar, der es besser wusste, in einem Nachruf auf seine Landsleute.

Abgesehen von der »Rundfunkhetze«, die im Sommer 1933 zu einer festen Rubrik der *Reichspost* wurde (z. B. *Rp* 10-08-1933, 1), setzten die Nationalsozialisten im Kampf gegen die österreichische Regierung auch jene **»Flugzeugpropaganda«** ein, die K. K. als weiteres Exempel für den Typus »verfolgende Unschuld« anführt. (*DW* 187/194) Am 24. Juni berichtete das christlichsoziale Organ von nationalsozialistischen Aufrufen, die ein Flugzeug ohne Hoheitszeichen tags zuvor über Linz abgeworfen hatte. (*Rp* 24-06-1933, 1) Es handelte sich um ein zweiseitiges Pamphlet von Alfred Proksch, dem Landesleiter der österreichischen NSDAP, der beteuerte, dass seine Partei »niemals anders als mit legalen Mitteln gekämpft und niemals Gewalttaten veranlaßt oder gebilligt« habe, nun aber gezwungen sei, den Konflikt auf der Ebene auszutragen, »auf welche die Regierung Dollfuß selber ihn verwiesen hat«, nämlich aus der Illegalität: »Der Sieg wird unser sein!«[131] Nachdem Habichts erste Rundfunkansprache gelaufen war, fiel sie am 14. Juli als Flugblatt vom Himmel über Salzburg. (*Rp* 15-07-1933, 1) Das von München kommende Flugzeug, auf dessen Tragflächen Hakenkreuze zu erkennen waren, verteilte außer der gedruckten Rede einen mit »Brüder! Ballt die Fäuste!« überschriebenen Aufruf: »Männer, die unser kleines Österreich, das ein Spielball aller Völker geworden ist, aus der Knechtschaft des jüdischen Bankkapitals befreien wollen, bezeichnet man als Hochverräter und sucht sie mit Steckbriefen!«[132] Der nächste propagandistische Luftangriff erfolgte am 21. Juli auf Salzburg und Tirol. (*Rp* 22-07-1933, 3 u. 23-07-1933, 4) Diesmal enthielten die Flugzettel einen Appell an die hiesigen »Volksgenossen«, die

129 Richard Steidle: *Kommentar zur deutschen Propaganda gegen Österreich.* Österreichische Mediathek in Wien, Signatur 99-34007.

130 Alfred Polgar: »Der Österreicher (Ein Nachruf)«. In: Alfred Polgar: *Kleine Schriften. Bd. 1: Musterung.* Hg. v. Marcel Reich-Ranicki. Reinbek bei Hamburg 1982, S. 205–209, hier: S. 209.

131 Zit. nach einem Exemplar des Flugblatts vom 23.6.1933, Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, R 73512.

132 Zit. nach einem Exemplar des Flugblatts vom 14.7.1933, Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, R 73512.

NSDAP als »die einzig wahre revolutionäre Freiheitsbewegung Deutschösterreichs« zu unterstützen. Warum stelle sich Dollfuß nicht wie Hitler einer demokratischen Wahl? Weil ihm der Ausgang beweisen würde, »daß er und die hinter ihm stehenden Parteien sich in hoffnungsloser Minderheit befinden.«[133] Vier Tage später kreiste ein Eindecker über Vorarlberg und verbreitete neben den bekannten Exemplaren ein Flugblatt, dessen Text an die Anhänger der Sozialdemokratie gerichtet war. In welchem Zustand sich die österreichische Linke befinde, habe sich am Maifeiertag gezeigt: »Wir kuschten vor dem Schwächling Dollfuß. – Statt dessen marschierten am 14. Mai die faschistische Heimwehr und die neue ›österreichische Front‹ in Wien auf.« Nicht die Arbeiterführer seien dem »reaktionären Söldneraufmarsch« entgegengetreten, sondern die Nationalsozialisten, die man dafür »verhaftet und niedergeknüppelt« habe.[134] Da Zeugen auf den Tragflächen schwarz-weiß-rote Embleme gesehen hatten, ließ die österreichische Regierung am 27. Juli neuerlich Protest beim Auswärtigen Amt in Berlin erheben. Wie der zuständige Staatssekretär vermerkte, sei der Gesandte im Lauf der Unterredung von den Flugzeugen auf die Presse zu sprechen gekommen und habe die »Anwendung einer österreichischen Notverordnung« angeboten, »die Angriffe gegen fremde Regierungen mit 3000 Schilling oder 6 Wochen Haft eventuell kumulativ bestrafe, wenn Gegenseitigkeit verbürgt sei.«[135] In Österreich waren »öffentliche Beleidigungen« ausländischer Regierungen oder deren Mitglieder seit dem 7. März de jure untersagt,[136] de facto wurden aber nur Artikel konfisziert, die sich mit innenpolitischen Themen befassten – die Berichterstattung über Deutschland unterlag 1933 keiner Zensur. Anscheinend versuchte Dollfuß, die Notverordnung als Köder zu benutzen, um die vehemente Kritik deutscher Zeitungen an seiner Person und Politik einzudämmen.

Nachdem Ende Juli noch ein weiterer Propagandaflug stattgefunden hatte und die Vorträge im Rundfunk unvermindert fortgesetzt wurden, erklärte die *Reichspost* am 14. August 1933 auf der Titelseite, dass Deutschland »trotz aller gegenüber den Großmächten übernommenen Verpflichtungen« nicht gewillt sei, die »Hetzpropaganda gegen Österreich« abzustellen, und daher kein Grund mehr bestehe, »starke Zurückhaltung in der publizistischen Behandlung des Konfliktes« zu üben. (*Rp* 14-08-1933, 1) Am gleichen Tag erschien eine **Extraausgabe** des Blattes, in der Beweise für die illegale Tätigkeit der österreichischen NSDAP und deren Zusammenarbeit mit dem Außenpolitischen Amt der Parteiführung in Berlin veröffentlicht wurden. Von der Korrespondenz zwischen den beiden Organisationen, die über die deutsche Gesandtschaft in Wien abgewickelt wurde, gab das christlichsoziale Organ einen Brief wieder, den Emil Schneider, der Österreich-Referent des

133 Zit. nach einem Exemplar des Flugblatts vom 21.7.1933, Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, R 73512.

134 Zit. nach einem Exemplar des Flugblatts vom 25.7.1933, Vorarlberger Landesarchiv, BH Bludenz II 1470/1933.

135 Zit. nach Aktennotiz vom 27.7.1933, Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, R 73512.

136 Vgl. BGBl. 1933/16, Nr. 41 vom 7.3.1933, S. 296.

Außenpolitischen Amtes, an seinen Bruder Herbert geschickt hatte, der die geheime Zentrale der Nationalsozialisten in Wien unter dem Tarnnamen »Gesellschaft für kulturelle Zusammenarbeit in Ost- und Südeuropa« leitete. Um den Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich vorzubereiten, sprach sich der Berliner Funktionär für eine »intensive Propaganda« aus: »Wenn man den Leuten in Versammlungen, Zeitungen, Radiovorträgen es in die hohlen Schädeln einhämmert, dann wird das ›Räderwerk‹ vielleicht – ich hoffe es – besser laufen.« Im Übrigen bleibe ja immer noch »das letzte Mittel Reschny«, womit die sogenannte »Österreichische Legion« gemeint war, die unter der Leitung des SA-Führers und Ex-Bundesrates Hermann Reschny in Lechfeld bei Augsburg gesammelt und militärisch ausgebildet wurde.[137] »Prachtvolle Burschen kommen in Scharen mit Rekrutensträußchen auf dem Hut angerückt«, hieß es in dem Schreiben, »Kerle aus den Alpenländern, alle in tadelloser Form.«[138] Die *Arbeiter-Zeitung* hatte bereits am 5. August von dem bayerischen Emigrantenlager berichtet, wo hunderte geflüchtete Nationalsozialisten auf einen bewaffneten Angriff gegen Österreich vorbereitet würden. (*AZ* 05-08-1933, 2) Abgesehen von der Bestätigung dieser Gefahr, enthielt der abgedruckte Brief hauptsächlich Interna aus der NSDAP-Bürokratie, wobei Decknamen zum Einsatz kamen: Theo Habicht wurde als »Flatterer«, der österreichische Landesleiter Alfred Proksch als »Schweinskopf« und Wiens Gauleiter Alfred Eduard Frauenfeld als »Friedrich« bezeichnet. Schneider schrieb zum Beispiel, dass sich »die Trottel« vom Auswärtigen Amt um nichts kümmerten und er »Flatterer mit dem nötigen Nachdruck die verleumderische Gemeinheit Friedrichs vor Augen halten« müsse, der »namenlos auf Schweinskopf« schimpfe, weil der Gauleiter dem Landesleiter »den Aufstieg neiden« würde.[139] Kein Wunder, dass sich K. K. von der Vorstellung »ins Gehirn getreten« fühlt, diese »Gesellschaft von Postenfanatikern, mißvergnügten Philistern, die sich mit Scherznamen anrülpsen«, habe das Mittel, »an dem die Welt genesen soll« (*DW* 190). Anschließend zitiert er ausführlich aus einem Artikel der Extraausgabe, der eine Denkschrift auszugsweise wiedergab, die Gilbert in der Maur, der ehemalige Chefredakteur der *Wiener Neuesten Nachrichten*, verfasst hatte. Der nunmehrige Korrespondent der Berliner *Germania* legte dar, dass sein früheres Blatt in der aktuellen Form überflüssig und daher einzustellen sei; in der Folge müsste die Zeitung als *Die Wiener Neuesten Nachrichten* neu gegründet werden, womit der Name erhalten bleibe, alle Nachteile aber zur Liquidationsmasse gehören würden. Das sei zwar ein »jüdischer Dreh«, gesetzlich jedoch »zulässig und unanfechtbar«. Zu den Aufgaben des Organs solle auch die »Erbauung der Parteigenossen« zählen: »Ein Evangelium muß sonach verkündet werden. Immer und immer wieder. Das kann nicht konfisziert, nicht unterdrückt werden,

137 Vgl. dazu Hans Schafranek: *Söldner für den »Anschluss«. Die Österreichische Legion 1933–1938.* Wien 2011.

138 Extraausgabe der *Reichspost*, 14.8.1933, S. 2.

139 Extraausgabe der *Reichspost*, 14.8.1933, S. 2.

besonders wenn man es vornehm, kurz so hält, wie eine Predigt in der Kirche sein sollte.«[140] (*DW* 190f.) K. K. führt außerdem eine Stelle aus einer Aktennotiz des Außenpolitischen Amts der NSDAP an, die von wirtschaftlichen Repressalien handelte und mit der Mitteilung schloss, der Verfasser »stehe jetzt mit Siemens wegen einer Verschärfung der Lage in Österreich in Verbindung«[141]; falsch ist allerdings die Darstellung in der *Dritten Walpurgisnacht*, der Landesinspekteur habe versucht, den Landesleiter »*mittels Uschla-Verfahren* außenpolitisch kaltzustellen« (*DW* 191) – der Sondernummer der *Reichspost* zufolge war es der Gauleiter Frauenfeld, dem Habicht den »Untersuchungs- und Schlichtungsausschuss« der Partei auf den Hals gehetzt hatte.[142] Aber wer ist schon in der Lage, den nationalsozialistischen Hickhack um die Gunst des Führers zu überblicken?

Wie das christlichsoziale Blatt in einem Leitartikel festhielt, würden die veröffentlichten Dokumente nicht nur die Verantwortung des Reichskanzlers für den Propagandakrieg gegen Österreich belegen, sondern auch die Illusion zerstören, dass die NS-Politiker mehr seien als Karrieristen: »Der Vorhang geht auf vor einer Schar ehrgeiziger kleiner Leute, die sich banalster Berufspolitik ergeben haben und sich dabei selbst nicht über den Weg trauen.« (*Rp* 15-08-1933, 1f.) Die *Arbeiter-Zeitung* brachte einen langen Bericht über die Extraausgabe, bezeichnete die abgedruckten Briefe und Akten als »ein sehr ernstes Ereignis der internationalen Politik« und erhob deswegen die Forderung, »daß Österreich den andern Staaten seine völkerrechtliche Neutralisierung vorschlage«. (*AZ* 15-08-1933, 1f.) Was die Reaktion deutscher Stellen betraf, so überschlugen sich die Dementis. Der diplomatische Gesandte in Wien beteuerte, die Dokumente »im Benehmen mit dem Bundeskanzleramte einer Prüfung unterzogen« und festgestellt zu haben, dass ihm keines »bekannt geworden« sei. (*Rp* 17-08-1933, 3 vgl. *DW* 192) Tags darauf schickte er ein Schreiben an den Staatssekretär im Auswärtigen Amt, worin er ausführlich aus dem Brief Emil Schneiders, der »authentisch« sei, zitierte.[143] In einer Meldung des Nachrichtenbüros »Conti« hieß es wiederum, Deutschland habe in der Angelegenheit »erfreulicherweise rasch und vollständig Klarheit geschaffen«, finde es aber bedauerlich, »daß man in Österreich zu solchen Mitteln gegen einen stammverwandten Staat greifen zu müssen glaubt«. (*Rp* 18-08-1933, 3 vgl. *DW* 192) Auch die *Neue Freie Presse* hatte den Enthüllungen der *Reichspost* einen Leitartikel gewidmet, der an den »kategorischen Imperativ der Politik« appellierte. In den internationalen Beziehungen gehe es nicht an, dass die Länder nur auf den eigenen Vorteil bedacht seien: »Was würde aus dem Radio, aus dem Wunder der Verständigung durch den Äther werden, wenn jeder Staat dieses Medium dazu benützen wollte, um gegen den anderen zu polemi-

140 Extraausgabe der *Reichspost*, 14.8.1933, S. 4.

141 Extraausgabe der *Reichspost*, 14.8.1933, S. 3.

142 Vgl. Extraausgabe der *Reichspost*, 14.8.1933, S. 4.

143 Vgl. *Akten zur deutschen auswärtigen Politik. 1918–1945. Serie C: 1933–1937. Das Dritte Reich: Die ersten Jahre. Band I, 2: 16. Mai bis 14. Oktober 1933.* Göttingen 1971, S. 754–757, hier: S. 755.

sieren?« Es bestehe kein Zweifel, »daß die populäre Agitation weit über die Stränge schieße«, worauf K. K. erwidert: »Nie schlägt sie selbst übers Ziel […].« Der satirische Einwand bezieht sich einerseits auf die Katachrese und anderseits auf die Tatsache, dass das bürgerliche Blatt kaum offen Kritik am Nationalsozialismus übte. Was es für die *Neue Freie Presse* hieß, die Dinge beim Namen zu nennen, zeigte ihr Resümee jener Intrigen, die das christlichsoziale Organ aufgedeckt hatte: »Zusammenziehung von Emigranten, willkürliche Verschärfung des gegenseitigen Verhältnisses, Arbeit mit Zuckerbrot und Peitsche in wirtschaftlicher Richtung«. (*NFP* 15-08-1933, 1f. vgl. *DW* 106) In der *Dritten Walpurgisnacht* folgt eine Reihe von Beispielen für diese Übersetzungsarbeit des Blattes, das etwa aus einer Rede, die Hugh Dalton am 22. August 1933 auf einer Konferenz der Sozialistischen Arbeiter-Internationale in Paris gehalten hatte, folgenden Satz wiedergab: »Die Hitler-Regierung finde in ganz England Verurteilung.« (*NFP* 23-08-1933, 4 vgl. *DW* 107) Laut der *Arbeiter-Zeitung* hatte der britische Politiker gesagt: »Die Verachtung, die die Hitler-Regierung in ganz England findet, ist unvorstellbar groß. In dieser Frage gibt es in England trotz den sonstigen schweren Gegensätzen der Parteien und der Klassen nur eine Meinung, nur eine gemeinsame Stimme des Abscheues.« (*AZ* 23-08-1933, 2 vgl. *DW* 107) Deutlicher trat der Verhüllungsjournalismus der *Neuen Freien Presse* in einem Bericht zutage, der den Leitartikel der *Times* vom 12. September 1933 zusammenfasste. Nach einer Meldung der *Reichspost*, die sich auf die Agentur »Reuters« berief, war in der Londoner Zeitung gestanden: »In Großbritannien hat es niemals eine sehr starke öffentliche Meinung für die mögliche Verschmelzung des österreichischen und des deutschen Volkes gegeben, die Gewalttaten und die Außerachtlassung der guten Umgangsformen auf deutscher Seite haben die britischen Sympathien auf Seiten Dollfuß' vereinigt […].« (*Rp* 13-09-1933, 6 vgl. *DW* 106) Die *Neue Freie Presse* übersetzte im Abendblatt: »Es habe in England niemals eine starke Gegenbewegung um die Frage einer möglichen Vereinigung Deutschlands mit Österreich bestanden. Die Einstellung in Deutschland und die zu verstehende Opposition der österreichischen Regierung haben die englischen Sympathien auf Dollfuß' Seite gebracht.« (*NFP* Ab. 12-09-1933, 1 vgl. *DW* 106f.)

———

Mit dem Hinweis auf einen »Tonfilm« namens ***»Erschütternde Bilder von der Not eines geknechteten Volkes«*** hebt K. K. hervor, dass die Annexion Österreichs nicht nur in Presse und Rundfunk, sondern auch im Kino vorbereitet wurde. (*DW* 186) Tatsächlich stammt das Zitat aus der Inhaltsangabe des *N. S. Ton-Bild-Berichtes Nr. 2*, den die Reichspropagandaleitung der NSDAP im Sommer 1933 herausbrachte und der im Filmarchiv des deutschen Bundesarchivs erhalten geblieben ist.[144] Aber

144 *N. S. Ton-Bild-Bericht Nr. 2.* Berlin: NSDAP 1933. Bundesarchiv-Filmarchiv in Berlin (BA-FA), Signatur K 172392.

liegt dieser Bemerkung eigene Zeugenschaft zugrunde? Lief der knapp zwanzigminütige Streifen in einem der rund 180 Kinos[145], die es damals in Wien gab? Nach den Zensurlisten der Magistratsabteilung 52 zu schließen, die in der österreichischen Hauptstadt für die Filmprüfung zuständig war, lautet die Antwort: Nein. Denn das Verzeichnis der im Zeitraum von 1. Jänner bis 31. Dezember 1933 freigegebenen Filme enthält keinen *N. S. Ton-Bild-Bericht Nr. 2*.[146] Das heißt, dass er entweder abgelehnt oder gar nicht, wie landesgesetzlich vorgeschrieben, zur Kontrolle eingereicht wurde. Dessen ungeachtet mag der Propagandafilm, sei es bei Parteiveranstaltungen oder von nationalsozialistischen Kinobesitzern, illegal gezeigt worden sein; realistischer als die Vorstellung, K. K. habe sich zwischen eine Schar johlender Braunhemden gezwängt, ist jedoch, dass die Ausgabe der *Arbeiter-Zeitung* vom 11. August 1933 als Quelle diente. Dort findet sich nämlich eine mit »Deutscher Greuelfilm« betitelte Glosse, wo das »in einer gleichgeschalteten reichsdeutschen Filmzeitung« abgedruckte Inserat der NS-Produktion zitiert wurde: »Dollfuß spricht über den Nationalsozialismus. / Polizeiattacken auf die Wiener Bevölkerung. / Erschütternde Bilder von der Not eines geknechteten Volkes!« (*AZ* 11-08-1933, 4)[147] Der Beitrag über Österreich ist das letzte der vier Sujets des *N. S. Ton-Bild-Berichtes Nr. 2*. Er nimmt den erwähnten Besuch Hans Franks in Wien zum Anlass, jenen »Vernichtungsfeldzug« darzustellen, den Bundeskanzler Dollfuß gegen den Nationalsozialismus führe. Der bayerische Justizminister war am Samstag, dem 13. Mai 1933, bei der NSDAP-Veranstaltung in der Wiener Engelmann-Arena aufgetreten, die mit der offiziellen Kundgebung zum 250. Jubiläum des Entsatzes von Wien kollidierte. In Großaufnahmen von Schlagzeilen des *Völkischen Beobachters* wird auf die »christlich-soziale Verschwörung« in Österreich hingewiesen, wie sie bei der »Türkenbefreiungsfeier« der Heimwehr zum Ausdruck gekommen sei, die am Sonntag, dem 14. Mai 1933, im Schlosspark von Schönbrunn stattfand. Dollfuß spricht in der folgenden Szene, die einer Ausgabe der *Fox Tönenden Wochenschau* entnommen ist,[148] zu den versammelten Anhängern über »fremde Ideen«, die sich im Volk »eingenistet« hätten, worauf die männliche Off-Stimme behauptet, zur selben Stunde habe »dieses österreichische Volk in Wien die deutschen Minister Kerrl und Frank« empfangen: Hitlergrüßende und heilrufende Menschenmassen jubeln einer Autokolonne zu, in der, wie die nächste Sequenz zeigen soll, der Besuch aus dem Reich chauffiert wurde. »Vielen herzlichen Dank«,

145 Vgl. Walter Fritz: *Im Kino erlebe ich die Welt. 100 Jahre Kino und Film in Österreich.* Wien 1997, S. 145.

146 Vgl. Thomas Ballhausen u. Paolo Caneppele (Hg.): *Entscheidungen der Wiener Filmzensur. 1929–1933.* Wien 2003 (= Materialien zur österreichischen Filmgeschichte, Bd. 10), S. 437–496.

147 Der Titel des Films lautet in dem Artikel: »N. S. Tonfilmbericht N2«.

148 Der Beitrag ist in die Filmjahresschau 1933 der Wiener Polizei eingegangen: Filmarchiv Austria in Wien, Signatur JS 1933/8. Vgl. dazu Barbara Zuber: *Die »Polizeijahresschauen« 1928–1938: Eine filmische Quelle zur Wiener Polizeigeschichte der Zwischenkriegszeit.* Univ. Diss. Wien 1996, S. 586–619.

sagt Hans Frank zum Wiener Gauleiter Alfred Eduard Frauenfeld, »für den lieben Empfang, den Sie mir hier bereitet haben.« Es sei eine »unerhörte Freude«, an der »deutschesten Stelle des Ostens«, wo Hitlers »Lebenskampf als einfacher Handarbeiter« begonnen habe, betonen zu können, dass der Führer stolz auf seine Heimat sei, die »zu ihm und seiner Bewegung, zur Idee des Völkerfriedens, zur Idee der nationalen Wohlfahrt, zur Idee der Freiheit und Reinheit des Volkslebens« stehe. Die kurze Ansprache erntet großen Beifall, Heilrufe, erhobene Arme; Demonstranten, hauptsächlich junge Männer, singen das Deutschlandlied und werden von Polizisten mit Pferden und Schlagstöcken durch die Straßen geschoben; Bajonette erscheinen in Naheinstellungen; einer, der wie Ludwig Wittgenstein aussieht, wird abgeführt. Dann schwenkt die Kamera auf einen Aufmarsch der paramilitärischen Heimwehr, und der Sprecher erläutert: »Der Weg der Unterdrückung und Verbote ist gefährlich, wenn man die Mehrzahl des Volkes gegen sich und als Gegner eine Bewegung hat, deren innere Kraft alles überrennt, was sich ihr in den Weg stellt.« Mit dem Nebensatz wechselt das Bild, in das nun von rechts SA-Truppen mit Hakenkreuzfahnen marschieren, streng geordnet an Hitler vorbei, der die Parade mit zusammengeschlagenen Stiefeln und ausgestrecktem Arm abnimmt. Die letzten Szenen des Films, die Ausschnitte der Parteiveranstaltung in der Engelmann-Arena zeigen sollen, wurden am 1. Mai 1933 aufgenommen, als die Wiener Nationalsozialisten den »Tag der nationalen Arbeit« feierten.[149] »Wir aber deutsche Volksgenossen«, ruft ein Redner mit hoher, aggressiver Stimme, »wir werden diesen Kampf gekrönt haben durch den Erfolg, durch den Sieg! Wir Deutsche der Ostmark hier, wir werden heimgefunden haben ins heilige dritte deutsche Reich!« Darauf stimmt die Menge, von einer Kapelle begleitet, das Horst-Wessel-Lied an, mit dem der *N. S. Ton-Bild-Bericht Nr. 2* ausklingt.

Der Propagandafilm über Hans Franks Aufenthalt in Wien fiel selbst dem deutsch-österreichischen Konflikt zum Opfer. Denn ab Juni 1933, nachdem der Affront des bayerischen Justizministers zur Eskalation der Auseinandersetzung geführt hatte, finden sich im Unterschied zu den Monaten davor keine NSDAP-Produktionen mehr auf den Zensurlisten der Magistratsabteilung 52. Im Februar, zum Beispiel, hatten die zuständigen Beamten nicht nur den Stummfilm *Hitler über Deutschland* freigegeben, auf den K. K. als »Zerrspiegel aller Positionen zu Land und Lufthansa« anspielt (*DW* 201), sondern auch die Kurzfilme *Deutsche Wehr! Deutsche Ehr!* und *14 Jahre System*, in denen Göring und Goebbels, linkisch in Szene gesetzt, die »Novemberverbrecher« verteufeln und ihren »Führer« vergotten.[150] *Hitlers Auf-*

149 Vgl. den Film *NSDAP-Kundgebung zum 1. Mai 1933 in der Wiener Engelmann-Arena* auf der DVD von Hannes Leidinger u. Karin Moser (Hg.): *Österreich Box 2. 1918–1938. Zwischen den Weltkriegen.* Wien 2008.

150 Vgl. Thomas Ballhausen u. Paolo Caneppele (Hg.): *Entscheidungen der Wiener Filmzensur*, S. 443f. *Hitler über Deutschland*. München: NSDAP 1932, BA-FA M 1316. *Dr. Goebbels spricht über 14 Jahre System.* Berlin: NSDAP 1932, BA-FA BSP 9314. *Deutsche Wehr! Deutsche Ehr!* Berlin: NSDAP 1932, BA-FA M 23115.

ruf an das deutsche Volk, wie der Mitschnitt einer Kundgebung im Berliner Sportpalast genannt wurde, passierte die »Filmvorführungsstelle« in Wien einen Monat später.[151] Passagen der Rede sind auch in *Deutschland erwacht* zu sehen und zu hören – einer im Auftrag der NSDAP erzeugten »Dokumentation« der ersten Wochen nationalsozialistischer Herrschaft, deren Vorführung im Mai 1933 bewilligt wurde.[152] Raffinierter zusammengestellt als dieses langatmige Machwerk, das Ansprachen und Paraden von Hitlers Ernennung zum Reichskanzler über den Wahlkampf bis zum »Tag von Potsdam« aneinanderreiht, war der im gleichen Monat genehmigte Kompilationsfilm *Blutendes Deutschland*, den der nationalistische Regisseur Johannes Häußler erstmals 1932 und nun in einer erweiterten Version herausgebracht hatte.[153] In *Paimann's Filmlisten*, einer Wiener »Wochenschrift für Lichtbild-Kritik«, war die Produktion als »Reportage mit politischer Tendenz« verzeichnet, die am 16. Juni 1933 ohne Jugenderlaubnis in Österreich angelaufen sei – für die Kinos der Hauptstadt liege jedoch keine Genehmigung vor.[154] Der Propagandafilm muss also, nachdem ihn die Zensurstelle freigegeben hatte, nachträglich verboten worden sein, was insofern nicht verwunderlich ist, als sich im Monat der Erstaufführung die erwähnte Zäsur in den Entscheidungen der Magistratsabteilung 52 abzeichnete. Woher rührte der Sinneswandel der Filmprüfer? Aufschluss über diese Frage gibt der Leitartikel der *Reichspost* vom 12. April 1933, in dem einer der Wiener Zensoren, der Gemeinderat Franz Stöger, »Schutz gegen das Filmgift« forderte. (*Rp* 12-04-1933, 1f.) Die Behauptung, dass Österreich »keine Filmzensur« habe, stimmte zwar nicht, denn faktisch wurde sie in den Ländern ausgeübt; gemeint war der mangelnde Einfluss der Bundesregierung auf die Kinopolitik – ein Manko, das eine zwei Tage vorher erlassene Notverordnung ausgleichen sollte. In derselben Nummer des christlichsozialen Blattes findet sich eine Nachricht über diese neue Vorschrift, die festlegte, dass die Bestimmungen des Telegraphengesetzes insofern auf Tonkinos anzuwenden seien, als die akustische Wiedergabe einen elektrischen Vorgang darstelle, was eine fadenscheinige, aber wirksame Begründung war, da der Handelsminister nun Konzessionen zum Betrieb einer »Tonfilmanlage« vergeben oder verweigern konnte. (*Rp* 12-04-1933, 8)[155] Wer eine Bewilligung erhielt, wurde verpflichtet, im Beiprogramm, wie es in einer weiteren Verordnung

151 Vgl. Thomas Ballhausen u. Paolo Caneppele (Hg.): *Entscheidungen der Wiener Filmzensur*, S. 450. *Hitlers Aufruf an das deutsche Volk*. Berlin: NSDAP 1933, BA-FA M 924.

152 Vgl. Thomas Ballhausen u. Paolo Caneppele (Hg.): *Entscheidungen der Wiener Filmzensur*, S. 461. *Deutschland erwacht*. Berlin: NSDAP 1933, BA-FA M 9.

153 Vgl. Peter Zimmermann: »Gebt mir vier Jahre Zeit. Erfolgsbilanzen der NS-Propaganda«. In: Peter Zimmermann u. Kay Hoffmann (Hg.): *Geschichte des dokumentarischen Films in Deutschland. Bd. 3: Drittes Reich. 1933–1945.* Stuttgart 2005, S. 530–553, hier: S. 531–533. Die Signatur des Films (Berlin: Defi 1932/1933) im BA-FA ist B 95310.

154 Vgl. *Paimann's Filmlisten. Wochenschrift für Lichtbild-Kritik.* Nr. 898/23.6.1933 (Jg. 18), S. 63.

155 Vgl. BGBl. 1933/43, Nr. 131 vom 10.4.1933, S. 443.

hieß, »auf österreichischen Apparaturen hergestellte Kurztonfilme vorzuführen«,[156] wobei die Bundesregierung für die Auswahl geeigneter Produktionen zuständig war. Als diese Regelung am 9. Juni 1933 in Kraft trat, erschien die erste Ausgabe der »vaterländischen Wochenschau« *Österreich in Bild und Ton*, die im Auftrag des Bundespressedienstes von der Wiener »Selenophon Licht- und Tonbildgesellschaft« gedreht wurde und jene »Kurztonfilme« zeigte, welche künftig in allen österreichischen Kinos laufen mussten.[157]

Theoretisch bestand zwar noch die Möglichkeit, eine weitere **Wochenschau** aus dem Ausland zu spielen, de facto wurde sie aber kaum genutzt; denn erstens ging es sich zeitlich nicht aus, neben Haupt- und Kulturfilm zwei Wochenschauen ins Programm aufzunehmen, und zweitens fehlte den meisten Kinobesitzern das Geld, abgesehen von *Österreich in Bild und Ton*, eine ausländische Alternative zu beziehen. Dass die Auswahl ohnehin gering war, machen die Wiener Zensurlisten deutlich: Hatte man von Jänner bis Juni auch die *Tonwochen* der »Ufa« und die deutsche Version der *Fox Movietone News* genehmigt, so wurde ab Juli außer der österreichischen nur mehr die Wochenschau der amerikanischen Produktionsfirma »Paramount« freigegeben.[158] Weshalb verloren die aktuellen Berichte der »Universum Film AG« die Gunst der Magistratsbeamten? Standen die *Ufa-Tonwochen* bereits Mitte 1933 unter nationalsozialistischer Kontrolle? Gegen diese Vorstellung spricht, dass die NS-Führer der Wochenschau zunächst weniger Aufmerksamkeit widmeten als dem Spielfilm. Goebbels dürfte erst 1935 begonnen haben, die regelmäßig veröffentlichten Nachrichtenfilme propagandistisch zu nutzen, bis die verschiedenen Ausgaben dann im Krieg zur *Deutschen Wochenschau* vereinigt und also gleichgeschaltet wurden.[159] Ob der Gehorsam der Ufa bei der Wochenschau ebenso zügig vorauseilte wie beim Spielfilm,[160] lässt sich nicht direkt am Material prüfen, da die Überlieferung aus der Vorkriegszeit sehr lückenhaft ist: Von den im ersten Halbjahr 1933 in Wien gespielten Ausgaben der *Ufa-Tonwoche* blieb keine einzige erhalten. Um einen Eindruck von der Berichterstattung über die Machtergreifung zu gewinnen, kann man lediglich die zweite im Verleih der Universum Film AG lieferbare Wochenschau heranziehen, die *Deulig-Tonwoche*, von der im Filmarchiv des deutschen Bundesarchivs fast alle der zwischen Anfang Februar und Ende Juni

156 BGBl. 1933/63, Nr. 198 vom 24.5.1933, S. 524.

157 Vgl. Michael Achenbach: »›…wenn der Erfolg gewährleistet sein soll.‹ Hintergründe zu einem Propagandainstrument des Ständestaates«. In: Michael Achenbach u. Karin Moser (Hg.): *Österreich in Bild und Ton. Die Filmwochenschau des austrofaschistischen Ständestaates.* Wien 2002, S. 73–98, hier: S. 74f.

158 Vgl. Thomas Ballhausen u. Paolo Caneppele (Hg.): *Entscheidungen der Wiener Filmzensur*, S. 437–496.

159 Vgl. dazu Peter Bucher: »Wochenschau und Staat 1895–1945«. In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht.* Nr. 11/1984 (Jg. 35), S. 746–757, hier: 750–753.

160 Vgl. dazu Klaus Kreimeier: *Die Ufa-Story. Geschichte eines Filmkonzerns.* Frankfurt a. M. 2002, S. 241–257.

herausgebrachten Nummern vorhanden sind.[161] Die Wochenschau der im Ersten Weltkrieg von Alfred Hugenberg gegründeten »Deutschen Lichtbild-Gesellschaft« war erstmals 1922 erschienen und fünf Jahre später, als der deutschnationale Unternehmer den Konzern übernommen hatte, in den Besitz der Ufa gelangt – seit 1932 kam sie als Tonfilm heraus. Was die Ausgabe vom 1. Februar 1933 über die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler brachte, wirkt programmatisch für die *Deulig-Tonwochen* der nächsten Monate.[162] Der Bericht über das »Kabinett Hitler-Papen-Hugenberg« war der letzte von sieben Beiträgen. »Nach Bekanntwerden der Nachricht sammelten sich Stahlhelmer und Formationen der SA und der SS zu einem gewaltigen, Stunden währenden Fackelzug«, sagt der Sprecher, während im Bild Fahnen des deutschnationalen Soldatenbundes auftauchen. Dann folgen die bekannten Aufnahmen des abendlichen Umzuges, die nicht wie in den Propagandafilmen der NSDAP mit dem Horst-Wessel-Lied, sondern mit preußischer Militärmusik unterlegt sind. Die vorletzte Einstellung zeigt die Mitglieder der Regierung beim Fototermin: Hitler setzt sich auf den Stuhl in der Mitte; Franz von Papen spricht Hugenberg an und nimmt, weil dieser stehen will, neben dem Reichskanzler Platz. Von den anschließenden Gesprächen ist nur Gebrabbel zu hören, und so endet der Film mit dem Deutschlandlied, ohne dass der nationalsozialistische Regierungschef in verständlicher Weise zu Wort gekommen wäre. Hugenberg, seit 1928 Vorsitzender der Deutschnationalen, scheint seine Wochenschau auch in der Folge zur Bewerbung der eigenen Partei verpflichtet zu haben, denn die Tendenz der beschriebenen Ausgabe setzte sich fort. In einem Beitrag über die Reichstagswahlen vom 5. März hieß es beispielsweise: »An den Vortagen der Wahl veranstalteten SA- und SS-Formationen der Nationalsozialisten zahlreiche Propagandamärsche. Am Nachmittag des Wahlsonntags marschierten 26.000 Stahlhelmer unter dem Jubel der Bevölkerung durch das Brandenburger Tor zu einer Kundgebung auf dem Schlossplatz.«[163] Während des Frühjahrs hielt die *Deulig-Tonwoche* noch an der Linie fest, die Beseitigung der Weimarer Republik als deutschnationales Werk darzustellen, obwohl gelegentlich nationalsozialistische Sujets erschienen, etwa eine Reportage über den Judenboykott am 1. April.[164] Nachdem Hugenberg Ende Juni als Minister zurückgetreten war und seine Partei sich unter Zwang selbst aufgelöst hatte, fingen die *Tonwochen* der »Deulig« an, das NS-Regime vorbehaltlos zu unterstützen,[165] und es ist anzunehmen, dass dieser Verlauf auch für die anderen Wochenschauen der Ufa gilt. So gesehen, wurde *Österreich in Bild und Ton* rechtzeitig eingeführt, um bei den Wiener Kinobesu-

161 Vgl. Peter Bucher: *Wochenschauen und Dokumentarfilme 1895–1950 im Bundesarchiv-Filmarchiv.* Koblenz 2000 (= Findbücher zu Beständen des Bundesarchivs, Bd. 8), S. 27–32.

162 Vgl. *Deulig-Tonwoche.* Nr. 57/1933 u. dazu Peter Bucher: »Machtergreifung und Wochenschau. Die Deulig-Tonwoche 1932/33«. In: *Publizistik.* Nr. 2–3/1985 (Jg. 30), S. 182–194, hier: S. 190–193.

163 *Deulig-Tonwoche.* Nr. 62/1933.

164 Vgl. *Deulig-Tonwoche.* Nr. 66/1933.

165 Vgl. Peter Bucher: »Machtergreifung und Wochenschau«, S. 193.

chern Dollfuß statt Hitler anzupreisen. Denn ungeachtet der Tatsache, dass die meisten Beiträge der Unterhaltung dienten, war die »vaterländische Wochenschau« ein Propagandainstrument der österreichischen Regierung, das weder Hakenkreuze noch den deutschen Reichskanzler als »Führer« zeigen durfte – eine Misserfolgsgeschichte, die den Ausgeblendeten ins rechte Licht rückte.

V

Nihilistisch war der Nationalsozialismus nicht im landläufigen Verständnis, denn an Prinzipien fehlte es im Dritten Reich keineswegs, sondern im Sinn Nietzsches, der mit Nihilismus den »Willen zum Nichts«, eine Entwertung des Lebens im Namen höherer Werte bezeichnete.[166] Der Spielfilm ***Morgenrot***, bei dem der Österreicher Gustav Ucicky Regie geführt hatte, war ebenfalls eine Ausgeburt dieser Geisteshaltung.[167] Als er am 2. Februar 1933 im Berliner Ufa-Palast am Zoo aufgeführt wurde, nachdem die Premiere zwei Tage vorher in Essen stattgefunden hatte, saß Hitler als neuer Reichskanzler, flankiert von seinen Koalitionären Alfred Hugenberg und Franz von Papen, im ersten Rang. »Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod«, sang der Henker, der *Dritten Walpurgisnacht* zufolge, im deutschen Konzentrationslager. (*DW* 213) Dass K. K. dabei nicht nur an Wilhelm Hauffs Gedicht *Reiters Morgengesang* dachte, das in Friedrich Silchers Vertonung zu einem bekannten Soldatenlied geworden war, sondern auch an den symbolträchtigen Film, der es im Titel zitiert, lässt eine andere Textstelle vermuten, die lautet: »[…] das Mene Thekel Upharsin, welches jenes letzte Ende verkündet, ist ein Film der Metufa.« (*DW* 129f.) Über die Kreuzung aus dem Wort Metapher und dem Kürzel der deutschen »Universum Film AG«, die zu Hugenbergs Medienkonzern gehörte, wird noch zu reden sein. Fragen wir uns zunächst, weshalb *Morgenrot*, vom Namen und Erscheinungstermin abgesehen, ein Unheil kündendes Zeichen darstellte? Die Geschichte spielt im Jahr 1915. Kapitänleutnant Liers, den der österreichische Schauspieler Rudolf Forster gab, ist ein erfahrener U-Boot-Kommandant, der Meerskirchen, seine Heimatstadt, verlassen muss, um hinter den feindlichen Linien einen britischen Kreuzer zu versenken. Der Abschied fällt allen schwer, besonders seiner Mutter, die nicht noch einen Sohn im Krieg verlieren will. Die Mannschaft hingegen sticht erwartungsvoll in See und erfüllt ihre Mission schon nach kurzer Zeit. Auf der Heimfahrt gerät das U-Boot aber in einen Hinterhalt, da sich ein Schiff der englischen Flotte als neutraler Segler tarnt

166 Vgl. Gilles Deleuze: *Nietzsche und die Philosophie.* Übers. v. Bernd Schwibs. Hamburg 2002, S. 161.

167 *Morgenrot.* Berlin: Ufa 1932/1933. BA-FA, Signatur M 10435. Vgl. Erwin Leiser: *»Deutschland, erwache!« Propaganda im Film des Dritten Reichs.* Reinbek bei Hamburg 1968, S. 19f. u. Klaus Kreimeier: *Die Ufa-Story*, S. 241f.

– es wird von einem Zerstörer gerammt und sinkt, schwer beschädigt, in die Meerestiefe. Zehn Männer retten sich in einen wasserdichten Raum und finden dort acht Atemschutzgeräte vor. Für den pflichtbewussten Kommandanten ist klar, dass er und sein Oberleutnant Fredericks, den alle Fips nennen, zurückbleiben, damit der Rest überleben kann. Die Mannschaft weigert sich jedoch, das Opfer anzunehmen, und erklärt, mit ihren Führern untergehen zu wollen. »Alle oder keiner!« Als Liers sich an Fredericks wendet, um die Lage zu besprechen, sagt dieser, er »könnte zehn Tode sterben für Deutschland, hundert«, worauf der Kapitän ergänzt: »Ich danke euch allen, und es freut mich, mit euch zusammen rübermarschieren zu können. Zu leben verstehen wir Deutsche vielleicht schlecht, aber sterben können wir jedenfalls fabelhaft.« Es kommt dann nicht zum gemeinsamen Heldentod, weil sich Fips – der erfahren hat, dass sein großer Schwarm, die Tochter des Bürgermeisters, nicht ihn, sondern Liers liebt – und ein einzelgängerischer Matrose vorher selbst erschießen. Die übrigen Männer gelangen mithilfe der Tauchretter an die Wasseroberfläche und werden geborgen. Mit einem Wort, das »letzte Ende«, das *Morgenrot* verkündet, ist der Krieg und also der Tod. Es ist jenes **»nichts«**, das K. K. zu Hitler einfällt, nämlich »Vernichtung« als politisches Programm. (*DW* 12/23) Man denkt dabei zu Recht an die Opfer der Nationalsozialisten, vor allem die Juden; es sollte aber nicht übersehen werden, dass die programmatische Geringschätzung des Lebens auch für die Täter galt. Deutsche Soldaten waren nach dieser Gesinnung berufen, für das Vaterland zu sterben, und wer den Kampf überlebte, hatte seine Pflicht nicht voll erfüllt. Der Tod ist in *Morgenrot* kein Sturz in den Abgrund, sondern eine sanfte Umarmung, eine Heimholung oder, wie Liers meint, »das einzige Ereignis im Leben«. Was sagt uns der Begriff **»Metufa«** (*DW* 130), davon abgesehen, dass er sich auf den Spielfilm *Morgenrot* beziehen lässt? Sein Gerüst bildet das Wort »Metapher«, das auf das griechische Verb *metaphérein* zurückgeht und »Übertragung« bedeutet.[168] Übertragen wird bei der Metapher der Sinn eines Ausdrucks: Wenn Rudolf Forster in der Rolle des U-Boot-Kommandanten Liers behauptet, es freue ihn, gemeinsam mit seiner Mannschaft »rübermarschieren« zu können, dann ersetzt er die Vorstellung, dass zehn Menschen ersticken oder ertrinken werden, durch das Bild einer Gruppe von Soldaten, die aufrecht und pflichtbewusst eine Grenze überqueren, Neuland betreten, das der Eroberung harrt. Indem K. K. den hinteren Teil des Worts gegen das klanglich passende Kürzel der Universum Film AG austauscht, formt er eine Kontamination, die zwei Schlüsse nahelegt, nämlich erstens, dass die Ufa diese Methode der symbolischen Verschiebung gezielt anwendet, und dass sie, zweitens, selbst die Metapher eines Systems darstellt, was rhetorisch ungenau ist, denn im Grunde handelt es sich um eine metonymische Beziehung – das deutsche Filmunternehmen steht für die Massenmedien insgesamt. Damit kehren wir an den Beginn der Untersuchung zurück,

168 Vgl. Friedrich Kluge: *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache.* 23., erw. Aufl. Berlin u. a. 1995, S. 555.

das heißt zum »kakanischen« Verständnis von Medien als Ausweitungen der menschlichen Sinnesorgane, denen die gesellschaftliche Aufgabe zukommt, Wahrnehmungen unverfälscht zu übermitteln. In Wirklichkeit aber verzahnen sich Medium und Metapher, da während der Vermittlung Übertragungen stattfinden, die schwerwiegende Folgen zeitigen würden: »Denn der Nationalsozialismus hat die Presse nicht vernichtet, sondern die Presse hat den Nationalsozialismus erschaffen. Scheinbar nur als Reaktion, in Wahrheit auch als Fortsetzung. Jenseits aller Frage, mit welchem Humbug sie die Masse nähren – sie sind Journalisten. Sie sind Leitartikler, die mit Blut schreiben. Ja, Feuilletonisten der Tat. Sie haben die Höhle bezogen, als die das gedruckte Wort der Altvordern die Phantasie der Menschheit hinterlassen hat, und daß sie des Zierats entbehren oder ihn nicht nachstümpern können, ist ihr kultureller Vorsprung.« (*DW* 307f.) Was K. K. den Journalisten vorwirft, ist ihr Unvermögen zur strengen Benennung der Realität, ihren Hang, künstlerische Mittel im Nachrichtengeschäft zu missbrauchen. Darum liegt der hypertrophen Anklage, dass die Presse »den Nationalsozialismus erschaffen« habe, der kryptische Befund zugrunde, die Nationalsozialisten hätten »die Höhle bezogen, als die das gedruckte Wort der Altvordern die Phantasie der Menschheit hinterlassen hat« – ein Urteil, das Marshall McLuhans bekannte These, wonach das Medium die Botschaft sei,[169] kritisch vorwegnimmt. Denn für K. K. besteht die wesentliche Gefahr der Medien, ungeachtet der Frage, »mit welchem Humbug sie die Masse nähren«, in den Auswirkungen auf die Erkenntniskräfte der Leser, Hörer und Betrachter. Es geht ihm nicht primär um die Inhalte, sondern um die Art und Weise, wie die Inhalte vom Sender zum Empfänger gelangen. Die beiden journalistischen Typen der angeführten Passage, die »Leitartikler« und die »Feuilletonisten«, sind das Gegenteil eines meldenden Boten: der eine kommentiert das Geschehen, der andere umschreibt es – berichten will keiner. So trifft die Information nie ohne Interpretation beim Publikum ein, das nicht die Gelegenheit erhält, die Ereignisse selbstständig zu verarbeiten. Wer 1933 in Wien über die faktischen Vorgänge in Deutschland Bescheid wissen wollte, musste die Tatsachen aus einem Meinungsmeer fischen. Während die bürgerliche Presse vor allem die nationalsozialistischen Darstellungen wiedergab, verringerten die sozialdemokratischen Zeitungen den Informationsgehalt ihrer Zeugenberichte, indem sie die erschütternden Schilderungen in den parteipolitischen Kontext des Klassenkampfes stellten; im Radio waren außer unterhaltenden hauptsächlich Propagandasendungen zu hören, die je nach gewählter Station das deutsche oder das österreichische Regime lobten; und die Kinos brachten, abgesehen von Spielfilmen, »Dokumentationen« der NSDAP, deutschnationale und austrofaschistische Wochenschauen, aber keine Filme, die wahrheitsgetreu vermittelten, was im Nachbarland vor sich ging. Dass es trotzdem möglich war, sich schon im Jahr 1933, und zwar von Wien aus, ein

169 Vgl. Marshall McLuhan: *Die magischen Kanäle. »Understanding Media«*. Düsseldorf/Wien 1970, S. 13–28.

adäquates Bild vom verbrecherischen, ja bestialischen Charakter der NS-Herrschaft zu machen, das zeigt die *Dritte Walpurgisnacht* auf eindringliche Weise. Gewiss, viele Menschen wollten es nicht wahrnehmen, sahen und hörten weg, kümmerten sich um den eigenen Kram. Folgt man der »kakanischen« Medienkritik, dann war die Masse jedoch nicht mehr imstande, sich ein autonomes Urteil zu bilden, weil ihr das Fundament, der Kitt der Erkenntnisquellen, fehlte: »Wir haben also eine reine Einbildungskraft, als ein Grundvermögen der menschlichen Seele, das aller Erkenntnis a priori zum Grunde liegt. Vermittelst deren bringen wir das Mannigfaltige der Anschauung einerseits, und mit der Bedingung der notwendigen Einheit der reinen Apperzeption andererseits in Verbindung. Beide äußerste Enden, nämlich Sinnlichkeit und Verstand, müssen vermittelst dieser transzendentalen Funktion der Einbildungskraft notwendig zusammenhängen; weil jene sonst zwar Erscheinungen, aber keine Gegenstände eines empirischen Erkenntnisses, mithin keine Erfahrung geben würden. Die wirkliche Erfahrung, welche aus der Apprehension, der Assoziation (der Reproduktion), endlich der Rekognition der Erscheinungen besteht, enthält in der letzteren und höchsten (der bloß empirischen Elemente der Erfahrung) Begriffe, welche die formale Einheit der Erfahrung, und mit ihr alle objektive Gültigkeit (Wahrheit) der empirischen Erkenntnis möglich machen.«[170] In Kants Erkenntnislehre ist die Einbildungskraft insofern maßgeblich an der Urteilsbildung beteiligt, als sie erstens die Apprehension, die Zusammenfassung der Sinneseindrücke zu einem Bild, zweitens die Assoziation als Wiedererweckung von Vorstellungen in der Erinnerung und drittens die Apperzeption, das bewusste Erfassen eines Wahrnehmungsinhalts, verwirklicht – sie dient, vereinfacht gesagt, als Bindeglied zwischen Sinnlichkeit und Verstand, den beiden Stämmen der Erkenntnis. Wenn man die Prämisse, wonach »das gedruckte Wort der Altvordern die Phantasie der Menschheit« ausgehöhlt habe (*DW* 308), auf diesem epistemologischen Hintergrund sieht, lässt sich der Gedankengang von K. K. so verstehen, dass die Nationalsozialisten kein kollektives Bewusstsein entwickeln, sondern nur eine Masse von Menschen übernehmen mussten, die nicht mehr fähig waren, selbst zu denken, weil die Öffentlichkeit seit Jahrzehnten von Zeitungen beherrscht wurde, die keine Tatsache ohne Meinung verbreiteten, also die Leser der Freiheit beraubten, die übermittelten Sinnesdaten auf eigene Begriffe zu bringen, was zur Verkümmerung ihrer Imagination geführt habe. Es handelt sich um die Vollendung eines Projekts, das in der *Dritten Walpurgisnacht* den Namen **»Abklärung«** trägt. (*DW* 67/174) Ein Beispiel für diesen fantasielosen Zustand findet sich in Hannah Arendts Buch über den Prozess gegen Adolf Eichmann, den Leiter des »Judenreferats« im Reichssicherheitshauptamt der SS, den das Bezirksgericht Jerusalem Ende 1961 zum Tod verurteilte: »Je länger man ihm zuhörte, desto klarer wurde einem, daß diese Unfähigkeit, sich auszudrücken, aufs engste mit einer

170 Immanuel Kant: *Kritik der reinen Vernunft 1.* Hg. v. Wilhelm Weischedel. Frankfurt a. M. 1974 (= Werkausgabe, Bd. III), A 124f.

Unfähigkeit zu *denken* verknüpft war. Das heißt hier, er war nicht imstande, vom Gesichtspunkt eines anderen Menschen aus sich irgend etwas vorzustellen. Verständigung mit Eichmann war unmöglich, nicht weil er log, sondern weil ihn der denkbar zuverlässigste Schutzwall gegen die Worte und gegen die Gegenwart anderer, und daher gegen die Wirklichkeit selbst umgab: absoluter **Mangel an Vorstellungskraft.**«[171] So, wie ihn Arendt beschreibt, hatte Eichmann kein eigenes Vokabular; er redete in Phrasen, gab die nationalsozialistischen »Sprachregelungen« wieder, war aber nicht in der Lage, Sätze selber zu formulieren. Und genauso wie K. K. führt sie dieses Unvermögen auf mangelnde Imagination zurück, wenngleich sie von »Vorstellungskraft« und er von »Phantasie« spricht. An einer anderen Stelle der *Dritten Walpurgisnacht* steht freilich, »daß ja alles in der Welt geschah, weil in ihr zu wenig Vorstellung von der Welt war« (*DW* 22). Hier wie dort begreift K. K. Fantasie als die Fähigkeit, sich die von den Sinnen gelieferten Anschauungen bewusst zu machen, um dann Schlüsse aus den Wahrnehmungen ziehen zu können. Er unterscheidet begrifflich jedoch nicht, wie es im 18. Jahrhundert aufgekommen ist, zwischen kontrollierter Einbildungs- bzw. Vorstellungskraft und zügelloser Fantasie,[172] obwohl in der *Dritten Walpurgisnacht* beide Varianten eine Rolle spielen: Die Mitwelt wolle nicht wahrhaben, was im Konzentrationslager geschehe, »weil sie einer deutschen Zone, deren Entfesselung wohl die primitive Gewalttat vorstellbar macht, diese erfinderische Phantasie, diesen Reichtum an immer neuen Formen der Quälerei und Erniedrigung, diese Romantik der Menschenschändung so lange nicht zutraut – bis sie es erlebt und erduldet« (*DW* 216). Es wäre nicht möglich gewesen, ein normales Alltagsleben zu führen, wenn man sich die Torturen vergegenwärtigt hätte, die weniger dem Einfallsreichtum der Folterknechte als dem Vorstellungsraum der deutschen Sprache entsprungen waren. Denn die SA-Leute setzten, wie oben registriert, Redewendungen, erstarrte Metaphern in die Tat um, streuten Salz in offene Wunden, ließen die Opfer Spießruten laufen, stellten sie an den Pranger, verwirklichten also Handlungen, die im Lauf der Zivilisation ins Reich der Fantasie verbannt worden waren, sich als Verhaltensmuster aber in der Sprache konserviert hatten. Phrasen sind Vorurteile, weshalb K. K. die sorgsame Wortwahl als moralische Aufgabe betrachtet. Dass viele seiner Zeitgenossen unfähig waren, diese Pflicht zu erfüllen, legt er den Medien, namentlich der Presse zur Last, den Leitartiklern und Feuilletonisten, deren Geschwätzigkeit die Vorstellungskraft der Leser zugrunde gerichtet habe. Während die Auffassung, mediale Inhalte könnten beim Publikum direkte Wirkungen erzielen, das heißt Einstellungen verändern, heute überholt ist, da sich der Kommunikationsprozess vielschich-

171 Hannah Arendt: *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen.* München 2000, S. 126.

172 Vgl. etwa Immanuel Kant: »Anthropologie in pragmatischer Hinsicht«. In: Immanuel Kant: *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik 2.* Hg. v. Wilhelm Weischedel. Frankfurt a. M. 2000 (= Werkausgabe, Bd. XII), S. 395–690, hier: S. 466 u. 484f.

tiger gestaltet, als es das Reiz-Reaktions-Schema nahelegt,[173] erweist sich die »kakanische« Einsicht in die Macht der Massenmedien, die menschliche Wahrnehmung selbst zu prägen, als überaus scharfsinnig. Walter Benjamin hat diese Idee in dem Aufsatz *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*, dessen erste Fassung 1936 erschien, auf den Punkt gebracht: »Die Art und Weise, in der die menschliche Sinneswahrnehmung sich organisiert – das Medium, in dem sie erfolgt – ist nicht nur natürlich, sondern auch geschichtlich bedingt.«[174] Breit diskutiert wurde der Zusammenhang allerdings erst im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts, nachdem ihn McLuhan popularisiert hatte. 1964, als das Buch *Understanding Media* herauskam, veröffentliche André Leroi-Gourhan den ersten Band von *La geste et la parole*, in dem die Entwicklung der Technik als fortlaufende Auslagerung menschlicher Fähigkeiten beschrieben wird. Mit der Erfindung der Schrift fing der Mensch dem französischen Paläontologen zufolge an, sein Gedächtnis in den sozialen Organismus zu verlegen – ein Prozess, der die gesamte Mediengeschichte charakterisiert. Belasse der Buchdruck, die Foto- und Fonografie den Lesern, Hörern und Betrachtern jedoch einen gewissen symbolischen Spielraum, so würden audiovisuelle, Augen und Ohren gleichzeitig fesselnde Darbietungen die »Bandbreite individueller Interpretation« extrem einschränken: »Die Situation, die sich jetzt einzustellen beginnt, müsste danach eine Perfektionierung bedeuten, weil sie die Anstrengung der *Imagination* (im etymologischen Sinne) ökonomisiert. Aber die Imagination ist eine fundamentale Fähigkeit der Intelligenz, und eine Gesellschaft, in der die Fähigkeit zur Schöpfung von Symbolen nachließe, verlöre zugleich ihre Handlungsfähigkeit.«[175] Michel Serres scheint diese Sorge zu ignorieren, wenn er, sich auf Leroi-Gourhan berufend, den »Mensch ohne Fähigkeiten« als ein Wesen ankündigt, das sich mithilfe des Computers von der Erinnerung befreit, um Raum für Erfindungen zu schaffen: »Wie senile Greise wissen die Kinder von heute schon am nächsten Tag nicht mehr, was sie gestern im Fernsehen gesehen haben. Welche unermessliche Wissenschaft wird dieser Gedächtnisverlust hervorbringen?«[176] Tatsächlich ist es ein Fortschritt, dass immer mehr Dokumente digital zur Verfügung stehen, weil der Zugriff auf Informationen vereinfacht wird und sich deren Interpretation nicht mehr im Quellennachweis erschöpfen kann. Was wäre jedoch mit den neuen Möglichkeiten anzufangen, wenn der menschlichen Kreativität durch die medialen Infrastrukturen der

173 Vgl. Heinz Bonfadelli: *Medienwirkungsforschung I. Grundlagen und theoretische Perspektiven.* 3., überarb. Aufl. Konstanz 2004, S. 27–36.

174 Walter Benjamin: »Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit«. In: Walter Benjamin: *Medienästhetische Schriften.* Frankfurt a. M. 2002, S. 351–383, hier: S. 356.

175 André Leroi-Gourhan: *Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst.* Übers. v. Michael Bischoff. Frankfurt a. M. 1988, S. 266f.

176 Michel Serres: »Der Mensch ohne Fähigkeiten. Die neuen Technologien und die Ökonomie des Vergessens«. Übers. v. Michael Bischoff. In: Detlev Schöttker (Hg.): *Mediengebrauch und Erfahrungswandel. Beiträge zur Kommunikationsgeschichte.* Göttingen 2003, S. 207–218, hier: S. 215.

Boden entzogen würde? Für K. K. stellen die Massenmedien nicht per se ein Problem dar, sondern insofern sie über eine Vermittlerrolle hinausgehen. Die Journalisten sollen berichten, ihre Wahrnehmung unverändert wiedergeben und allenfalls in separaten Beiträgen mitteilen, wie sie über die gemeldeten Sachverhalte denken. In beiden Fällen muss die Sprache präzise und verständlich sein, sodass die Nachrichten und Kommentare als Stoff der Urteilsbildung dienen können. Rhetorische Stilmittel wie Metapher und Ironie, bei denen uneigentliche statt eindeutiger Bezeichnungen gesetzt werden, gehören deshalb nicht in journalistische Darstellungsformen. Was aber, so ist hier zu fragen, leistet die *Dritte Walpurgisnacht* selbst? Bildet der Text die Realität originalgetreu ab? K. K. fügt Anspielungen, Parolen, Abkürzungen, Stellen aus Artikeln, Reden und Romanen, Verse aus Psalmen, Gedichten und Dramen zu einem sprachlichen Mosaik, das allein von der Figur des *auctor* zusammengehalten wird, vom Schöpfer des Textes, der Autorität über die Collage hat, über Quelle und Wortlaut der Zitate, die bald umgeformt und ohne Anführung, bald gekennzeichnet und genau verwendet werden. Es handelt sich, anders gesagt, nicht um eine Wiedergabe der Wirklichkeit, sondern um deren Konstruktion im Sinn des Diktums von Bertolt Brecht: »Die eigentliche Realität ist in die Funktionale gerutscht.«[177] Im Gegensatz zu den Massenmedien besitzt die Kunst das Recht und die Pflicht, ein Bild der Wirklichkeit zu montieren, den Zusammenhang der Phänomene aufzudecken, der hinter den Eindrücken aus zweiter Hand verborgen liegt. Als Kunstwerk ist die *Dritte Walpurgisnacht* einerseits postmedial, weil sie sich auf das Geschehen bezieht, wie es die Presse, das Radio und der Film darstellen, und anderseits medienpädagogisch, da die Leser angeleitet werden, die Schwächen der Berichterstattung auszugleichen. Denn darin geht K. K. mit Benjamin und Brecht einig: Der »*Ästhetisierung der Politik*« muss eine »*Politisierung der Kunst*« antworten, die auf »gesteigerte Geistesgegenwart« zielt, auf die Aktivität der Rezipienten.[178] Während Benjamin in der filmischen Schnitttechnik ein Instrument sieht, um die Wahrnehmung der Betrachter auf die beschleunigten Lebensverhältnisse einzustellen, und Brecht die Hörer anhand des Rundfunks zu Kulturproduzenten machen will,[179] versucht K. K. vor allem eines, nämlich lesen und schreiben zu lehren. Es sind jene kritischen Fähigkeiten, die Kant in seinem Aufsatz *Was ist Aufklärung?* der Mündigkeit voraussetzt: »Ich verstehe aber unter dem öffentlichen Gebrauche seiner eigenen Vernunft denjenigen, den jemand *als Gelehrter* von ihr vor dem ganzen Publikum der *Leserwelt*

177 Bertolt Brecht: »Der Dreigroschenprozeß«. In: Bertolt Brecht: *Werke. Bd. 21: Schriften I.* Hg. v. Werner Hecht u. a. Frankfurt a. M. 1992, S. 448–514, hier: S. 469.

178 Walter Benjamin: »Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit«, S. 383 u. 378.

179 Vgl. Bertolt Brecht: »Der Rundfunk als Kommunikationsapparat«. In: Bertolt Brecht: *Werke. Bd. 21: Schriften I*, S. 552–557.

macht.«[180] Im Alltag müsse man sich, um das gesellschaftliche Leben zu ermöglichen, zwar an die geltenden Gesetze halten; »öffentlich, d. i. durch Schriften«,[181] seine Urteile darzulegen, dürfe jedoch niemandem verwehrt werden. Dass die Ansichten in einer gelehrten Weise zu äußern sind, soll die Meinungsfreiheit nicht auf einen Kreis von Experten eingrenzen, sondern »jeden einzelnen Menschen« ermutigen, sich selbst aufzuklären, was alleine schwierig, als »Publikum« aber »beinahe unausbleiblich« sei.[182] Mit anderen Worten, der »Schritt zur Mündigkeit«[183] verlangt eine Öffentlichkeit, wo jeder als verantwortlicher Autor überlegt, also frei handeln kann. 1784, als der Artikel in der *Berlinischen Monatsschrift* erschien, gab es keine Massenmedien im Sinn der Zwischenkriegszeit. Den zensurierten Zeitungen des Ancien Régime, die politische Nachrichten verbreiteten, standen Zeitschriften als intellektuelle Foren gegenüber, in denen sich herauszubilden begann, was man »öffentliche Meinung« nannte. Die Presse entwickelte sich jedoch zu einem lukrativen Wirtschaftszweig, der im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts mit Film und Radio in Konkurrenz trat, und zwar um die Aufmerksamkeit eines Publikums, das konsumierend anstatt räsonierend betrachtet wurde.[184] Angesichts dieser Mediengeschichte will K. K. die in seinen Augen ursprüngliche Ordnung wiederherstellen, das heißt zum einen Schriftlichkeit als bestimmende Kulturtechnik bewahren und zum anderen zwischen Journalisten als bezahlten Boten und Publizisten, die »durch keine Amtspflicht eingeschränkt« sind,[185] unterscheiden. Der »kakanische« Publizist ist ein unabhängiger Künstler, ein Erzieher freier Menschen, die ihren Logos, die Vernunft als Sprache, im öffentlichen Gebrauch formen, ohne im Dienst einer akademischen Disziplin, eines kapitalistischen Unternehmens oder einer politischen Partei zu stehen. Wenn Berichte und Reportagen die journalistischen Gattungen schlechthin sind – welches Genre wäre dem Publizisten angemessen? Es müsste offen sein, eher den Prozess als das Ergebnis der Reflexion festhalten, subjektive Erfahrung ausdrücken, die Verbindung von dokumentarischem Inhalt und literarischer Gestaltung, von Real- und Idealsprache erlauben, seinen unfertigen, experimentellen Charakter betonen: Spricht K. K. zufällig von einem »Versuch zum Unmöglichen« (*DW* 137)? Nein, die *Dritte Walpurgisnacht* ist ein **Essay** über die »*Banalität des Bösen*, vor der das Wort versagt und an der das Denken scheitert.«[186]

180 Immanuel Kant: »Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?«, S. 55. Vgl. dazu Jürgen Habermas: *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft.* Frankfurt a. M. 1999, S. 178–195.

181 Immanuel Kant: »Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?«, S. 58.

182 Immanuel Kant: »Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?«, S. 54.

183 Immanuel Kant: »Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?«, S. 53.

184 Vgl. Jürgen Habermas: *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, S. 248–266.

185 Immanuel Kant: »Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?«, S. 60.

186 Hannah Arendt: *Eichmann in Jerusalem*, S. 371.

Die Feststellung, dass **»kakanisch« und »panisch«** Eigenschaften von K. K. und P. A. bezeichnen, ist richtig, aber unvollständig. Denn jedes der beiden Adjektive hat eine Vorgeschichte, die von Bedeutungen strotzt. Ihre Herkunft ist kein Geheimnis: Nannte der österreichische Schriftsteller Robert Musil das Land, in dem *Der Mann ohne Eigenschaften* spielt, Kakanien, so war Pan in der griechischen Mythologie ein Halbgott, der Angst und Schrecken verbreitete. Was genau mit den Wörtern gemeint ist, verraten jedoch weder diese Hinweise auf ihr Erscheinen noch Untersuchungen des Sinns, der ihnen im Lauf der Zeit gegeben wurde. Es bleiben unexakte Begriffe, die man trotzdem streng verwenden kann. Warum ich »kakanisch« und »panisch« aus ihrem Bedeutungsfeld gerissen habe, um K. K. und P. A. anzulegen, möchte ich ausgehend vom achten Kapitel in Musils Roman erläutern.[1]

Der Erzähler beschreibt am Beginn des kurzen Texts eine Utopie, die als »soziale Zwangsvorstellung« in den Köpfen junger Leute herumgeistere. Es handle sich um »eine Art überamerikanische Stadt«, in der sich die Verkehrsadern horizontal und vertikal vernetzen, Arbeit und Vergnügen örtlich wie zeitlich organisiert sind, das Leben kurz, aber intensiv ist, und die Menschen wie Ameisen kooperieren, anstatt sich selber zu verwirklichen: »In einem von Kräften durchflossenen Gemeinwesen führt jeder Weg an ein gutes Ziel, wenn man nicht zu lange zaudert und überlegt.« Diesem Zukunftsbild einer kapitalistischen Demokratie, die das Programm des *scientific management* ebenso umsetzt wie den Bauplan von Le Corbusier, wird eine Idylle entgegnet – die Rückkehr zu einem »Punkt, der vor der falschen Abzweigung liegt«, nämlich ins »versunkene **Kakanien**«, das sich durch weise Mäßigung auszeichnete. Dort, in dem »untergegangenen, unverstandenen Staat«, gab es Verkehr, aber keinen Stau, Genuss, aber keine Dekadenz, Leibesübung, aber keinen Leistungssport. Verwaltet wurde das Land »in einer aufgeklärten, wenig fühlbaren, alle Spitzen vorsichtig beschneidenden Weise von der besten Bürokratie Europas«; und obwohl seine Kabinette mithilfe eines »Notstandsparagraphen« klerikal regierten, während das Parlament geschlossen blieb, taten die Einwohner, was sie wollten, weil die Macht von einem fernen Zentrum ausging, das der Text zwar nicht benennt, mit den »Zeichen k. k. oder k. u. k.« jedoch repräsentiert. De jure sollte der Souverän nicht nur festlegen, welche Sachen und Personen als kaiserlich-königlich bzw. kaiserlich und königlich zu bezeichnen waren, sondern auch den Zusammenhalt der zahlreichen Nationen und Charaktere gewährleisten. De facto stellt

1 Robert Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften. Roman. Bd. 1: Erstes und Zweites Buch.* Hg. v. Adolf Frisé. Reinbek bei Hamburg 2003, S. 31–35. Vgl. dazu Alexander Honold: *Die Stadt und der Krieg. Raum- und Zeitkonstruktionen in Robert Musils Roman »Der Mann ohne Eigenschaften«.* München 1995 (= Musil-Studien, Bd. 25), S. 156–180.

der Roman eine nach diesem Prinzip geordnete Struktur dar, die den Mangel aufweist, dass der Platz in der Mitte leer ist. Wie lässt sich meine Typologie in der skizzierten Problemlage verorten?

K. K. besetzt den verwaisten Platz mit einem Akteur der Aufklärung, der in den Worten Kants »ein wohldiszipliniertes zahlreiches Heer zum Bürgen der öffentlichen Ruhe zur Hand hat« und also sagen kann, »was ein Freistaat nicht wagen darf: *räsonniert, so viel ihr wollt, und worüber ihr wollt; nur gehorcht!*«[2] Während es bei Kant Friedrich II. war, der in Preußen für Ordnung sorgte, erhofft sich K. K. von Engelbert Dollfuß, dass er wieder geregelte Zustände in Österreich herstellt. Man könnte in beiden Fällen eine Strategie annehmen, wonach die Anerkennung eine liberale Politik befördern sollte. Tatsächlich ist der vernünftige Führer aber eine Regierungsform, die der **Souveränitätsgesellschaft** im Sinn von Michel Foucault entspricht.[3] In ihr bildet ein Monarch, sei er König oder Kaiser, das Zentrum der Macht. Da sein Wille Gesetz ist, kann er über Leben und Tod entscheiden. Die Aufklärung verlangt nicht, das Recht müsse vom Volk ausgehen, sondern einen Souverän, der selbst aufgeklärt ist. Er sichert einerseits den Alltag ab und erlaubt anderseits, dass die Fragen des Zusammenlebens in der Öffentlichkeit diskutiert werden. Dem Publikum die Möglichkeit zu geben, über die Gesetze mitzubestimmen, macht jedoch erst dann einen Sinn, wenn es in der Lage ist, von seiner Vernunft schriftlich Gebrauch zu machen. Der Publizist, der seine Leser zur Mündigkeit anleitet, setzt einen Herrscher voraus, der ihm diese bevorzugte Position einräumt. Ein souveränes Machtverhältnis, das ich als »kakanisch« bezeichne.

K. K. will nicht zur Monarchie zurück, sieht in Dollfuß aber einen Politiker, der sein Land vernünftig anführt. Im Gegensatz zu Hitlers Diktatur und den parlamentarischen Intrigen vollziehe der österreichische Bundeskanzler sinnvolle »Worthandlungen«[4], während die sozialdemokratische Opposition eine Sprache verwende, die an der Wirklichkeit vorbeigehe. In »kakanischen« Augen erfüllt Dollfuß eine souveräne Funktion, weil seine Reden und Taten die realen Sachverhalte träfen. Der Wertschätzung liegt als Wissensform die **Repräsentation** zugrunde, wie sie Foucault in *Die Ordnung der Dinge* beschreibt.[5] Waren die Zeichen in der Renaissance nach dem Prinzip der Ähnlichkeit geregelt, zum Beispiel sympathisch

2 Immanuel Kant: »Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?«. In: Immanuel Kant: *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik 1.* Hg. v. Wilhelm Weischedel. Frankfurt a. M. 1996 (= Werkausgabe, Bd. XI), S. 53–61, hier: S. 61.

3 Vgl. Michel Foucault: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses.* Übers. v. Walter Seitter. Frankfurt a. M. 1994, S. 9–170, sowie Michel Foucault: *Der Wille zum Wissen.* Übers. v. Ulrich Raulff u. Walter Seitter. Frankfurt a. M. 1983 (= Sexualität und Wahrheit, Bd. 1), S. 129–153.

4 Karl Kraus: *Dritte Walpurgisnacht.* Hg. v. Christian Wagenknecht. Frankfurt a. M. 1989 (= Schriften, Bd. 12), S. 259.

5 Vgl. Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften.* Übers. v. Ulrich Köppen. Frankfurt a. M. 1974, S. 78–264.

zwischen Auge und Eisenhut oder analogisch zwischen Gehirn und Walnuss, so nahmen sie im klassischen Zeitalter einen arbiträren Charakter an. Der Zusammenhang von Wörtern und Dingen wurde im 17. und 18. Jahrhundert konventionell festgelegt: Befreit von der Ähnlichkeit, können die sprachlichen Symbole grundsätzlich alles repräsentieren. Mit diesem Wandel erhöht sich die Verantwortung der Sprecher, die nicht mehr entziffern müssen, wie Wörter und Dinge einander gleichen, sondern selbst aufgerufen sind, angemessene Bezeichnungen zu suchen. Wenn K. K. die Wahrheit schriftlicher Äußerungen analysiert, hinterfragt er die Vorstellungskraft der Autoren, also ihre Fähigkeit zur Repräsentation. Denn erkennen bedeutet für ihn, Wörter und Dinge in Einklang zu bringen, für die mannigfaltigen Sinnesdaten treffende Begriffe zu finden. Die subjektiven Vorstellungen sollen sich mit den objektiven Phänomenen decken. In seinen Essays führt der »kakanische« Publizist Experimente der Repräsentation durch, das heißt öffentliche Versuche, die Welt souverän zu bezeichnen. Er kritisiert, dass Journalisten und Politiker die Sprache wie ein Instrument gebrauchen, und sehnt sich nach einer Zeit, als Wörter und Dinge noch verwandt waren.

Während K. K. den Traum vom Ursprung träumt, lässt P. A. die Auflösung der Struktur passieren und springt von da nach dort, streift von einer Position zur andern wie der arkadische Hirte, mit dem ihn mehr als das Nomadentum verbindet.[6] So, wie der große **Pan** als sterblicher Gott sein Leben erhalten muss, leistet auch P. A. dem stillstehenden Tod Widerstand. Er steigert eine **Lebenskraft**, die im 19. Jahrhundert als biologische Wissensform aufkam.[7] Das Lebendige wurde mit dem Organischen gleichgesetzt, mit Wachstum und Bewegung, weshalb die Individuen aufgerufen waren, den energetischen Austausch mit ihrer Umwelt zu regulieren. Was Foucault als **Disziplinargesellschaft** beschreibt,[8] ist sowohl durch eine Bio-Politik der Bevölkerung als auch durch Techniken der Körperbeherrschung gekennzeichnet.[9] Für P. A. dienen die Strategien, um die physiologischen Reize zu kontrollieren, aber nicht der Mäßigung, sondern der Steigerung des Lebens, das wie Kapital angehäuft wird. So liegt der »panischen« Forderung nach Theatern für »Kinematograph-Vorstellungen« ein Vitalismus zugrunde.[10] Denn ungeachtet des Fehlens von Ton und Farbe, bieten die bewegten Bilder *vita ipsa*, das Leben selbst dar. Es ist eine Lust, die Filme anzuschauen, die für P. A. wie ein Antidepressivum wirken. Sie greifen, dem Werbespruch der Brüder Lumière entsprechend, das

6 Vgl. zum literaturhistorischen Kontext Martina Adami: *Der große Pan ist tot!? Studien zur Pan-Rezeption in der Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts.* Innsbruck 2000 (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe, Bd. 61).

7 Vgl. Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge*, S. 269–366.

8 Vgl. Michel Foucault: *Überwachen und Strafen*, S. 251–292.

9 Vgl. Michel Foucault: *Der Wille zum Wissen*, S. 135.

10 Peter Altenberg: *Pròdrŏmŏs.* Berlin 1906, S. 50.

Leben aus dem Lebendigen: »La vie prise sur le vif!«[11] Ein wichtiges Gegenmittel zur Melancholie, die Pan in der Mittagsstunde überfällt, weil sein Oberkörper von einer göttlichen Herkunft zeugt, während die Bocksbeine, die Hörner und der Ziegenschwanz das gefräßige, lüsterne Tier verraten, das er ebenfalls ist. Die »panische« Schwermut folgt aus dem Bewusstsein des Abgrunds, der zwischen dem Selbst und den eigenen Idealen klafft.

Abends lebt Pan wieder auf, trifft sich mit den Nymphen zu dionysischen Festen, wo musiziert und getanzt wird. Seine Leidenschaft erschöpft sich aber nicht in der sinnlichen Lust. Fern davon, in kulturellen Leistungen aufzugehen, strömt das Begehren aus ihm heraus, fließt zu Lebewesen, Pflanzen, Dingen und kann, wie es der Name ausdrückt, alles erfassen. Es handelt sich um einen Prozess der Sublimierung, der nicht psychoanalytisch zu verstehen ist. Freud nahm an, dass sich die Objekte der Libido verschieben können: Die sexuelle Triebkraft wird unbewusst in gesellschaftliche Energie umgewandelt.[12] P. A. beschreibt hingegen eine Selbsttechnik, um nicht auf körperliche Reize zu reagieren, sondern die Lüste wachsen zu lassen, bis sie als Wünsche fühlbar werden. Haben sich die Triebe zur Sehnsucht entwickelt, tragen sie Zinsen in Form von Kunstwerken. Das Lebenskapital bleibt allerdings erhalten und wird in globalen Fonds angelegt. Zielt die Disziplinargesellschaft auf Menschen als isolierte Einzelwesen, die Massen bilden, so findet die »panische« Subjektivierung ihren Abschluss in der Liquidation des Individuums. Man übt eine dekadente, hypersensible, mitleidende Haltung ein, bis sich die Grenzen zwischen dem Selbst und der Umwelt auflösen. Dabei entstehen Ensembles aus natürlichen und künstlichen Stoffen, zum Beispiel ein Gefüge namens P. A. aus Händen und Füßen, Gedanken und Gefühlen, süßen Mädels, Ansichtskarten, der Zahnpasta »Dr. Suin de Boutemard«, Streichhölzern von »Bryant and May«, der Schreibfeder »Kuhn 201« und dem Abführmittel »Tamar Indien Grillon, Paris«. Die Idylle ist Pan kein verlorener Ursprung, sondern ein Kreislauf, der das Ideale im Realen aufspürt und dem Wirklichen das Mögliche einschreibt, um eine wahre Welt zu schaffen. Erkennen heißt also nicht, sprachliche Urteile zu formulieren, die mit äußeren Objekten übereinstimmen. Es geht vielmehr um eine Inskription der Wahrheit, nämlich ein Wissen, das man sich schreibend einverleibt. In diesem Prozess kommen Lebensformen zustande, die ästhetisch gestaltet und heterogen zusammengesetzt sind.

K. K. stammt vom Zeitalter der Aufklärung her, das von repräsentativen Diskursen und souveränen Kräfteverhältnissen geprägt ist. P. A. tritt hingegen als bockiges Kind einer Moderne auf, in der sich das Wissen vom Menschen und dis-

11 Zit. nach Martin Loiperdinger: »Lumières Ankunft des Zugs. Gründungsmythos eines neues Mediums«. In: Frank Kessler u. a. (Hg.): *Kintop 5. Aufführungsgeschichten.* Frankfurt a. M. 1996, S. 37–70, hier: S. 44.

12 Vgl. dazu Eckart Goebel: *Jenseits des Unbehagens. »Sublimierung« von Goethe bis Lacan.* Bielefeld 2009 (= Literalität und Liminalität, Bd. 11), S. 123–172.

ziplinäre Machttechniken verflechten. Die beiden Typen führen den Leser aber nicht nur in die Vergangenheit zurück, sondern stehen auch an der Schwelle einer neuen Konstellation: Ihre **Subjektivierungen**, die künstlerisch und widerständig zugleich sind, kündigen ein postmodernes Dispositiv an, das Gilles Deleuze als **Kontrollgesellschaft** bezeichnet.[13] Wenn K. K. die Medien als Sinnesprothesen begreift und ein »mediales Vermögen« der Nationalsozialisten feststellt, Realitäten zu inszenieren,[14] zeigen sich die Praktiken der Public Relations, die öffentliche Kommunikation befördern und steuern, anstatt ihren Ablauf zu verbieten, wie es Dollfuß mit der klassischen Vorzensur versuchte. Handelt die *Dritte Walpurgisnacht* von politischer Propaganda, so spielt in *Pròdrŏmŏs* die ökonomische Reklame eine zentrale Rolle. P. A. erweitert sich bewusst mit Handelswaren, probiert Identitäten aus, die um Markenartikel herum gebildet sind. Teil seines dichterischen Habitus ist etwa die blaue Stahlfeder mit dem Namen »Kuhn 201«. Der gewünschte Schlaf stellt wiederum ein diätetisches Gefüge aus offenen Fenstern, den Medikamenten »Veronal« und »Hedonal« sowie dem Gehörschutz »Antiphon« dar. Als Lebenskünstler, der Energie anhäuft, ist er unter anderem mit dem Fleischextrakt »Puro« und »Tamar Indien Grillon« verbunden, die den Stoffwechsel erhöhen sollen. Dass K. K. beklagt, wie jene Dinge, die über den Menschen hinausragen, seine Wahrnehmung der Welt behindern, während P. A. fröhliche Kollektive mit ihnen erprobt, folgt aus der unterschiedlichen Abstammung der beiden Typen. Ihre Haltungen sind uns keineswegs fremd, aber welche ist heute wirkungsvoller, um sich dem Management der Freiheit zu entziehen – die »kakanische« Kritik oder der »panische« Versuch?

13 Gilles Deleuze: »Postskriptum über die Kontrollgesellschaften«. In: Gilles Deleuze: *Unterhandlungen. 1972–1990.* Übers. v. Gustav Roßler. Frankfurt a. M. 1993, S. 254–262.

14 Karl Kraus: *Dritte Walpurgisnacht*, S. 183f.

I

Wenn es wahr ist, dass der **Monte Verità** eine besondere geologische Beschaffenheit aufweist, dass es im Innern dieses Hügels Ströme gibt, die sich auf die Menschen an der Oberfläche auswirken, dann muss die Richtung des Flusses von oben nach unten gehen, das heißt zum Ufer des Lago Maggiore hin und nicht umgekehrt, nämlich aufwärts bis zur Kuppel, wo heute ein schickes Hotel steht, dem eine Grünteeplantage – »die nördlichste der Welt«, sagte Marie-Christine – und ein Menschrechtswanderweg – »ein Projekt des letzten Direktors«, sagte Marie-Christine – als Garten dienen; denn falls die Strahlung bergauf verliefe, hätte ich bei der Führung um zehn Schweizer Franken nicht dermaßen geschwitzt. Es war kein Urlaub, sondern eine Art Studienreise, die das Ziel verfolgte, vor Ort zu erfahren, was jene Siedler unter Wahrheit verstanden, die sich um 1900 in Ascona niedergelassen hatten, »um nackt im Wald zu tanzen«. So formulierte es zumindest Marie-Christine, die wenig erfreut über die Tatsache war, dass sie eine komplette *visita guidata* für nur zwei Personen, meine Begleiterin und mich, veranstalten musste. Wir stehen also zu dritt vor dem Hotel Monte Verità, 150 Meter über dem Dorfkern, und zwar barfuß, denn wir sollen den mit farbigen Steinen gepflasterten Weg im Rasen abgehen, um die Strahlung des Hügels zu spüren. Schuld ist der Schweizer Kurator Harald Szeemann, der 1978 eine Ausstellung über den »Berg der Wahrheit« machte und im Katalog einen Dr. Jörg W. Hansen mit den Worten zitierte: »Die seit langem bekannte magnetische Anomalie ist Ausdruck der eigenartigen geologischen Beschaffenheit des Untergrundes.«[1]

Ich spüre nichts von der Anziehungskraft, bin wegen der Hitze aber froh, ohne Schuhe laufen zu können, und sehe mir, während die beiden einen Fuß vor den anderen setzen, das Hotelgebäude an. Die linke Hälfte, wo sich die Gästezimmer befinden, wurde 1928 nach Plänen des deutschen Architekten Emil Fahrenkamp errichtet. Es ist ein lupenreiner Bauhaus-Entwurf – geometrisch, funktional, transparent – mit großen, französischen Fenstern und kubisch unterteilten Balkonen. Im rechten Flügel, der 1992 dazukam, liegt unter dem Restaurant ein Hörsaal, in dem die Zürcher Eidgenössische Technische Hochschule Tagungen abhält. Die nächste Konferenz findet, was mich kaum verwundert, zum Thema »Cosmological Magnetic Fields« statt. Momentan herrscht aber Ruhe auf dem Monte Verità. Kein Wort ist zu hören, nur die Schrittgeräusche meiner Begleiterin und das Kratzen des Bestecks eines älteren Paares, das auf der Terrasse des Restaurants Kaffee trinkt und Kuchen isst. Vom Rasen schwingen beidseitig Treppen auf den granitenen Vorbau,

1 Zit. nach Harald Szeemann: »Monte Verità – Berg der Wahrheit«. In: Harald Szeemann (Hg.): *Monte Verità – Berg der Wahrheit. Lokale Anthropologie als Beitrag zur Wiederentdeckung einer neuzeitlichen sakralen Topographie.* Venezia-Martellago 1978, S. 5–9, hier: S. 6.

der sich am weißen Verputz des Hotels bricht und eine Geschichte verrät, so dunkel und klobig, wie er da steht.

»Zentralhaus mit Glassonnenhallen«, heißt es unter einem der Bilder, die auf dem Titelblatt des Prospekts *Sanatorium Monte Verità – Jungborn des Südens* zu sehen sind.[2] Die vierseitige Broschüre ist vom September 1904 datiert; das fotografierte Gebäude war im gleichen Jahr entstanden. Es sind dieselben Treppen, oben befand sich jedoch keine Terrasse, sondern eine Veranda, die von hölzernen Pfeilern begrenzt wurde. Auf dem Flachdach saß eine Holz-Glas-Konstruktion, »worin man selbst mitten im Winter die unschätzbare Heilkraft des intensiven Sonnenbades genießt und wo ängstliche Anfänger, die noch unter dem verderblichen Banne des Schreckgespenstes ›Erkältung‹ stehen, ohne jedes Bedenken die ersten Lichtluftbäder nehmen können« (2). Fehlten die geschwungenen Aufgänge, ließe sich das Hotel nicht mehr auf die einstöckige Zentrale jener Heilanstalt zurückdenken, die laut der Werbeschrift als »Lichtluftheim für Erholungs-Bedürftige« und »Pflegestätte für wahres Kulturleben« dienen sollte. (1) Das Prospekt ist wie das Haus im Jugendstil gestaltet, mit linearen Verzierungen, dekorativen Überschriften, aber einer zweckmäßigen Form: dreispaltig, in Antiqua gesetzt, reich illustriert. Als Leiter des Sanatoriums sind »Henri und Ida Oedenkoven-Hofmann« angeführt, die zunächst die Vorzüge ihres »einfachen, klaren, wissenschaftlich wohlbegründeten Naturheilverfahrens« hervorheben. (1) Es sei erfreulich, dass der »verhängnisvolle Wahnglaube an die Heilkraft der Medikamente« endlich überwunden werde und das Vertrauen in die Naturheilanstalten wachse. (1) So würden chronisch Leidende am Monte Verità nachhaltig genesen; ausgeschlossen von der Aufnahme seien allerdings »Geisteskranke, Epileptiker und ausgesprochen Tuberkulöse«. (1) Was die klimatische Lage betreffe, zeichne sich der obere Teil des Lago Maggiore durch »ausserordentlichen Reichtum an Sonnenbestrahlung und große Seltenheit von Nebel« aus. (2) Eine Atmosphäre, die »üppige Vegetation« bewirke, sodass die Gäste zwischen Palmen, Zedern, Agaven, Zypressen wandern und auch Feigen, Oliven, ja Zitronen und Orangen pflücken könnten. (2)

Bevor die »Kurmittel« erläutert werden, erfährt der Leser den Grundsatz, wonach Krankheit nie durch »zufällige äussere Ursachen«, sondern wegen »naturwidriger Lebensweise« entstehe: »Wer fortgesetzt gegen die Naturgesetze sündigt, muss krank werden.« (2) Deshalb liege es am Kranken selbst, mithilfe richtiger Ernährung, viel Sonnenlicht und frischer Luft »neue Lebenskraft« zu schöpfen. (2) Zu diesem Zweck verfüge der Monte Verità über zwei große »Lichtluftparks«, einer für Männer, einer für Frauen, was fotografisch belegt wird. (2) Als Unterkunft dienten »Holzhäuschen« mit ein bis drei Zimmern, die aufgrund der Bauart stets gut durchlüftet seien. (2) Nach Licht und Luft kommt das dritte Kurmittel, »die

2 Prospekt »Sanatorium Monte Verità« (1904), Schweizerische Nationalbibliothek in Bern (Signatur: V TI 18630). Im Folgenden mit der Seitenzahl im laufenden Text zitiert; Hervorhebungen werden nicht übernommen.

rationelle Diät«, zur Sprache: »Die Hauptnahrung des Menschen müssen ungekochte Früchte sein, dafür sprechen zahlreiche Tatsachen hygienischer, sozialer und ethischer Art.« (2) Auf die »giftigen Reizmittel« Alkohol, Kaffee, Tee, Kochsalz und Tabak solle dagegen verzichtet werden. (2) Im Prinzip folge die Diät am Monte Verità der Lehre von der »energetische[n] Ernährung«, wie sie der Zürcher Arzt Max Bircher-Benner entwickelt habe.[3] (2) Das Ziel bestehe darin, die »ungeschwächte Sonnenenergie« und also den »energetischen Nährwert« der Lebensmittel zu erhalten, was durch den Kochvorgang verhindert werde. (3) Ungeachtet dessen, könne die Heilanstalt einen abwechslungsreichen Speiseplan bieten: Neben frischen und getrockneten Früchten gebe es allerlei Nüsse, selbstgebackene Brote sowie Kokos- und Haselnussbutter. »Wer für die Übergangszeit tierischer Nahrungsmittel bedürfen sollte«, heißt es weiter, »für den wird durch passende Massnahmen gesorgt.« (3)

Um den »Geist ungeschminkter Wahrheit und Offenheit« (3), der am Monte Verità heimisch sei, zu veranschaulichen, ist eine Reihe von Fotografien abgedruckt. Im oberen linken Eck der dritten Seite sieht man den »Wasserfall bei der alten Felsenmühle« – mehrere nackte Männer scheinen dort müßigzugehen, darunter der anarchistische Schriftsteller Erich Mühsam aus Berlin, der mit betont geradem Rücken dasitzt, reichlich Locken trägt und den Unterarm vor das Geschlecht hält.[4] Über der Beschriftung »Ein Ausflug« findet sich eine Gruppe Wanderer in weißen Gewändern, die nicht nur den »Kleidungstorheiten« entsagt hätten: »Wieviel unnötige Mühsal bürdet man sich durch überflüssige Möbel, durch komplizierte Küche und vieles andere auf! Mit alledem kommt man schliesslich dahin, dass man der Sklave seiner Dienstboten wird. Bei uns hat man Gelegenheit, das Angenehme der Unabhängigkeit von Dienern kennen zu lernen.« (3) Solcherart befreit, könnten die Kurgäste sich die Zeit im Zentralhaus mit »Spiel und Tanz« vertreiben, in der Werkstatt »Tischlerarbeit« verrichten oder sich am »Rasentennisplatz« sportlich betätigen. (3) Zur Förderung des Geistes würden »Vorträge oder Gespräche«, musikalische Abende sowie »Aufführungen gediegener Theaterstücke« geboten. (4) Wichtig sei, dass sich alle ganz ungeniert benähmen, »denn Wahrheit in jeder Hinsicht soll erster Lebensgrundsatz sein«. (4) Von dieser Haltung durchdrungen, lasse sich die »Gemeinschaft Monte Verità« nicht von »niedrige[n] Naturen« beirren: »Wir werden siegen, denn wir kämpfen für Reinheit, Wahrheit und Wahrhaftig-

3 Vgl. Max Bircher-Benner: *Kurze Grundzüge der Ernährungstherapie auf Grund der Energie-Spannung der Nahrung.* Berlin 1903. Bircher-Benner, der Erfinder des Birchermüeslis, gründete 1904 das Sanatorium »Lebendige Kraft« in Zürich. Vgl. dazu Albert Wirz: »Sanitarium, nicht Sanatorium! Räume für die Gesundheit«. In: Andreas Schwab u. Claudia Lafranchi (Hg.): *Sinnsuche und Sonnenbad. Experimente in Kunst und Leben auf dem Monte Verità.* Zürich 2001, S. 119–138, hier: S. 124–128.

4 Das Bild wurde auch als Postkarte verwendet. Vgl. Ulrich Linse: »Der Rebell und die ›Mutter Erde‹: Asconas ›Heiliger Berg‹ in der Deutung des anarchistischen Bohémien Erich Mühsam«. In: Harald Szeemann (Hg.): *Monte Verità – Berg der Wahrheit*, S. 26–37, hier: S. 32.

keit!« (4) Was die nüchternen Fragen, nämlich die Tarife angeht, so waren für die Kurbehandlung hundert Franken pro Monat zu bezahlen; ein Zimmer kostete rund fünf Franken und die Mahlzeiten ein bis zwei Franken pro Tag. (4) Mit diesen Preisen gehörte das Sanatorium Monte Verità zu den Hotels der Mittelklasse.[5]

+ + +

Was ist eine Utopie? Das kommt auf den zeitlichen Standpunkt an, sagt P. A. »Von Wien aus« mit der Geliebten in Berlin oder Paris sprechen zu können, sei früher ein Projekt für jene »Narren, Träumer, Esel« gewesen, die es auch »im Jahre 1905« gebe. (*Pm* 48f./85f.) Er nennt es »Philosophie des Optimismus«, der an einer anderen Stelle von *Pròdrŏmŏs* als »Gedanken-Mörder« bezeichnet wird: »Ist es nicht heute, ist es morgen.« (*Pm* 83) Das heißt, man muss außer der Vorstellungskraft, Ideen zu entwickeln, den Willen haben, sie hier und jetzt zu verwirklichen. Was als richtig erkannt wurde, muss in die Tat umgesetzt werden – ohne Kompromisse. Ein Wissen, das keine Praxis bewirkt, ist nutzlose Träumerei; und wer denkt, seine Pläne würden widerstandslos Realität, ist ein Esel. Der Zusammenprall mit dem Bestehenden wird unvermeidlich, sobald den Gedanken Konsequenzen folgen, denn überall herrscht das Gesetz der Gewohnheit, dessen Advokaten die Wirklichkeit gegen die Illusion geltend machen, mitleidig lächeln und auf den zweiten Hauptsatz der Thermodynamik vertrauen. Wem es in dieser Lage gelingt, seine Energien zu erhalten, ja zu steigern, der ist fähig, Ideen durchzusetzen, und hat die Chance, im Nachhinein nicht als Narr, sondern als ***pródromos*** (griech. Vorbote) zu gelten. Aber wie weiß man, ob der eingeschlagene Weg zum Ziel führt? Und wo liegt das Ziel? Was ist der Weg und das Ziel, wenn man 1905 in Wien lebt? Und wer wird hundert Jahre später als Pionier, wer als Spinner oder Verbrecher gesehen? P. A. stellt diese Fragen, beantwortet sie aber nicht. Er spiegelt die Suche nach Lebensformen.

Im letzten Abschnitt von *Pròdrŏmŏs* steht eine Skizze mit dem Titel »Das Sterben«, die vom Tod einer bürgerlichen, sechzigjährigen Frau handelt. Obwohl sie der älteste Sohn seit Jahren ermahnt habe, dass Schlafen wichtiger wäre als Essen und Trinken, sei die Mutter tagtäglich um fünf Uhr aufgestanden, um das Speisezimmer von den Dienstboten bürsten und klopfen zu lassen. Eines Nachts erleidet sie einen Herzanfall, überlebt ihn jedoch. Bei einem Familiengespräch meldet sich der Sohn zu Wort: »Gott führt Buch über unsere *Einnahmen* und *Ausgaben* während unseres ganzen Lebens. Er hofft, dass wir *haushalten* werden, segnet uns darum. Aber wir tun es nicht. Gott weint nicht über uns, lächelt nicht über uns. Er ist gerecht und wartet. Er will die ***Wahrheit* unseres Lebens** durch entsetzliche Strafen *erzwingen*. Er kontrolliert den allmählichen Konkurs des Lebenskraft-Kapitales und bestraft ihn mit ›chronischer Krankheit‹!« (*Pm* 187) Man wirft ihm Mangel an Mitleid vor und verwöhnt die sterbende Mutter mit ausgesuchten Speisen wie See-

5 Vgl. Andreas Schwab: *Monte Verità – Sanatorium der Sehnsucht.* Zürich 2003, S. 125f.

fischen, Austern, Champagner. »Sie dachte: ›Für die Würmer mästet man mich.‹ / Aber sie sagte: ›Ich danke euch von ganzem Herzen. Es hat mich so gefreut.‹« (*Pm* 188) Nachmittags kommen die Verwandten auf Besuch, denen Orangen-Creme, Datteln und Malagatrauben serviert werden. »Ich verrate nicht die Quelle« (*Pm* 188), betont die Gastgeberin. Sie stirbt in der folgenden Nacht. – Abgesehen von der augenfälligen Kritik, die der Text am bürgerlichen Lebensstil übt, wirft die Wendung von der »*Wahrheit* unseres Lebens« eine Reihe von Fragen auf. Es ist klar, dass die Mutter unwahrhaftig lebt: Sie denkt das eine, sagt das andere, verstellt sich, wahrt den Schein. Aber warum tritt Gott als Buchhalter auf? Ist das Leben eine physiologische Prüfung?

Die Vorstellung, Wahrheit nach göttlichem Beispiel zu leben, ist ein integraler Bestandteil der christlichen Religion. Ins Philosophische gewendet, bildet sie den Mittelpunkt des Werks *Einübung im Christentum* von Søren Kierkegaard, das 1848 geschrieben wurde und zwei Jahre später in Kopenhagen erschien. Dem dänischen Philosophen geht es um den Versuch, das Leben Jesu auf Grundlage der evangelischen Schriften als Vorbild zu erschaffen, es vor die Augen des Lesers zu führen, der in Christus seinen Zeitgenossen sehen soll, denn aus der Geschichte könne man nichts über ihn erfahren. Ein Christ zu sein heiße, sich »gleichzeitig mit Jesu Gegenwart«[6] zu stellen, das eigene Leben nach seinem »Paradigma«[7] zu gestalten. Der erste Schritt bestehe darin, das Ideal mithilfe der Fantasie zu erfassen; dann komme es aber auf die Kraft an, diese Idealität im Lebensalltag auszudrücken. Für den einzelnen Menschen dürfe »sein ganzes Leben, jede Handlung nie etwas anderes bedeuten als eine Prüfung, bei der Gott der Examinator ist«[8]. Und Kierkegaard lässt keinen Zweifel an der Härte des Examens: Wer ein Christ sein wolle, müsse wie Christus leiden, nämlich freiwillig, um der Wahrheit willen, nicht wegen Schicksalsschlägen wie Krankheiten oder Verluste, bei denen es keine Wahl gebe. Was ist nun diese Wahrheit, die einen zwangsläufig mit der Welt in Konflikt bringt? Es ist die (rhetorische) Frage von Pilatus, die Jesus nicht beantworten kann, weil er selbst die Antwort ist. »Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben«[9], sagt er ein paar Seiten vorher im Johannes-Evangelium, was nach Kierkegaard heißt, dass die Wahrheit, christlich verstanden, keine »Summe von Lehrsätzen ist, nicht eine Begriffsbestimmung und dergleichen, sondern ein Leben«[10]. Für die Nachfolger stelle das »Sein der Wahrheit« jene »Verdoppelung in dir, in mir, in ihm« dar, die zum Ziel habe, »daß dein, daß mein, daß sein Leben annäherungsweise – im Stre-

6 Søren Kierkegaard: *Einübung im Christentum.* Hg. v. Walter Rest. Übers. v. Hans Winkler. München 2005, S. 51.

7 Søren Kierkegaard: *Einübung im Christentum*, S. 132.

8 Søren Kierkegaard: *Einübung im Christentum*, S. 195.

9 Joh. 14, 6. Zit. nach *Die Bibel. Nach der Übersetzung Martin Luthers. Mit Apokryphen.* Stuttgart 1999.

10 Søren Kierkegaard: *Einübung im Christentum*, S. 214.

ben danach – die Wahrheit ausdrücke«.[11] Wenn Christus die Wahrheit mit der Speise und die Aneignung der Wahrheit mit dem Essen vergleiche, mache er den Unterschied zum Wissen deutlich, bei dem es nicht um den Weg, sondern das Ergebnis gehe. Im Gegensatz zu den wissenschaftlichen Erkenntnissen, die eine Art Fortschritt zuließen, müsse die ethische Wahrheit Jesu von jedem Einzelnen als Haltung eingeübt werden.

Zwischen Kierkegaards Darstellung und der Ansicht, die der Sohn in »Das Sterben« vertritt, gibt es Übereinstimmungen und Unterschiede. Gemeinsam ist den Positionen, dass Gott mit der Wahrheit gleichgesetzt wird und dass die Aufgabe der Menschen darin besteht, diese Wahrheit nicht nur zu erkennen, sondern zu sein. Für beide nimmt das Leben außerdem die Form einer Prüfung an, die sich allerdings verschieden gestaltet. Während Kierkegaard mit diesem Gedanken bewusst machen will, dass die Entscheidung, Christus nachzufolgen, den Willen erfordert, sich Widerständen, also freiwilligen Leiden auszusetzen, wurde das Examen in den Augen des Sohnes dann erfolgreich absolviert, wenn Krankheiten, also schicksalhafte Leiden ausbleiben. Aber sind Krankheiten tatsächlich unabwendbar? Hat nicht jeder die Möglichkeit, über seine physiologischen »Einnahmen und Ausgaben« selbst Buch zu führen? »Es giebt […] keine Sündenvergebung im Reiche der Natur, sondern es herrscht vollendete Gesetzmäßigkeit. Der Menschenleib ist eine Maschine, die genauer arbeitet als jeder Chronometer und auf bestimmte Störungen mit bestimmten Abweichungen antwortet. Das Leben ist ein chemisch-physikalisches Experiment, dessen Vorbedingungen genau erfüllt sein müssen, wenn es gelingen soll. Der Haushalt des Leibes ist ein Cassabuch, welches keine Ausgaben gestattet ohne entsprechende Einnahmen; Thränen und Verzweiflung ändern das Ergebniß einer schlechtgeführten Rechnung nicht, Medikamente und Kuren vermögen den unvermeidlichen Sturz nur um ein Geringes hinauszuschieben.«[12] Die Passage stammt aus dem Buch *Vorposten der Gesundheitspflege* des Schweizer Arztes Laurenz Sonderegger, das 1901 in der fünften Auflage herauskam; die erste Ausgabe war 1873 erschienen. Was hier in religiösen, technischen, chemischen und ökonomischen Metaphern beschrieben wird, bringt einen Zug der zeitgenössischen Hygiene-Literatur auf den Punkt: Das Wissen der Naturwissenschaften ersetzt die göttliche Wahrheit. Wer die physiologische Lebensprüfung bestehen will, muss sich nicht an die christlichen Gebote, sondern an die Naturgesetze halten; er muss nicht Jesus nachfolgen, sondern jenen Vorboten oder Vorposten, die das Evangelium der Vorsorge lehren. Indem P. A. einen »Sohn« auftreten lässt, der im Namen Gottes verkündet, dass dem »Konkurs des Lebenskraft-Kapitales« vorzubeugen sei, weist er auf diesen Wandel hin.

11 Søren Kierkegaard: *Einübung im Christentum*, S. 214.

12 Laurenz Sonderegger: *Vorposten der Gesundheitspflege.* 5. Aufl. Berlin 1901, S. 3. Vgl. dazu Philipp Sarasin: *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers. 1765–1914.* Frankfurt a. M. 2001, S. 142–146.

Zugleich deuten die Vorwürfe der Familienmitglieder, der Predigt fehle es an Mitgefühl, das freiwillige Leid an, von dem Kierkegaard spricht. Der Sohn ist für die anderen ein »aus der Art Geschlagener« (*Pm* 187), weil er die göttliche Wahrheit zu leben versucht. In der *Einübung im Christentum* heißt es, »zur Ähnlichkeit mit Gott umgebildet zu werden«, sei mit »Qual«, mit »Schmerz« und »Elend« verbunden.[13] Die Aufgabe laute, den Widerständen zu trotzen, aber nicht in Hochmut, sondern demütig, »aufrichtig vor Gott«, zu dem man nur im »Sündenbewußtsein« gelangen könne.[14] Handelt es sich dabei um einen Appell zum Geständnis? Soll man seine schlechten Taten und Gedanken erforschen, aussprechen, dann Buße tun, sich selbst unter festgelegten Regeln bestrafen? Nein, Kierkegaards Sündenbewusstsein ist das, was P. A. **»Melancholie«** nennt, nämlich »den Abstand seines Seins von seinen eigenen möglichen erreichbaren Idealen spüren« (*Pm* 86). Ein Aufruf zur Gestaltung, nicht zur Verneinung des Lebens: »Melancholie ist die Stimme Gottes in uns, die uns unentwegt an unsere Pflicht ruft, Gott-ähnlich zu werden!« (*Pm* 87) Es bleiben die Frage, welchem Gott man ähneln will, und die Einsicht, dass die Rechnung dieser Buchführung nie ganz aufgeht.

+ + +

»1904«, sagt Marie-Christine, »in dem Jahr, als mein Urgroßvater nach New York auswanderte.« Ich hatte mich erkundigt, wann die *Casa Selma*, eine Holzhütte mit großen Fenstern, deren Tür sie gerade aufschloss, gebaut worden war. »Und ist er dort geblieben«, fragt meine Begleiterin beim Hineingehen. »Nein, ein Jahr später kam er krank und noch ärmer zurück. Dann war er wieder Fischer und Bauer in Ascona.« Sie zeigt auf ein Bild an der grün getäfelten Wand: »Das sind die Gründer des Monte Verità, Henri Oedenkoven und Ida Hofmann.« Man sieht eine Frau im weißen Kleid, von hinten, die Klavier spielt, und einen Mann im schwarzen Gewand, von vorne, der in einem Korbstuhl sitzt, langhaarig und langbärtig, direkt in die Kamera blickt und die Beine auseinanderfallen lässt. »So eine Macho-Pose«, sagt Marie-Christine und fügt hinzu, dass die Fotografie nicht zur Geschichte passen will, die Ida Hofmann erzählt hat. ***Wahrheit ohne Dichtung*** nannte die aus Siebenbürgen stammende Klavierlehrerin ihre Schrift über die Entstehung des Monte Verità, die 1906 erschien. Sie habe Henri Oedenkoven, einen elf Jahre jüngeren Fabrikantensohn aus Antwerpen, im Sommer 1899 kennengelernt, »gelegentlich eines gemeinsamen Aufenthaltes in der Naturheilanstalt Rikli in Veldes«[15], wo bereits der Beschluss gefasst worden sei, selbst ein Sanatorium zu gründen. Nach Hofmanns Schilderung machten sie sich im folgenden Jahr, inzwischen zu fünft, auf den Weg, um in Oberitalien einen geeigneten Standort zu suchen. Fündig

13 Søren Kierkegaard: *Einübung im Christentum*, S. 100.

14 Søren Kierkegaard: *Einübung im Christentum*, S. 103f.

15 Ida Hofmann-Oedenkoven: *Monte Verità. Wahrheit ohne Dichtung.* Lorch 1906, S. 4.

wurde die Gruppe in einem Schweizer Dorf am Lago Maggiore: Sie kauften einen Hügel bei Ascona, bauten mithilfe von Tessiner Handwerkern die ersten Holzhütten und stritten von Anbeginn über die Richtung der Siedlung – touristische Naturheilanstalt vs. kommunistische Kolonie. Die Kapitalfraktion um Oedenkoven setzte sich durch, und so wurde 1902 ein erstes Prospekt verfasst, wofür ein Name, eine Marke nötig war: »›Monte Verità‹ nennen wir den Boden unseres von Wahrheitssuchern gegründetes und Wahrheit Suchenden geweihtes Unternehmen.«[16] In einem Brief, der in Reformorthografie geschrieben ist, erklärte Ida Hofmann, »dass wir keines wegs behaupten die ›warheit‹ gefunden zu haben, monopolisiren zu wolen, sondern dass wir entgegen dem oft lügnerischen gebaren der geschäftswelt, u. dem her konvenzioneler forurteile der geselschaft, danach streben, in wort u. tat ›war‹ zu sein«[17].

Es ist aber nicht die Kluft zwischen ideologischem Anspruch und kommerzieller Realität, die Marie-Christine im Sinn hatte. Denn Henri Oedenkoven-Hofmann und Ida Hofmann-Oedenkoven lebten in freier Ehe zusammen: »Liebe, als eine in der Natur ›frei‹ sich vollziehende Vereinigung zweier Wesen betrachtend, verwerfen wir für uns sowohl den priesterlichen Segensspruch als den Staatsakt.«[18] Die Frau sei die »gleichwertige, wenngleich verschieden geartete Ergänzung zum Manne«[19], hieß es in der Broschüre *Vegetabilismus! Vegetarismus!*, die Ida Hofmann 1905 veröffentlicht hatte. »Empfindet Euren Eigenwert«, rief sie ihre Leserinnen auf, »bleibet nicht Puppen, sondern werdet Menschen«[20]. Die moderne Frau müsse sich vom Mann lösen, Liebe von Leidenschaft unterscheiden lernen und sich als »Werkzeug nicht nur der Fort- sondern der Hinaufpflanzung« betrachten: »Es verbrenne das Faule, das Tote im Menschen und in dessen Wirkungskreis! – im Lichte der Flamme, die aus dem Scheiterhaufen bricht, erblicken wir dann neues Leben und neue Gestalten – Brünhilde – die den Siegfried weckt!«[21] Während sich in Richard Wagners Oper der Held durch das Feuer kämpft, um die Geliebte wachzuküssen, ist es in den emanzipatorischen Schriften Ida Hofmanns die Heldin, die furchtlos vorwärts drängt und den Geliebten mitzieht. Tatsächlich wurde die neue Beziehungsform strenger von ihr gelebt, denn Henri Oedenkoven führte später neben der freien eine bürgerliche Ehe mit einer Engländerin, die am Monte Verità Tanzkurse besucht hatte, und pflanzte sich nicht nur selbst hinauf, sondern auch mit ihr fort.[22]

Im Übrigen scheint Oedenkoven eher für die praktischen Texte zuständig gewe-

16 Ida Hofmann-Oedenkoven: *Monte Verità*, S. 38.
17 Zit. nach Andreas Schwab: *Monte Verità*, S. 69.
18 Ida Hofmann-Oedenkoven: *Monte Verità*, S. 18.
19 Ida Hofmann-Oedenkoven: *Vegetabilismus! Vegetarismus! Blätter zur Verbreitung vegetarischer Lebensweise.* Ascona 1905, S. 3.
20 Ida Hofmann-Oedenkoven: *Vegetabilismus! Vegetarismus!*, S. 22.
21 Ida Hofmann-Oedenkoven: *Vegetabilismus! Vegetarismus!*, S. 28.
22 Vgl. Andreas Schwab: *Monte Verità*, S. 89.

sen zu sein, die Werbeprospekte und die Statuten der »vegetabilischen Gesellschaft des Monte Verità«, die von 1905 datieren.[23] Die »heute übliche Weise der Ernährung, der Wohnung und Kleidung«, so wurde die Satzung eingeleitet, stehe »im schreiendsten Widerspruch zu den durch den Gang der Evolution berechtigten Ansprüchen der Menschen« und stelle »die Hauptursache zur körperlichen und moralischen Entartung« dar.[24] Demgegenüber würden die Vegetabilier danach trachten, »mit den Naturgesetzen in besserem Einklang zu bleiben«, was bedeute: erstens »sich von solchen Pflanzen zu ernähren, welche der Natur des Menschen entsprechen, d. h. von all jenen Pflanzen, welche ihm im natürlichen Zustande wohl schmecken«; zweitens »sich mit Stoffen pflanzlicher Herkunft zu bekleiden«; und drittens »keine Haustiere zu halten und keinerlei Produkte zu diesem Zwecke gezüchteter oder geschlachteter Tiere in der Industrie zuzulassen«.[25] Es folgt eine Unterteilung in »ständige Mitglieder«, die für ein Eintrittsgeld von 3.000 Franken ein lebenslanges Anrecht auf »ein Wohnhaus im Umfange von 40–45 M²« hätten, in »aktive Mitglieder«, welche als Schüler oder Mitarbeiter ihre »Eignung für die Zwecke der Gesellschaft« beweisen könnten, und in »passive Mitglieder«, die sich als Finanziers oder Propagandisten am Projekt beteiligen würden.[26] Was die Organisation betraf, sollten monatliche Sitzungen und eine jährliche Generalversammlung stattfinden. Beschlüsse waren mit Stimmenmehrheit zu fassen, und die Präsidenten zur Leitung der Versammlungen jedes Jahr neu zu wählen.[27] Geplant war außerdem ein »Depot für freie Einlage und freie Entnahme«, in das man Waren und Geld, aber auch Ideen für Vorträge und Konzerte geben konnte, um langfristig alle Bedürfnisse der Mitglieder abzudecken.[28] So sah die »vegetabilische Gesellschaft des Monte Verità« de jure aus, de facto wurde der Entwurf nie umgesetzt: Die gedruckten Statuten blieben im Büro liegen.[29]

+ + +

Im Lauf der Vorlesungen zur *Hermeneutik des Subjekts*, die Michel Foucault 1982 am Collège de France hielt, kam auch die Idee des Lebens als Prüfung zur Sprache. Foucault setzte sich mit dem *savoir spirituel*, dem spirituellen Wissen, und der ***askesis***, der Wahrheitspraxis der antiken Philosophie auseinander. In seiner Einteilung gehören die Prüfungen und Erprobungen zum *gymnazein*, dem Üben in realen Situationen, das bei Platon noch buchstäblich gymnastischen Charakter habe,

23 Vgl. »Provisorische Statuten der vegetabilischen Gesellschaft des Monte Verità«. In: Robert Landmann: *Monte Verità. Die Geschichte eines Berges.* Berlin 1930, S. 97–108.
24 Zit. nach Robert Landmann: *Monte Verità*, S. 98.
25 Zit. nach Robert Landmann: *Monte Verità*, S. 98.
26 Zit. nach Robert Landmann: *Monte Verità*, S. 99–101.
27 Zit. nach Robert Landmann: *Monte Verità*, S. 105f.
28 Zit. nach Robert Landmann: *Monte Verità*, S. 107f.
29 Vgl. Robert Landmann: *Monte Verità*, S. 108.

für die Stoiker aber zu einer allgemeinen Haltung werde: »Welchen Sinn und welches Ziel hat ein Leben mit diesem bildenden und unterscheidenden Wert, ein Leben, das als ganzes als Prüfung betrachtet wird? Das Selbst zu bilden und zu gestalten (*former*).«[30] Der *bios* erhält eine Form, indem man sich im Alltag zu beweisen versucht, indem man überprüft, ob das Wissen, die als wahr erkannten Sätze, Teil von einem selbst geworden sind. Es handelt sich also nicht um eine Selbsterkenntnis im platonischen Sinn, wonach ein göttliches Element in der eigenen Seele wiedererkannt wird, sondern um eine »innere Verdoppelung«[31] – die stoischen Philosophen wollen das Göttliche vollziehen. »Ich meine«, fasst Foucault diese wechselseitige Beziehung zusammen, »daß man die philosophische Askese als eine bestimmte Weise verstehen muß, in der sich das Subjekt wahrer Erkenntnis als das Subjekt rechten Handelns konstituiert«, wobei die »Welt als Korrelat« gesetzt und dann »als Prüfung wahrgenommen, anerkannt und gehandhabt« werde.[32]

Worin besteht diese göttliche Wahrheit, die man im eigenen Leben verdoppeln soll? In einem Wissen, das sich auf das Selbst auswirkt: »Den Tätigkeiten des Verdauungs-Apparates täglich eine Million Lebens-Energieen ersparen«, stellt P. A. zum Beispiel fest, »Gott-ähnlich werden ist eine Sache von aus freier Weisheit aufgestapelten Lebens-Energieen!« (*Pm* 104) Ohne hier auf die diätetischen Implikationen des wahren Beispielsatzes einzugehen, ist der folgende Hinweis bemerkenswert, dass man die Lebenskraft »aus freier Weisheit« steigern müsse. Er bringt einen Begriff von Ethik zum Ausdruck, der mit Foucault als »reflektierte Praxis der Freiheit«[33] bezeichnet werden kann. In einem dichten Moralsystem bleibt der Ethik nur ein geringer Spielraum; man tut im Wesentlichen, was vorgeschrieben ist, weil bei Regelverstößen Strafen drohen. Kommt es zu einer Befreiung, sind neue, fakultative Regeln nötig, denn es gibt nach dieser Vorstellung keine universelle Moral, die allen Menschen zu allen Zeiten eigen wäre. »Zur Freiheit muss man reif sein!«, heißt es in *Pròdrŏmŏs*: »Eine Welt von *edler Sanftmütigkeit* muss in euch wirken und wirken, auf dass ihr der Freiheit würdig, nein, fähig seid!« (*Pm* 36) Für P. A. stellt »edle Sanftmütigkeit« einen Wert dar, der in den Menschen wirksam werden soll. Er ist keine menschliche Eigenschaft wie der Besitz von zehn Fingern und zwei Ohren, sondern eine Qualität, die dem materiellen Teil unserer selbst einzuschreiben ist. »Die Natur in uns *träumt* es nur *dämmernd*: Iss *erst*, bis du hungrig, höre auf, *bevor* du satt bist! / Der Geist in uns jedoch *befiehlt* es unerbittlich: Iss *erst*, bis du hungrig, höre auf, *bevor* du satt bist!« (*Pm* 8) Dass die Natur durch den Geist ersetzt werden müsse, ist eine wiederkehrende Forderung in *Pròdrŏmŏs*. Das Ziel

30 Michel Foucault: *Hermeneutik des Subjekts. Vorlesung am Collège de France (1981/82).* Übers. v. Ulrike Bokelmann. Frankfurt a. M. 2004, S. 545.

31 Michel Foucault: *Hermeneutik des Subjekts*, S. 555.

32 Michel Foucault: *Hermeneutik des Subjekts*, S. 591f.

33 Michel Foucault: »Die Ethik der Sorge um sich als Praxis der Freiheit«. Übers. v. Hermann Kocyba. In: Michel Foucault: *Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst.* Frankfurt a. M. 2007, S. 253–279, hier: S. 257.

besteht in der Annäherung an Gott, der »All-wissend« sei, »schwebend *über* den Dingen« (*Pm* 19f.).

Solche Formulierungen erinnern an eine geistige Übung der antiken Philosophie, die Pierre Hadot »Blick von oben«[34] nennt: Man erhebt sich über die Dinge, taucht gedanklich in das Universum ein, um ein kosmisches Bewusstsein zu erlangen, um die eigene Stellung in der göttlichen Ordnung, die Teilhabe am vernünftigen Ganzen zu erkennen. »Welt und Gehirn *Identitäten* geworden« (*Pm* 19), bringt P. A. das Ziel des Seelenflugs auf den Punkt. Anhand von Senecas *Naturwissenschaftlichen Untersuchungen* hat Foucault gezeigt, dass diese Technik ein Wissen schaffte, das für die *epimeleia heautou*, die Sorge um sich selbst, notwendig war.[35] Sie diente der realistischen Einschätzung des eigenen Daseins, der Befreiung von jener Knechtschaft, in die alltägliche Verpflichtungen führen. Statt historische Daten anzuhäufen, wollte Seneca zu sich selbst gelangen, indem er versuchte, »den großen Kreis der Welt zu durchmessen«[36]. Das heißt, dass Selbst- und Naturerkenntnis nicht entgegengesetzt wurden, sondern verzahnt waren. Um diesen Zusammenhang zu verdeutlichen, führt Foucault einen Text von Demetrius an, den Seneca in *De beneficiis* überliefert hat. Der kynische Philosoph stelle zwei Wissensarten gegenüber: ein Ursachenwissen, das ihm nutzlos erscheine, und ein relationales Wissen, das die Beziehungen des Subjekts zu seiner Umwelt kläre. Die Unterscheidung betreffe aber nicht die Inhalte als Wissensbereiche, sondern die Fähigkeit der Erkenntnisse, »die Handlungsweise, das *ethos* des Subjekts« zu formen, weshalb die entscheidende Frage laute: Was kennzeichnet ein Wissen als »ethopoietisch«, nämlich die Haltung, die Seinsweise des erkennenden Subjekts gestaltendes?[37] Bei Epikur heiße der entsprechende Begriff *physiologia*, die im Gegensatz zur *paideia*, der schmückenden Allgemeinbildung, für die Selbstsorge von Nutzen sei. Als Beleg zitiert Foucault den 29. Spruch des *Gnomologium Vaticanum*: »Mit Freimut möchte ich aufgrund meiner Naturerkenntnis allen Menschen lieber wie ein Orakel verkünden, was ihnen dienlich ist, wenn auch niemand es begreifen sollte, als den Allerweltsmeinungen beistimmen und das billige Lob der Masse ernten.«[38] Von der Naturerkenntnis, der *physiologia*, abgesehen, enthält die Originalstelle den wichtigen Ausdruck *parrhesia*, was hier als »mit Freimut verkünden« übersetzt ist. Foucault zufolge handelt es sich um den Spielraum des philosophischen Lehrers, jene Wahrheiten anzuwenden, die seinem Schüler helfen, sich in ein freies Subjekt zu verwandeln.[39]

Was P. A. angeht, so verweigert er jede Form von Fachwissen, das keine Wirkung

34 Vgl. Pierre Hadot: *Philosophie als Lebensform. Geistige Übungen in der Antike.* Übers. v. Ilsetraut Hadot u. Christiane Marsch. Berlin 1991, S. 123–135.

35 Vgl. Michel Foucault: *Hermeneutik des Subjekts*, S. 341–351.

36 Michel Foucault: *Hermeneutik des Subjekts*, S. 326.

37 Vgl. Michel Foucault: *Hermeneutik des Subjekts*, S. 297–299.

38 Zit. nach Michel Foucault: *Hermeneutik des Subjekts*, S. 302.

39 Vgl. Michel Foucault: *Hermeneutik des Subjekts*, S. 302f.

auf die Selbstbildung entfaltet: »Erkenntnisse in ein System bringen ist, einige lebensfähige Wahrheiten in einem toten Meer von Lüge ertränken wollen!« (*Pm* 127) Während beispielsweise botanische Lehrbücher Daten über die Entstehung, Struktur und Verbreitung von Pflanzen auflisten, könnte man in wilden Gärten »Extrakte« der Natur präsentieren, in denen Informationsschilder hängen sollten wie: »Von heute an bis – duften die Syringen, die Linden! Von heute an bis – blüht die weiss-rote Tulpenwiese.« Das pädagogische Ergebnis wären Menschen »einer höheren Lebensordnung«, das heißt »*Genuss-Fähigere*«. (*Pm* 132f.) Als Zimmerschmuck empfiehlt P. A. die »*Mond-Viole*, Lunaria biennis«, eine Zierpflanze, der man »durch Wissen das Romantisch-Märchenhafte« nehmen würde, weshalb er »seit einem Jahre mit Geschick« vermeide, sich »eine Aufklärung über meine süsse geliebte Pflanze aufbürden zu lassen«. (*Pm* 144) Ein weiterer Text, der in *Pròdrŏmŏs* auf diese Wissenszäsur hinweist, trägt den Titel »Lift«. Für ihn, schreibt P. A., stellten Fahrstühle immer noch ein »Mysterium« dar, denn er sei nicht »so blöde, durch leichte Gewöhnung an die Segnungen moderner Kultur mir den Reiz derselben zu zerstören«. Er wolle die Ersparnis seiner »ach! keineswegs kostbaren Zeit« jedes Mal neu genießen; manchmal höre man aber vom Hausmeister, dass etwas nicht in Ordnung oder der Installateur da sei: »Ich verstehe jedoch weder, was für eine Katastrophe im Entstehen war, noch was ein Installateur ist. Beides jedoch scheint mit eventuellen Lebensgefahren vereinbarlich zu sein.« Auch wenn ihm die Kenntnisse der technischen Details fehlen, verfügt P. A. über praktische Erfahrungen. Er schildert als Beispiel die unangenehme Lage, den Lift mit einer fremden Person zu benutzen: »Man glaubt die Verpflichtung zu haben, ein Gespräch zu entrieren, und überlegt es sich krampfhaft von einem Stockwerke zum anderen. Es ist eine verlegene Spannung wie bei der Maturitätsprüfung. Das Gesicht nimmt einen starren glotzenden Ausdruck an. Endlich sagt man: ›Ich empfehle mich!‹, mit einer Betonung wie wenn man eine Freundschaft fürs Leben geschlossen hätte.« (*Pm* 165f.) Was man über den Aufzug wissen muss, ist nicht, wie er funktioniert, welche Technik das Treppensteigen ersetzt, sondern wie man sich beim Gebrauch verhalten soll. Im Stiegenhaus ging man entweder grüßend aneinander vorbei oder blieb kurz stehen, um ein paar Worte zu wechseln: »Grüß Gott, gnä' Frau! Is wieder besser mi'm Rück'n?« – »Na, es is a Kreuz…« Die Verhaltensregeln, eine Moral des Stiegenhauses, waren seit Generationen eingeübt. Nun gibt es einen Apparat, der Menschen für kurze Zeit auf engstem Raum zusammendrängt: Soll man ein Gespräch beginnen? Die Arme verschränken? Wohin blicken?

+ + +

Mitten im Park, wo allerlei exotische Bäume und Sträucher wachsen, liegt ein Tennisplatz, der schon im Werbeprospekt von 1904 erwähnt wird und heute den Gästen des Hotels zur Verfügung steht. Er wirkt so museal wie die »Freilichtdusche«, ein Metallgestell mit hölzernem Wassertank, das ebenfalls ein Säkulum überlebt

hat. »Weder noch«, sagt Marie-Christine auf die Frage, ob sie irgendwann jemanden spielen oder duschen gesehen habe. Die beiden Reliquien befinden sich am Menschenrechtswanderweg, der seit 2008 durch die Gartenanlage führt. Der Monte Verità sei heute ein Zentrum für Frieden und Menschenrechte, erklärt Marie-Christine. Es würden regelmäßig Veranstaltungen zu diesen Themen organisiert; kürzlich sei die Schwester des Dalai-Lama hier gewesen, um über den Konflikt zwischen Tibet und China zu sprechen. Da hätten sich die aktuellen Schwerpunkte überschnitten, denn außer dem Frieden spiele die fernöstliche Kultur eine wichtige Rolle am Monte Verità. Wo früher die *Casa Loreley* stand, gleich neben dem Hotelparkplatz, ist jetzt ein Teehaus, in dem nach japanischer Zeremonie Tee gereicht wird, wenn man sich angemeldet hat und vor dem Betreten die Schuhe auszieht. Auf dem Weg zur *Casa Selma* hatten wir eine Frau gesehen, die sich vom Teemeister verabschiedete und mit einem Strauch unterm Arm davonging. »Man kann Grüntee-Pflanzen kaufen, die im Zen-Garten angebaut werden«, klärt uns Marie-Christine auf. Es handle sich um die Sorte *Camellia sinensis*, deren Blätter nach der Ernte im Teehaus getrocknet und gemahlen werden. Neben der Grünteeplantage befindet sich ein großer Kräutergarten des Restaurants. »Wird immer noch vegetarisch gekocht?«, will meine Begleiterin wissen. »Hauptsächlich«, sagt Marie-Christine, »aber kulinarisch, nicht mehr so rigoros.«

Ida Hofmann hätte die Frage als ignorant gewertet, denn auf dem Monte Verità wurde, zumindest vom Anspruch her, nicht vegetarisch gekocht, sondern vegetabilisch gegessen. Unter **Vegetarismus** verstand sie »kräftiges, fröhliches Wohlleben«, eine ganze Weltanschauung, die außer der Pflanzenkost »Kindererziehung im Sinne freier, vorurteilsloser Selbstentwicklung«, das Vertrauen in die »Naturheilmethode«, den »Kampf gegen den Impfzwang« sowie die Emanzipation der Frauen umfasse.[40] Anstatt die »Entstehung der Stadt mit ihrem Brutherd von Krankheit und Laster« zu begünstigen, anstatt auf »Geld- und Ruhmsucht«, auf »Scheinbedürfnisse« gegründete Industrien zu entwickeln, anstatt »Schlächter« für die Ernährung und »Dienstsklaven« für die Wohnung anzustellen, sollte die Menschheit jenes »erlösende Wort der Gegenwart« hören, das »Vegetabilismus« laute: »Unter dem Zeichen der Pflanzenkost steht der wirklich fortschreitende Mensch von heute mit Bezug auf seine Nahrung – durch sie fördert er Körper und Geist in gleicher Weise – durch sie gelangt er zum Vegetarismus.«[41] Es sei wissenschaftlich belegt, dass beim Verzehr toter Tiere »Giftstoffe schwerster Art« aufgenommen würden; »dem natürlich denkenden, von keinerlei Balast vorurteilsvoller Wissenschaft beladenen Menschen« erscheine ohnehin jene Nahrung vernünftig, die man unbehandelt essen könne.[42] Dass »der Mensch ein Frucht-Esser oder Frugivor« ist, stelle eine »längst begründete und von den grössten Gelehrten unanfechtbar festgelegte

40 Ida Hofmann-Oedenkoven: *Vegetabilismus! Vegetarismus!*, S. 4.
41 Ida Hofmann-Oedenkoven: *Vegetabilismus! Vegetarismus!*, S. 5–7.
42 Ida Hofmann-Oedenkoven: *Vegetabilismus! Vegetarismus!*, S. 7f.

Tatsache« dar, zumal seine Abstammung auf die Menschenaffen zurückführe.[43] Mit der Rückkehr zur pflanzlichen Ernährung sorge man nicht nur für sich selbst, sondern auch für die »Nachkommenschaft, deren vorgeburtliche Bedingungen unter allen Umständen als Gewissenssache aufzufassen sind«[44]. Die Einsicht, wonach Rohkost dem Menschen angemessen sei, würden die Ärzte »Dr. Bircher-Benner (Schweiz)« und »Dr. Kellogg (Amerika)«, der Erfinder der Cornflakes, bestätigen: Namentlich der erstere habe gezeigt, dass die Leistungsfähigkeit mit der Sonnenenergie, die der Nahrung entnommen werde, steige.[45] Das Ziel bestehe im ausschließlichen Verzehr von Früchten und Nüssen. Auf dem Weg dahin seien die Nahrungsmittel schonend zu garen, wofür es inzwischen geeignete Geräte wie »›Petersons Reformkocher‹ bei Ludwig Schneider Oos, Baden« gebe: »Ein Reformkocher sollte in keinem Haushalt fehlen, jeder andere Kochherd oder Schnellsieder aus demselben entfernt werden und mit ihm auch das so ungemein lästige Erhitzen der Stähle zum Bügeln der Wäsche.«[46] Denn bei der Kleidung sei ebenfalls eine Reform nötig, und zwar vom modischen zum luftdurchlässigen, ungebügelten Gewand. Die Stoffe für Bettwäsche erhalte man bei »Kolle, Wernigerode, Harz« und für Leibwäsche bei »Mahr, Pinneberg, Holstein«.[47]

Nachdrücklich wird in der Broschüre *Vegetabilismus! Vegetarismus!*, die ein späterer Teilhaber als »für die Gedankenwelt der Monte-Veritaner charakteristisch«[48] bezeichnete, vor den Gefahren von Gewürzen und anderen Reizmitteln gewarnt. Sie brächten eine »Überreizung der Sinne« mit sich, ja könnten »zu unedler Gesinnung, zu wilden Ausschreitungen, zu mannigfachen Anomalien des Geistes« führen.[49] Diese »Ausbrüche sinnlicher Leidenschaft«, wie sie vor allem in Fabriksvierteln und Großstädten vorkämen, ließen sich durch reine Pflanzenkost hemmen: »Das ganze sittliche Niveau der arbeitenden Klasse wird gehoben, wenn sie aufgeklärt und der vegetabilischen Ernährungsweise zugeführt wird.«[50] Auch die »Barbarei des Krieges« entspreche jenem »tiefen Racenniveau«, auf dem sich ein Fleisch, Tabak und Alkohol konsumierendes Volk befinde. »Vegetarische Lebensführung wirkt besser als Gesellschaften der Friedensfreunde und als Friedenskongresse«, heißt es weiter, »denn sie bringt das Einzelwesen auf eine sittlich so hohe Stufe, dass ihm der blutige Kampf zwischen Mensch und Mensch unmöglich wird.«[51] Was Ida Hofmann im Sinn hatte, worauf ihre Streitschrift hinauslief, ist mit der Idee universeller Menschenrechte schwer vereinbar. Es ging ihr nicht um die Definition

43 Ida Hofmann-Oedenkoven: *Vegetabilismus! Vegetarismus!*, S. 44.
44 Ida Hofmann-Oedenkoven: *Vegetabilismus! Vegetarismus!*, S. 45.
45 Ida Hofmann-Oedenkoven: *Vegetabilismus! Vegetarismus!*, S. 18f.
46 Ida Hofmann-Oedenkoven: *Vegetabilismus! Vegetarismus!*, S. 11f.
47 Ida Hofmann-Oedenkoven: *Vegetabilismus! Vegetarismus!*, S. 13.
48 Robert Landmann: *Monte Verità*, S. 171.
49 Ida Hofmann-Oedenkoven: *Vegetabilismus! Vegetarismus!*, S. 10.
50 Ida Hofmann-Oedenkoven: *Vegetabilismus! Vegetarismus!*, S. 26f.
51 Ida Hofmann-Oedenkoven: *Vegetabilismus! Vegetarismus!*, S. 27.

einer ewigen Form, um eine Liste von Geboten, die jederzeit für jedermann gültig wären, sondern um die Bildung einer neuen Form mit individuellen Werten (die sie freilich von den Anthropoiden herleiten wollte): »Werdet und schaffet ›Menschen‹ im wahren Sinne des Wortes – Menschen höherer Lebensart und Gesinnung, und wie ein Glied einer Kette sich an das andere fügt, solche Wirkung nur solche Ursache hat, so schaffet Ihr Harmonie im Ganzen, wenn Ihr Harmonie im Einzelnen schafft.«[52]

+ + +

Was folgt auf die Erkenntnis? Was geschieht mit dem ethopoietischen Wissen, dem gesammelten *savoir spirituel*? Stellt man es ins Bücherregal? Lässt man es bei geselligen Anlässen ins Gespräch einfließen? »Die Wahrheiten, die Erkenntnisse liegen schlapp, fast leblos in uns, ohne elastische Kraft und Spannung. Sie müssen erst zur Macht von ›*fixen Ideen*‹ auswachsen, um in uns zu *wirken*! Wir müssen *irrsinnig* an ihnen werden können.« (*Pm* 39) Das heißt, es genügt nicht, den richtigen Wissensmodus zu wählen; die Einsichten sollen Teil unserer selbst werden, sich im Gehirn einprägen und das Verhalten ändern. »Wie lange dauert es, bis eine alte Erkenntnis durch irgend einen Hokus-Pokus zur Kraft eines unentrinnbaren Gesetzes anwachse in den Gehirnen!?!?« (*Pm* 66) Das hängt für P. A. von der Begeisterung ab, mit dem ein Gedanke verfolgt wird, von der Frage, ob eine Vorstellung sich zur ***idée fixe*** entwickelt und den ganzen Menschen zu beherrschen beginnt. Erstes Beispiel: »Reine sauerstoffreiche Luft bei Tag und Nacht, zu jeder Stunde, muss zu einer ›fixen Idee‹ der Menschheit werden! Alle Gesetze der Hygiene müssen im modernen Kulturmenschen zu ›fixen Ideen‹ auswachsen, zur Macht des Unentrinnbaren in uns!« (*Pm* 20f.) Zweites Beispiel: »Iss erst, *bis* du hungrig, höre auf, *ehe* du satt bist! Es muss zu einer ›fixen Idee‹ werden, zu einer Religion.« (*Pm* 32) Die beiden Grundsätze – frische Luft zu atmen und mit Hunger zu essen – stellen Aphorismen im ursprünglichen Sinn des Wortes dar, nämlich medizinische Lebensregeln. Sie sollen den Alltag der »modernen Kulturmenschen« ordnen, ihn wie eine »Religion« formen. Das Buch *Pròdrŏmŏs* enthält eine Reihe von »fixen Ideen«, von wahren Sätzen, die ständig wiederholt und also eingeübt werden. »Immer wieder auf gewisse Dinge zurückkommen?!?«, fragt P. A. »Ja, man kommt immer wieder darauf zurück, dass 2 und 3 5 ergebe.« (*Pm* 26) Es ist eine Methode, sich selbst zu konditionieren, eine Brücke von der Erkenntnis zur automatisierten Handlung. Der nächste Text lautet: »Vino Condurango, die undurchdringlichen Mysterien unseres Nervensystemes besiegst du durch die undurchdringlichen Mysterien der Condurango-Rinde des Ceylon-Baumes!« (ebd.) Dieser Slogan für einen Kräuterwein gegen Magenstörungen setzt sich aus zwei Teilen zusammen – dem Markennamen und der Handlungsanweisung. Eine wesentliche Reklame-Technik besteht

52 Ida Hofmann-Oedenkoven: *Vegetabilismus! Vegetarismus!*, S. 30.

darin, ihn endlos zu repetieren. »Habe ich das schon einmal mitgeteilt?!?«, heißt es an einer anderen Stelle von *Pròdrŏmŏs*: »Ich sollte es noch hundertmal erwähnen. Bis zum Überdrusse.« (*Pm* 82)

Dass die **»Einübung der Wahrheit«**[53] weder eine Erfindung der Lebensreform noch der Werbung war, wird in Foucaults Lektüre der griechischen und römischen Philosophen deutlich. Er bezeichnet deren philosophische Askese als eine »Wahrheitspraxis«[54], die das Individuum mit *paraskeue* ausstatte. Es handelt sich um eine Vorbereitung auf die Ereignisse des Lebens, eine Ausrüstung mit *logoi*, worunter vernunftbegründete, tatsächlich gehörte oder gelesene Sätze zu verstehen sind, die durch Wiederholung, tägliche Übung, durch Memorieren und Aufschreiben assimiliert werden. Das Ziel war, den *logos* in *ethos* zu verwandeln: »Die *paraskeue* ist die Struktur, die die ständige Transformation der fest im Subjekt verankerten wahren Reden in ethisch vertretbare Verhaltensgrundsätze gewährleistet.«[55] Wenn man die Selbstbeherrschung zu verlieren, ein unerwartetes Ereignis die Seele aus der Ruhe zu bringen droht, müssen die *logoi* eigenständig reagieren, den Angriff abwehren, um die Autarkie und die Ataraxie, die Unabhängigkeit und die Gelassenheit des Subjekts, aufrechtzuerhalten. »Es geht darum«, schrieb Foucault in einem Resümee der Vorlesungen zur *Hermeneutik des Subjekts*, »aus der gelernten, dem Gedächtnis einverleibten und schrittweise in Anwendung gebrachten Wahrheit ein Quasi-Subjekt zu machen, das souverän in uns herrscht.«[56] In letzter Konsequenz soll man selbst sein, was die *logoi* aussagen; idealerweise formt die Askese den Philosophen zum Subjekt der Veridiktion. Diese Vorstellung liegt der griechischen *parrhesia* wie der lateinischen *libertas* als philosophischem Prinzip zugrunde. Um ein Beispiel für die Forderung nach »Wahr-Sprechen« zu geben, zitiert Foucault aus Senecas 75. Brief an Lucilius: »Was wir meinen, wollen wir aussprechen, was wir aussprechen, wollen wir meinen; die Rede soll mit dem Leben übereinstimmen. Der hat sein Versprechen erfüllt, der ein und derselbe ist, wenn man ihn sieht und wenn man ihn hört.«[57] Stoisch verstanden, muss der Philosoph die Kluft zwischen Erkennen und Handeln überbrückt haben, seine Lehre vorleben, im wörtlichen Sinn wahrhaftig sein. Das *ethos* zeigt sich nicht nur in den Aussagen und den Beziehungen zu anderen Menschen, sondern »in seiner Kleidung, seiner Bewegung, seiner Art zu gehen, in der Ruhe, mit der er auf alle Ereignisse reagiert«[58].

Aus diesem Gedanken folgt nicht, dass der Körper den Charakter festlegt, sondern dass es in der Macht des freien Mannes liegt, sein Leben zu gestalten. Man sieht dem Gegenüber nicht an, wie er ist und bleiben wird, sondern welche Wahr-

53 Michel Foucault: *Hermeneutik des Subjekts*, S. 391.
54 Michel Foucault: *Hermeneutik des Subjekts*, S. 389.
55 Michel Foucault: *Hermeneutik des Subjekts*, S. 401.
56 Michel Foucault: *Hermeneutik des Subjekts*, S. 610f.
57 Zit. nach Michel Foucault: *Hermeneutik des Subjekts*, S. 490.
58 Michel Foucault: »Die Ethik der Sorge um sich als Praxis der Freiheit«, S. 260.

heiten er sich einverleibt hat, wer ihn konditioniert hat. »Ich sah eine junge Person in unbeschreiblicher natürlicher Anmut Arm und ideale Hand auf die Sessellehne legen. Ich sagte sogleich infolgedessen zu ihr: ›Sie können nicht lügen!‹« (*Pm* 47) Was P. A. an dem Mädchen begeistert, ist ihre relative Formlosigkeit, ihr Gestaltungspotenzial. Sie ist noch nicht völlig vom Wertesystem ihrer Umgebung geprägt, denn für den Erwachsenen heißt Tugenden lernen, nach einer kynischen Wendung, Laster verlernen.[59] Aber es geht nicht darum, einen kindlichen Naturzustand wieder zu erlangen: »Oh schöne Kinderzeit, wenn du nur nicht so *stupid* wärest!« (*Pm* 7) In den Augen von P. A. muss der »Geist« jene »Natur« erkennen, die als Kriterium der Subjektivierung dienen soll – »allerdings eine Natur«, wie Foucault im Hinblick auf Seneca betont, »die nie gegeben war, die nie als solche im Individuum in welchem Alter auch immer aufgetreten ist«[60]. Eine der letzten Skizzen von *Pròdrŏmŏs* heißt »Sommernacht in Wien«. Sie handelt von drei Wiener Blumenmädeln, die nach der Arbeit im »Englischen Garten« ins Kaffeehaus kommen, um sich zu vergnügen, um zu trinken und zu tanzen. Anstatt für ihre »künstlerischen Qualitäten« geehrt, würden Wally, Steffi und Tertschi von den anderen Gästen missachtet, die sich nur von »immens bezahlten ›Sternen‹« unterhalten ließen. »Es schämt sich ausserdem heute ein jeder, begeistert zu sein, aus sich selbst für Augenblicke herauszutreten, einfach *ausser sich zu sein*!«, klagt P. A. »Jeder hat im Kampf ums Dasein irgendwo eine schäbige Würde zu bewahren, eine Stellung zu berücksichtigen! *Einer Lüge seine Wahrhaftigkeit zum Opfer zu bringen!*« (*Pm* 197–199) Die einfachen, infamen Mädchen, die tagsüber Blumen anbieten, kommen nachts nicht zu sich selbst, sondern stülpen sich um, treten aus sich heraus, bewegen sich mit einer Begeisterung, die ihre Seinsweise verändert. Die Männer suchen im nächtlichen Kaffeehaus hingegen Zerstreuung, Ablenkung vom bürgerlichen Leben, das sie als Familienväter und Kaufleute führen. In den alltäglichen Ablauf, den sozialdarwinistischen »Kampf ums Dasein« verstrickt, bleiben sie die »*Hohlköpfe*« (*Pm* 199), die sie sind.

Es ist eine Variante der Dummheit, die in *Pròdrŏmŏs* viele Namen trägt: Sie kommt als »Idiot«, »idiotisch« und »Idiotismus« vor, als »stupid« und »Stupidität«, als »blödsinnig«, »Selbstbetrug«, »Trottel« usw. Mit dem Wortfeld richtet sich P. A. einerseits gegen soziale Praktiken, die nicht hinterfragt werden, und anderseits gegen den Glauben, man müsse das Wissen an sich aufgeben, um einfach und natürlich zu leben. Der moderne Mensch kann und soll nicht zu einem verklärten Ursprung zurückkehren: »Kindheit und Jugend sind die öden torkelnden Verbrechen des Unwissens! Die Sandwüsten gepriesenen Instinkt-Vegetierens! Gott *weiss*, und nur der *Wissende* kann Gott-*ähnlich* werden, tief und friedevoll! Kindheit und Jugend – – – Hallstädter [sic] Kretin-Dasein! *Idylle des Trottels!*« (*Pm* 86) Der »Wissende« ist kein Gebildeter, der große Fachkenntnisse besitzt, sondern ein Weiser,

59 Vgl. Michel Foucault: *Hermeneutik des Subjekts*, S. 128.
60 Michel Foucault: *Hermeneutik des Subjekts*, S. 128.

der sich Wahrheiten angeeignet hat. Er gleicht Senecas Philosophen oder Kierkegaards Christus, der »*ist*, was er spricht«[61]. In der *Einübung im Christentum* wird vom Prediger gefordert, ein vorbildlicher Christ zu sein, »das heißt, daß er selbst das ist, was er verkündet, oder jedenfalls danach strebt, es zu sein«; tatsächlich würden die meisten Predigten aber aus unpersönlichen »Betrachtungen« bestehen.[62] Jesus wolle keine »Bewunderer« oder »Anhänger«, sondern »Nachfolger«, die nach seinem Vorbild »geformt« seien.[63] Wie würde ein gegenwärtiger Philosoph auf Christus als Zeitgenossen reagieren, fragt sich Kierkegaard und erfindet die Stellungnahme eines Hegelianers: »Er hat keine Lehre, kein System, er weiß im Grunde nichts; er kommt mit einzelnen aphoristischen Aussprüchen, ein paar Sentenzen und ein paar Parabeln, er repetiert und variiert immerfort, wodurch er die Masse blendet, […] so daß sie, statt etwas zu erfahren und wirkliche Belehrung zu bekommen, an ihn glauben lernt, an ihn, der einem so fatal wie möglich fortwährend seine Subjektivität aufnötigt.«[64]

+ + +

»*Chiuso per restauro* – wegen Renovierung geschlossen«, steht auf dem gelben Schild, das mit Reißnägeln am Eingang der *Casa Anatta* befestigt ist. Marie-Christine hatte sich am Parkplatz des Hotels verabschiedet und uns den Fußweg durch tropische Gewächse gezeigt, der abwärts zum ehemaligen »Seelenhaus« des Monte Verità führt. Das zweistöckige Gebäude aus Stein und Holz wurde 1904 als Wohnsitz der Gründer Henri Oedenkoven und Ida Hofmann errichtet; seit 1981 diente es als Museum, in dem bis 2008 die Ausstellung »Brüste der Wahrheit« von Harald Szeemann zu sehen war. Nun sind die grünen Jalousien halb heruntergelassen, die weißen Fenster verrußt, die Latten dunkelbraun, morsch. Das charakteristische Flachdach, auf dem, wie uns Marie-Christine noch verraten hat, nackt gesonnt wurde, ist von einem Geländer umgeben; am Vorbau klettert Efeu hinauf. »Ziemlich trostlos«, sagt meine Begleiterin, und mir fallen, während wir ins Dorf hinuntergehen, die kritischen Stellen aus Erich Mühsams Reportage *Ascona* ein, die ich tags zuvor am Strand des Lago Maggiore gelesen hatte. Der Berliner Schriftsteller war auf einer Wanderreise, die er gemeinsam mit seinem Freund Johannes Nohl unternahm, 1904 ins Tessin gekommen. Ein Jahr später veröffentlichte er eine Broschüre über den Monte Verità, auf dem anfangs ein »recht hübsches kommunistisches Leben«, dann aber eine »Hotelpension mit ethischem Firmenschild« entstanden sei.[65] Der Siedlung fehle die »Basis einer revolutionär-sozialistischen Tendenz«,

61 Søren Kierkegaard: *Einübung im Christentum*, S. 54.
62 Søren Kierkegaard: *Einübung im Christentum*, S. 242f.
63 Søren Kierkegaard: *Einübung im Christentum*, S. 245–247.
64 Søren Kierkegaard: *Einübung im Christentum*, S. 86.
65 Erich Mühsam: *Ascona. Eine Broschüre.* Locarno 1905, S. 21f.

zumal der Vegetarismus als kollektive Idee nichts hergebe. So habe sich das Sanatorium zu einem »rein kapitalistischen Unternehmen« entwickelt, »an dem eigentlich nur noch einige in der Hausordnung gebotene Primitivitäten und der radikal durchgeführte Vegetabilismus an den ethischen Ursprung erinnern«.[66] Zu allem Überfluss werde der Monte Verità von »spiritistischen, theosophischen, okkultistischen oder potenziert vegetarischen« Gestalten heimgesucht: »Wer je in Vereinigungen irgendwie absonderlicher Prägung hineingerochen hat, weiss was ich meine, kennt die schmachtäugigen Blassgesichter, die von morgens früh bis abends spät nur beflissen sind, in untadeligem Lebenswandel Leib und Seele im Gleichgewicht zu halten.«[67] Was die »Sezessionisten« der ursprünglichen Gemeinschaft betrifft, so nennt Mühsam als Ersten Karl Gräser, der mit seinem Bruder Gustav zu den Gründern des Monte Verità gehörte. Früher ein Oberleutnant der österreichisch-ungarischen Armee, setze er heute den Befehl »Zurück zur Natur!« mit strenger Disziplin in die Tat um und stelle alles, was die kleine Familie zum Leben brauche, selbst her.[68] Seine Gefährtin Jenny, Ida Hofmanns Schwester, besitze im Übrigen »die beste Eigenschaft der Frauen«, denn sie könne »sich mit ganzer Seele und ganzem Geist ihrem Manne hingeben«.[69] Ginge es nach ihm, Erich Mühsam, sollte Ascona weder ein touristischer Kurort noch eine kommunistische Kolonie werden, sondern ein Asyl »für entlassene oder entwichene Strafgefangene, für verfolgte Heimatlose, für alle diejenigen, die als Opfer der bestehenden Zustände gehetzt, gemartert, steuerlos treiben«[70].

Kein Wunder, dass Ida Hofmann von diesem Vorschlag nicht angetan war. Mühsam und Nohl seien »im Großstadtleben heruntergekommene Figuren«[71]; sie zählte die beiden wohl zu jenem **»Menschenmaterial«**[72], das für die Verwirklichung ihres Projekts nicht taugte. Immer wieder beklagt sie das »Missverhältniss zwischen der zu leistenden täglichen Arbeit und der effektiven Leistung«, das zur »Entfernung schädlicher Elemente« geführt habe, »besonders der Faulenzer en gros«.[73] In ihren Augen waren Karl und Gustav Gräser naive »Naturmenschen«, von denen sich »Kulturmenschen« wie Henri und sie weder ausnutzen noch aufhalten lassen durften. Maßgeblich seien nicht die vergangenen, sondern die gegenwärtigen Bedürfnisse. So ändere die Einsicht, wonach die »Ahnen ein kräftiges langlebiges Geschlecht« waren, nichts an der Tatsache, dass man nun »an allen Gebrechen unrichtiger Blutbeschaffenheit zu leiden« habe. Die Lappländer, zum Beispiel, deren Fleischkonsum den Vegetariern entgegnet werde: »Ein heute ganz degenerir-

66 Vgl. Erich Mühsam: *Ascona*, S. 21 u. 23.
67 Erich Mühsam: *Ascona*, S. 25.
68 Vgl. Erich Mühsam: *Ascona*, S. 29f.
69 Erich Mühsam: *Ascona*, S. 33.
70 Erich Mühsam: *Ascona*, S. 58.
71 Ida Hofmann-Oedenkoven: *Monte Verità*, S. 80.
72 Ida Hofmann-Oedenkoven: *Monte Verità*, S. 65 u. 73.
73 Ida Hofmann-Oedenkoven: *Monte Verità*, S. 37 u. 60.

tes an Lepra krankes Volk!« Die entscheidende Frage laute, wie man über Generationen hinweg kräftig und gesund bleiben könne. »Das Gesetz der fortdauernden Entwicklung kennt keine Ausnahme«, erklärte Ida Hofmann, »es gibt daher Menschen und Rassen auf niedrigster, niedriger, höherer und höchster Entwicklungsstufe. Der niedrigen entspricht die Tötung des Tieres zum Zweck des Fleischgenusses, tierische Leidenschaften, sozial absolute Regierungssysteme, Eroberungspolitik und Kriege; der höheren und höchst entwickelten im Sinne des ›Dritten Reiches‹ von Ibsen in ›Kaiser und Galiläer‹ entspricht fleisch- und blutlose Nahrung, das Bedürfnis erhöhten sittlichen Lebens, das Streben nach freierer Verwaltung innerhalb des Staatensystems, friedlicher Ausgleich zwischen Individuen und Völkern, allmähliche Auflösung der Heeresorganisation, Entwicklung der Persönlichkeit und Individualität.«[74] Doch der Weg ins »Dritte Reich« zog sich nicht nur am Monte Verità. Der Ausdruck war im Jahr 1887 mit der Übersetzung von Henrik Ibsens Drama im deutschen Sprachraum erschienen. Die Nationalsozialisten übernahmen den Begriff später von völkischen Publizisten, setzten ihn anfangs propagandistisch ein und verboten ihn dann zugunsten der Bezeichnung »Großdeutsches Reich«. In seinem politischen Testament stellte Hitler allerdings das revolutionäre »Dritte Reich« dem ungenügenden »Menschenmaterial« gegenüber.[75]

+ + +

»Warum übertreten deine Jünger die Satzungen der Ältesten?«, fragten die Pharisäer, und Jesus antwortete: »Warum übertretet denn ihr Gottes Gebot um eurer Satzungen willen?«[76] Kierkegaard zitiert die Stelle aus dem Matthäus-Evangelium, um die Notwendigkeit des Zusammenstoßes zwischen einem Bestehenden als dem vermeintlich Wahren und der Subjektivität eines Einzelnen, der die Wahrheit vorlebt, zu belegen. Das Judentum der Schriftgelehrten sei zu Christi Zeiten »ein selbstzufriedenes, sich selbst vergötterndes Bestehendes« geworden, obwohl die Aufgabe jedes Menschen laute, in »Furcht und Zittern«, das heißt »im Werden« zu bleiben.[77] Der Einwand, das Christentum wäre menschenfeindlich, stamme von jenen, die sich nicht mit der Idealität plagen, sondern im Bestehenden einrichten würden: Das sei das »Weibische am Menschen«, weshalb der Verdacht gegen die Ehe begründet erscheine, denn »mit Weib und Liebe« setze sich der Wunsch nach einem gemütlichen, berechenbaren Leben durch.[78] Für Kierkegaard stellen »weibisch«, »jüdisch«, »christlich« usw. Existenzweisen dar, Vollzugsformen des Men-

74 Ida Hofmann-Oedenkoven: *Monte Verità*, S. 69–71.

75 Vgl. Cornelia Schmitz-Berning: *Vokabular des Nationalsozialismus.* Berlin/New York 2000, S. 156–160.

76 Vgl. Mt. 15, 1–12.

77 Søren Kierkegaard: *Einübung im Christentum*, S. 114f.

78 Søren Kierkegaard: *Einübung im Christentum*, S. 142.

schen, der nach einer Definition aus *Der Begriff Angst* eine von »Geist« getragene »Synthese aus Seelischem und Körperlichem« ist.[79] Die Synthese verwirklicht sich als Selbstverhältnis, als Subjektivierung, zum Beispiel vom Typus »jüdisch«, der sein Dasein nach den überlieferten Gesetzen richtet, oder vom Typus »christlich«, der Grundwerte aktualisiert und neue Lebensmöglichkeiten schafft. Man sollte dieses typologische Verständnis im Kopf haben, um die Kritik zu beurteilen, die P. A. an »den Juden« übt: »Alle Wahrheit, alle Erkenntnis muss zur *Kraft* einer ›Idée fixe‹, einer ›Verrücktheit‹ auswachsen! Man muss ein Irrsinniger werden können an seinen Erkenntnissen! *Begeisterung ist das Nervenmaterial Gottes! Es fehlt den Juden!* Sich selbst verbrennen können an einer Erkenntnis! ›Ich sterbe für diese Idee – – –!‹« (*Pm* 102) Dem »Judas-Wort«, wonach niemand über sich hinaus kann, setzt er den Aufruf »Opfert euch – – – euch selber!« entgegen. (*Pm* 101f.)[80] Gemeint ist weder ein jüdisches Volk, das nur auf seine eigenen Traditionen achtet, noch eine christliche Sekte, deren Mitglieder sich in den Märtyrertod stürzen. Es geht vielmehr um zwei verschiedene Existenzweisen: Einem Subjekt, das verbindlichen Normen gehorcht und die Wahrheit in Objekten erkennt, steht eine Subjektivität gegenüber, die nach selbstgewählten Regeln lebt und sich die Wahrheit in einem ständigen Prozess aneignet.

P. A. lehnt die Vorstellung eines Subjekts als Substanz ab und betont, dass die Subjektivierung das Selbst unaufhörlich verändert. »Unser Nervensystem trägt keinerlei Verantwortung für seine Moment-Impressionen«, heißt es in *Pròdrŏmŏs*. »Jede Minute hat ihre eigenen Gesetze. Frage mich um 6 Uhr, was ich um 5 für ein Mensch war?!? Vielleicht ein höherer, vielleicht ein niedrigerer – – –.« (*Pm* 181) Daraus folgt zum einen die Abwegigkeit des Gedankens, ein Mensch sei wegen seiner Herkunft auf ein Ethos festgelegt, und zum anderen die Dringlichkeit der Frage, wer von wem geprägt wird? Wenn wir keine universelle Struktur aufweisen, sondern aus variablen Bauteilen bestehen – wer setzt uns dann zusammen? Sind wir die Architekten unserer selbst? Oder werden wir von den Eltern, den Ärzten, den Werbeleuten entworfen? »Der ›*Einzige*‹ sein ist wertlos«, sagt P. A., »eine armselige Spielerei des Schicksals mit einem Individuum.« Man müsse »ein Erster, ein Vorläufer« sein, der die Wege »*der möglichen Entwicklung für alle Menschen*« aufzeigt: »*Wahre* Individualität ist, das *im voraus* allein zu sein, was später *alle*, *alle* werden müssen! *Falsche* Individualität ist, ein zufälliges Spiel der Natur sein wie ein weisses Reh oder ein Kalb mit zwei Köpfen. Wem nützte es denn?!? Es gehörte in ein *Kuriositäten-Kabinett der Menschheit*!« (*Pm* 155f.) Der »Dichter«, von dem in diesem

79 Søren Kierkegaard: *Der Begriff Angst.* Übers. v. Gisela Perlet. Stuttgart 1992, S. 52 u. 104.

80 Vgl. zu Peter Altenbergs Verhältnis zum Judentum Victoria Lunzer-Talos: »Judentum – Antisemitismus«. In: Heinz Lunzer u. Victoria Lunzer-Talos (Hg.): *Peter Altenberg. Extracte des Lebens. Einem Schriftsteller auf der Spur.* Salzburg u. a. 2003, S. 53–56; sowie Andrew Barker u. Leo A. Lensing: *Peter Altenberg: Rezept die Welt zu sehen.* Wien 1995 (= Untersuchungen zur österreichischen Literatur des 20. Jahrhunderts, Bd. 11), S. 25–32.

Text die Rede ist, zeichnet sich nicht durch seine ästhetischen Fähigkeiten aus, durch sein schriftstellerisches Talent, das eine »falsche Individualität« begründen würde; was ihn über die Masse herausragen lässt, ist seine Wirkung als ethisches Vorbild. Er soll eine »*wahre* Individualität« sein wie Kierkegaards Christus oder Nietzsches Zarathustra, ein Typus, der eine zeitgemäße Lebensform veranschaulicht. Aber erfüllt P. A. selbst diesen Anspruch? Erfindet *Pròdròmŏs* einen neuen Existenzmodus? Nein, das Buch stellt den **»Markt der Lebensweisen«**[81] dar, wie er sich im Jahr 1905 in Wien präsentiert. Auf ihm bieten Lebensreformer, Rassenhygieniker und Unternehmer Identitäten an, Ensembles von Werten, die den Menschen, der an der Schwelle einer polytheistischen Epoche steht, bilden sollen. P. A. probiert diese Angebote aus, macht eigene Vorschläge, bleibt jedoch wie die Hauptfigur in Robert Musils Roman ein »Mann ohne Eigenschaften«, ein leeres Blatt, das der Leser selbst beschreiben muss. – Der erste Abschnitt dieser typologischen Untersuchung hat sich mit der »panischen« **Wahrheit** befasst; in den drei folgenden Kapiteln wird es um die »panische« **Selbstsorge**, die »panische« **Reklame** und den »panischen« **Essayismus** gehen.

II

Blickt man auf den Wiener Stadtplan von 1904,[82] visieren die Augen wie von selbst einen Punkt östlich des Zentrums an. Er bildet die Mitte eines Fadenkreuzes, eines Quadrates, das von einer horizontalen und einer vertikalen Achse geteilt wird. Als wäre ein zielgenauer Luftangriff eingezeichnet, ist der Blickpunkt von einem dunklen Kreis umgeben, der das Viereck zur Hälfte ausfüllt. Der geometrische Fremdkörper befindet sich im zweiten Bezirk, am Ende des Praters, gleich neben der Trabrennbahn. Auf der aktuellen Karte sind dort Flächen arrangiert, die den Campus der Wirtschaftsuniversität markieren.

Der verschwundene Blickfang hieß »Rotunde« und wurde als Hauptgebäude der Wiener Weltausstellung von 1873 errichtet. Es handelte sich um einen gewaltigen Kuppelbau, der samt den beiden aufgesetzten Laternen und der abschließenden Kaiserkrone 85 Meter, also fast doppelt so hoch war wie das Pantheon in Rom. Während die Höhe und der Durchmesser des antiken Musters sich decken, maß die runde Stahlkonstruktion 108 Meter in der Breite; eine Unregelmäßigkeit, die den zeitgenössischen Eindruck verstärkt haben mag, dass Wiens neues Wahrzei-

81 Michel Foucault: *Hermeneutik des Subjekts*, S. 124. Foucault vergleicht hier Lukians Dialog *Bion prasis* über die antiken Philosophenschulen mit Woody Allens Filmen über das »New Yorker Psychoanalytikermilieu«.

82 Wiens historischer Stadtplan von 1904 ist neben der aktuellen Karte im Internet verfügbar unter URL: http://www.wien.gv.at/kulturportal/public (1.9.2014).

chen zwar eindrucksvoll, aber nicht schön sei.[83] Den quadratischen Rahmen bildeten Galerien, auf jeder Seite von Zutrittsportalen unterbrochen, die über Transepte in die Kuppel führten. Der Haupteingang im Süden war als Triumphbogen gestaltet, reich verziert und mit »Viribus Unitis«, dem Wahlspruch des Kaisers, überschrieben. Da die Rotunde wegen des finanziellen Misserfolges der Weltausstellung am Ende nicht, wie geplant, abgerissen werden konnte, wurde sie weiterhin für Großveranstaltungen genutzt. Es fanden Ausstellungen zur Elektrizität (1883), zum Musik- und Theaterwesen (1892), zum Kaiserjubiläum (1898) – und zur Hygiene statt: »Die in allen Kulturstaaten seit langem erkannte, sich allenthalben, auch im praktischen Leben bahnbrechende Erkenntnis der großen Bedeutung der Hygiene, deren Übung und Pflege die Entwicklung und Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes in hohem Maße beeinflußt, wie nicht minder die mit unbesiegbarer Gewalt zu Tage getretenen wissenschaftlichen und praktischen Errungenschaften der letzten Dezennien auf dem Gebiete der Hygiene, ließen bereits im Frühjahre 1905 in einem Mitgliede des späteren Direktionskomitees den Plan reifen, in der Haupt- und Residenzstadt Wien eine derartige Veranstaltung ins Leben zu rufen, um solcherart den großen Wert einer planmäßigen Wohnungs- und Körperpflege, sowie einer rationellen Ernährung zu veranschaulichen und so den breitesten Schichten der menschlichen Gesellschaft die Segnungen und Wohltaten der modernen Hygiene zu vermitteln.«[84] Aus dem Plan entstand ein Organisationsstatut, welches von einem Ehrenpräsidium unterstützt wurde, sodass sich Erzherzog Leopold Salvator im Herbst 1905 bereit erklärte, »das erbetene Protektorat huldreichst zu übernehmen«[85]. Damit war der Weg zur Rotunde, der größten Ausstellungshalle der Haupt- und Residenzstadt, geebnet. Die **»Allgemeine Hygienische Ausstellung«** wurde vom 12. Mai bis 15. Juli 1906 veranstaltet, stellte aber nicht, wie im zitierten Schlussbericht behauptet, die erste zum Thema dar. Denn in den 1880er Jahren hatte es bereits ähnliche Schauen in Berlin und Paris gegeben. Immerhin fand sie vor der internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden statt, die um 1905 schon im Gespräch war.[86] So gesehen, kann von einer Art Parallelaktion die Rede sein.

An den 65 Ausstellungstagen war die Rotunde von 9 bis 24 Uhr geöffnet. Wer am Südportal eine Eintrittskarte löste, die werktags 40 Heller kostete, gelangte durch das Querhaus in den Zentralraum, den ein Wiener Architekt als Garten »im

83 Vgl. dazu Stefan Konrath: *Der Blechhaufen von Wien – eine Studie über die wirtschaftliche und kulturhistorische Bedeutung der Wiener Rotunde.* Univ. Dipl. Wien 2008, S. 74–79.

84 *Schluss-Bericht über die unter dem höchsten Protektorate Seiner kaiserlichen und königlichen Hoheit, des Durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Leopold Salvator stattgehabte Allgemeine Hygienische Ausstellung in Wien-Rotunde 1906.* Hg. v. Direktions-Komitee der Ausstellung. Wien 1906, S. 5.

85 *Schluss-Bericht über die Allgemeine Hygienische Ausstellung*, S. 6.

86 Vgl. *Schluss-Bericht über die Allgemeine Hygienische Ausstellung*, S. 35.

antiken Stile«[87] gestaltet hatte. Hinter dem Springbrunnen in der Saalmitte befand sich ein von Säulen getragener Musiktempel, wo eine Statue der griechischen Gesundheitsgöttin Hygiea platziert war. Rund um diese »weiße Stadt«[88] standen gastronomische Pavillons, die Champagner, Pilsner Bier, österreichischen Wein und Kaffee von Julius Meinl ausschenkten. 200 Bogen- und 2000 Glühlampen sorgten für eine »Effektbeleuchtung«[89], die das Glasdach der Rotunde in den Abendstunden erstrahlen ließ. Nur drei der zehn Ausstellungsgruppen waren innerhalb der Kuppel untergebracht, darunter die Nahrungsmittel- und Getränkeindustrie, die den südwestlichen Viertelkreis ausfüllte. Anschließend stellten die chemischen und pharmazeutischen Betriebe ihre Produkte zur Schau: Neben Medikamenten und Desinfektionsmitteln wurden vor allem Kosmetika und Mineralwässer präsentiert. Im Hof hinter den Ständen dieser Abteilung befand sich eine Hauptattraktion, nämlich ein nachgebildeter Bergwerksstollen, der das Rettungswesen im Bergbau veranschaulichen sollte. Der östliche Halbkreis der Rotunde war der Haus- und Wohnungshygiene gewidmet, die 140 Aussteller umfasste. Zu den Exponaten der Gruppe zählten Asbestfußböden, Gasöfen, Badewannen und Wasserklosetts, Spucknäpfe, Fauteuils, Waschmaschinen, Eisschränke und Küchengeräte, Stahldrahtmatratzen, Liegestühle, Schutzhüllen für Telefonapparate, Schreibmaschinen und Bügeleisen.[90] Die restlichen Sektionen fanden in den Galerien Platz: Während es im Osttrakt um Gesundheits- und Krankenpflege sowie um öffentliche Hygiene ging, stand der Westflügel im Zeichen der Bekleidung und des Fremdenverkehrs; die Abteilungen neun und zehn – für Sport und Spiele sowie für Literatur und Graphik – lagen in der nordwestlichen Ecke des Gebäudekomplexes.

Von den 1174 Teilnehmern der Ausstellung stammten etwa drei Viertel aus Österreich-Ungarn, die anderen kamen großteils aus Deutschland, Frankreich und der Schweiz.[91] Was die Frequenz betraf, so wurde die Gesamtzahl der Besucher auf rund eine halbe Million beziffert. Nach den Zuschriften zu schließen, die im Anhang des Schlussberichtes abgedruckt waren, hatte es in der Wiener Presse Kritik gegeben, »daß die Ausstellung lediglich ein kommerzielles Unternehmen sei«[92]. Die Organisatoren versuchten diesem Eindruck im Katalog entgegenzuwirken, wo die Hygiene als »angewandtes Wissen und angewandte Kunst«[93] bezeichnet wurde, mit denen sich jedermann vertraut machen müsse. In einer Zeit, da sich Menschenmassen in Großstädten zusammendrängen würden, stelle die Gesundheits-

87 Josef Gally (Hg.): *Offizieller Katalog der unter dem höchsten Protektorate Sr. k. u. k. Hoheit des Durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Leopold Salvator stehenden Allgemeinen Hygienischen Ausstellung Wien-Rotunde 1906.* 2. Aufl. Wien 1906, S. 40.

88 *Schluss-Bericht über die Allgemeine Hygienische Ausstellung*, S. 13.

89 *Schluss-Bericht über die Allgemeine Hygienische Ausstellung*, S. 13.

90 Vgl. Josef Gally (Hg.): *Offizieller Katalog der Allgemeinen Hygienischen Ausstellung*, S. 47–58.

91 Vgl. dazu wie zum Folgenden *Schluss-Bericht über die Allgemeine Hygienische Ausstellung*, S. 21f.

92 *Schluss-Bericht über die Allgemeine Hygienische Ausstellung*, S. 32.

93 Josef Gally (Hg.): *Offizieller Katalog der Allgemeinen Hygienischen Ausstellung*, S. 4.

pflege eine soziale Forderung dar. Im Anschluss an das Verzeichnis der Aussteller fanden sich allerdings keine moralischen Gebote, sondern auf 48 Seiten Inserate – vom »Brauhaus der Stadt Wien« über »Reform-Zigarettenhülsen« bis zur »Villa Schlosser« im Kurort Abbazia. Als Beiblatt war eine Reklame für den »Universal-Corrector« von »Dr. V. Kienast« in den Katalog eingelegt: Vier Fotografien zeigen einen blonden Jungen, vielleicht sieben- oder achtjährig, der auf dem Behandlungstisch liegt, die hageren Beine in eine Vorrichtung aus Stangen und Schrauben gespannt. Auf Fig. 3 »Correctur einer Contractur des Hüftgelenkes« ist das Krankenhemd bis zum Bauchnabel hochgeschoben, der rechte Klumpfuß nach außen gespreizt, am Schambein ein Metallrohr senkrecht montiert. Der Apparat eigne sich zum »Redressement sämmtlicher angeborener und erworbener Deformitäten« der unteren Extremitäten.

+ + +

P. A. erzählt von einem Sommertag, wo Kinder in Sandalen am Seeufer spielten. Ungewohnt, aber vollkommen sei der Anblick der nackten Füße gewesen. Die zarten Gelenke und rosigen Zehen federten den Bruch der Konventionen ab. Ein stimmiges Bild, das sich verschoben hätte, wären auch die Mütter barfuß gegangen: »Bleibe solange *verhüllt*, *eingesargt*, oh Mensch, in deinem *Gewande*«, schließt P. A., »bis du durch *Schicksal* oder *Selbst-Erziehung* ein ›ästhetisches Zeugnis der Reife und Vollendung‹ vor dem Throne der Natur niederzulegen imstande bist!« (*Pm* 195f.) Er fordert nicht Lebensreform um jeden Preis. Das würde bedeuten, jene hornigen Füße, die Jahrzehnte in Stiefel geschnürt waren, auszupacken – ungeachtet des Aussehens und der Gerüche. Es geht um eine langfristige Umbildung durch Techniken, die Foucault mit Blick auf die antike Philosophie **»Künste der Existenz«** nennt: »Darunter sind gewußte und gewollte Praktiken zu verstehen, mit denen sich die Menschen nicht nur die Regeln ihres Verhaltens festlegen, sondern sich selber zu transformieren, sich in ihrem besonderen Sein zu modifizieren und aus ihrem Leben ein Werk zu machen suchen, das gewisse ästhetische Werte trägt und gewissen Stilkriterien entspricht.«[94] Wenn das Ziel darin bestünde, die herrschende Moral aufzuheben, um in Freiheit »natürlich« zu sein, wäre keine Arbeit an sich selbst nötig. Man muss ein Leben führen, das sowohl eigenständig reguliert als auch künstlerisch gestaltet ist. So heißt es in *Pròdrŏmŏs*: »Seinen Organismus als ein lebendig gewordenes edles Kunstwerk behandeln, betreuen, ist Kultur!« (*Pm* 43)

P. A. folgt einem klassischen Ansatz, um den Alltag individuell zu strukturieren. Er entwickelt eine Diätetik im ursprünglichen Sinn, nämlich eine Lehre von der richtigen Lebensweise. Verstaubt in Büchern, müsse das diätetische Konzept »*wieder auferstehen* in Gehirnen« (*Pm* 8). Damit ist nicht eine Übernahme der Prinzi-

94 Michel Foucault: *Der Gebrauch der Lüste.* Übers. v. Ulrich Raulff u. Walter Seitter. Frankfurt a. M. 1989 (= Sexualität und Wahrheit, Bd. 2), S. 18.

pien gemeint, wie sie etwa Hippokrates aufgestellt hat, sondern der Versuch, jene Übungen, Speisen und Getränke, Formen der Erotik zu finden, die für das Jahr 1905 in Wien angemessen sind. Foucault schreibt, »daß die ›Diät‹ als Lebensregel, als Lebensweise, eine fundamentale Kategorie ist, in der die menschliche Lebensführung gedacht werden kann; sie charakterisiert die Weise, in der man seine Existenz führt, und ermöglicht es, die Lebensführung mit Regeln auszustatten: eine Problematisierung des Verhaltens im Hinblick auf eine Natur, die man zu bewahren und der man sich anzupassen hat«[95]. Als »Lebenskunst« verstanden, diene die Diätetik nicht nur der Gesundheitspflege; sie lehre, »wie man sich als ein Subjekt konstituiert, das um seinen Körper die rechte, notwendige und ausreichende Sorge trägt«[96]. Der Fokus auf den Leib, den Foucault bei Denkern der Antike nachweist, findet sich auch bei Philosophen der Neuzeit, allen voran Friedrich Nietzsche. In der Autobiografie *Ecce homo* – 1888 entstanden, aber erst 1908 erschienen – begründet er die Tatsache, dass er so klug geworden ist, mit seinem diätetischen Regime. Was die Speisen und Getränke betreffe, laute die entscheidende Frage: »wie hast gerade *du* dich zu ernähren, um zu deinem Maximum von Kraft, von Virtù im Renaissance-Stile, von moralinfreier Tugend zu kommen?«[97] Nietzsche stellt der christlichen Moral, die er als lebensfeindlich empfindet, eine Ethik entgegen, die dem antiken Ideal des virilen Mannes entspricht. Seine Einsichten zur Ernährung und Bewegung, zum Klima und Stoffwechsel, die er in der Folge entfaltet, sind keine allgemeinen Gebote. Er teilt dem Leser mit, dass *ihm* die italienische Küche guttut, dass der Alkohol nichts für *ihn* ist, dass *er* beim Wandern am besten denken kann usw. Eine »Casuistik der Selbstsucht«, die in seinen Augen wichtiger ist als metaphysische Spekulation: »Hier gerade muss man anfangen, *umzulernen*. Das, was die Menschheit bisher ernsthaft erwogen hat, sind nicht einmal Realitäten, blosse Einbildungen, strenger geredet, *Lügen* aus den schlechten Instinkten kranker, im tiefsten Sinne schädlicher Naturen heraus – alle die Begriffe ›Gott‹, ›Seele‹, ›Tugend‹, ›Sünde‹, ›Jenseits‹, ›Wahrheit‹, ›ewiges Leben‹…«[98]

Das geforderte Umlernen erinnert an die Vorstellung der Konversion, der *conversio ad se*, wie sie Foucault als Kern der römischen Selbstkultur beschreibt.[99] Die Umkehr zu sich soll eine Subjektivierung bewirken, indem wahre Sätze eingeübt werden, die Ethos schaffen. Mit Nietzsches Wende von der Philologie zur Physiologie, die in *Ecce homo* erwähnt wird, setzt ein Prozess der Selbstbildung ein: »Antike Metriker mit Akribie und schlechten Augen durchkriechen – dahin war es

95 Michel Foucault: *Der Gebrauch der Lüste*, S. 131.

96 Michel Foucault: *Der Gebrauch der Lüste*, S. 140.

97 Friedrich Nietzsche: »Ecce homo. Wie man wird, was man ist«. In: Friedrich Nietzsche: *Kritische Studienausgabe.* Bd. 6. Hg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. München 1999, S. 255–374, hier: S. 279.

98 Friedrich Nietzsche: »Ecce homo«, S. 295f.

99 Vgl. Michel Foucault: *Die Sorge um sich.* Übers. v. Ulrich Raulff u. Walter Seitter. Frankfurt a. M. 1989 (= Sexualität und Wahrheit, Bd. 3), S. 89–92.

mit mir gekommen! – Ich sah mit Erbarmen mich ganz mager, ganz abgehungert: die *Realitäten* fehlten geradezu innerhalb meines Wissens und die ›Idealitäten‹ taugten den Teufel was! – Ein geradezu brennender Durst ergriff mich: von da an habe ich in der That nichts mehr getrieben als Physiologie, Medizin und Naturwissenschaften […].«[100] Die Passage stammt aus dem Abschnitt über das Buch *Menschliches, Allzumenschliches*, das eine Lebenskrise zum Ausdruck bringe. Eine schwere Krankheit habe ihn damals veranlasst, seine Gewohnheiten zu ändern, den Blick von fremden Texten abzuwenden und auf sich selbst zu richten. Die folgende Schrift *Morgenröthe* muss als Dokument einer Selbstbesinnung, einer Konzentration auf die eigene Sinnlichkeit, begriffen werden. In ihr findet sich die Parole: »Vor Allem und zuerst die Werke! Das heisst Übung, Übung, Übung! Der dazu gehörige ›Glaube‹ wird sich schon einstellen, – dessen seid versichert!«[101] Der Körper ist die Grundlage, auf der sich ein Bewusstsein errichten lässt. Um die gewünschte Haltung zu erlangen, bedarf es der Askese, der beharrlichen Einübung von Erkenntnissen, die das Selbstbild charakterisieren. Nietzsche erlernte diese Technik im Krankenbett. Sein Begriff der Gesundheit schießt allerdings weit über das schulmedizinische Ziel hinaus.

»*Ästhetik* ist *Diätetik*!«, behauptet P. A. »*Schön* ist, was *gesund* ist.« (*Pm* 128) Welches Verständnis von Gesundheit diesem Urteil zugrunde liegt, zeigt eine andere Stelle aus *Pròdrŏmŏs*: »Die *kranke* Lunge bedarf reiner sauerstoffreicher Luft, bei Tag und Nacht – – –. / Wozu?!? Um im besten Falle *normal* zu werden?!? / Aber die *gesunde* Lunge bedarf reiner sauerstoffreicher Luft, um ›*göttlich*‹ zu werden, *übermenschlich*!« (*Pm* 74f.) Für P. A. ist Diätetik wie für Nietzsche kein Heilmittel, sondern eine Technik zur Erhöhung des Selbst. Da Krankheiten mit diätetischem Wissen zu vermeiden wären, gelten ihm organische Leiden als »Sühne für Verbrechen«, als gerechte Strafen für den Verstoß gegen die Körpergesetze. (*Pm* 40f.) Wer den Tag des Jüngsten Gerichts nicht schon im Diesseits erleben will, muss sich eine Reihe von Wahrheiten zu eigen machen: »Anhäufung von Lebens-Energieen durch Einführung kolossal leichtverdaulicher nahrhafter Speisen, sogenannter Rekonvaleszenten-Kost, Wöchnerinnen-Kost, durch Atmen in ganz reiner Luft bei Tag und Nacht, durch Freiturnen, durch Hautpflege, Abführmittel etc. etc. und Benützung der angehäuften Spannkräfte zu seelisch-geistigen Betätigungen, ist der Entwicklungsweg der künftigen Menschen!« (*Pm* 22) Der Passus bringt auf den Punkt, worum es in diesem Kapitel geht. Das Thema ist die »panische« Selbstsorge, die Bedürfnisse regelt, Strategien ausarbeitet und einen Zweck verfolgt.

+ + +

100 Friedrich Nietzsche: »Ecce homo«, S. 325.

101 Friedrich Nietzsche: »Morgenröthe«. In: Friedrich Nietzsche: *Kritische Studienausgabe.* Bd. 3. Hg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. München 1999, S. 9–331, hier: S. 34.

Gruppe X, Nummer 1045: Ernst Heinrich Moritz. Der Messestand befand sich in der nordwestlichen Ecke der Galerien, die quadratisch um die Rotunde liefen, inmitten der kleinen Fachgruppe »Literatur und graphische Industrie«. Im Katalog der Wiener Hygiene-Ausstellung von 1906 wurde die **»Bibliothek der Gesundheitspflege«** des Stuttgarter Verlegers als das »beste Werk seiner Art« angepriesen; ein Herausgeber der Schriftenreihe, der Berliner Professor für Hygiene Max Rubner, war Mitglied des Ehrenkomitees der Ausstellung.[102] Am Beginn der Reklame, die im ersten Band erschien, steht ein Zitat des damaligen deutschen Vizekanzlers Arthur von Posadowsky: »Die Zukunft wird schliesslich dem Volke gehören, welches sich körperlich am widerstandsfähigsten und damit am wehrfähigsten erhält. Wer deshalb dafür kämpft den Massen Leben und Gesundheit zu erhalten, der kämpft für die Stärke und die Zukunft unseres Vaterlandes.«[103] Geschrieben von den »ersten wissenschaftlichen Autoritäten« des Faches, würden die Bücher das nötige Wissen liefern, um den eigenen Körper in Ordnung zu halten. »Es kann nur derjenige imstande sein, Krankheiten zu verhüten«, fährt die Anzeige fort, »der die Funktionen der einzelnen Organe nebst deren wichtigen Schutzvorrichtungen gegen krankmachende Einflüsse genau kennt.«[104] So umfasste die »Bibliothek« zwanzig Bände, die sich dem Thema arbeitsteilig und allgemein verständlich widmeten.

Für Philipp Sarasin drückt die Schriftenreihe einen Bruch im modernen Hygiene-Diskurs aus.[105] In Deutschland habe sich die Aufmerksamkeit um 1900 vom individuellen Körper auf den »Volkskörper« verschoben – ein Begriff, der aus der Ideologie des Sozialdarwinismus stammt. Die *hygiène*, wie sie in der *Encyclopédie* von Diderot und d'Alembert verstanden wurde, diente hingegen dem Projekt der Aufklärung: Die Menschen sollten nicht nur geistig, sondern auch körperlich unabhängig sein, sich von ihren Vormunden befreien, seien es Priester oder Ärzte.[106] Der 1765 publizierte Artikel gründet auf der Idee des autonomen Bürgers, der seine kognitiven und physischen Prozesse eigenständig steuert. Als Raster der Gesundheitspflege führt die *Encyclopédie* jene *sex res non naturales* an, die nach Galen das Gebiet der Hygiene bilden. Bei den sechs nicht-natürlichen Bereichen handelt es sich um Licht und Luft, Essen und Trinken, Bewegung und Ruhe, Wachen und Schlafen, Ausscheidungen sowie Gemütsregungen.[107] Sarasin zeigt, dass sich dieses Schema wie ein roter Faden durch die hygienische Literatur des 19. Jahrhunderts zieht. Den *sex res* folgend, wurde Krankheit als ein gestörtes Gleichgewicht zwischen Mensch und Umwelt aufgefasst, das den ganzen Organismus

102 Josef Gally (Hg.): *Offizieller Katalog der Allgemeinen Hygienischen Ausstellung*, S. 15 u. 138.
103 Johannes Orth: *Aufgaben, Zweck und Ziele der Gesundheitspflege.* Stuttgart 1904 (= Bibliothek der Gesundheitspflege, Bd. 1), S. 56.
104 Johannes Orth: *Aufgaben, Zweck und Ziele der Gesundheitspflege*, S. 58.
105 Vgl. Philipp Sarasin: *Reizbare Maschinen*, S. 258f.
106 Vgl. dazu wie zum Folgenden Philipp Sarasin: *Reizbare Maschinen*, S. 19 u. 73.
107 Vgl. Philipp Sarasin: *Reizbare Maschinen*, S. 36.

betrifft. Die Vorstellung der gesunden Balance äußerte sich nach zwei Mustern: Während zunächst ein reiztheoretisches Modell im Vordergrund stand, das sich auf den Zusammenhang von Bedürfnis und Befriedigung bezog, kam seit den 1850er Jahren die Lehre des Stoffwechsels auf, die den Körper als thermodynamische Maschine beschrieb.[108]

Von der »Wärmeökonomie« spricht beispielsweise Ernst Grawitz in dem Buch *Gesundheitspflege im täglichen Leben*, das 1900 in der Reihe »Volksbücher der Gesundheitspflege« erschienen war und dann in die gleichnamige »Bibliothek« übernommen wurde. »Die Eigenwärme des menschlichen Körpers«, führt der Internist aus, »wird durch ununterbrochene Verbrennungs- (Oxydations-) Prozesse in den Organen bedingt und durch die fortwährende Zufuhr von Nahrungsstoffen (Brennmaterial des menschlichen Organismus) unterhalten.«[109] Im Kapitel über die Ernährung wird auf den »hohen Brennwert« der Fette hingewiesen, »d. h. sie liefern dem Organismus bei der Verbrennung mehr als doppelt so viel Wärme und Kraft, als gleiche Gewichtsteile Eiweiß und Kohlehydrate, und sind infolgedessen für die Ökonomie des Körpers von hohem Werte«[110]. Durchschnittlich benötige ein erwachsener Mensch 50 Gramm Fett, 100 bis 120 Gramm Eiweiß und 500 Gramm Kohlenhydrate pro Tag. Welche Nährstoffe die einzelnen Lebensmittel enthalten, erfährt der Leser in tabellarischer Form.[111] Wie Sarasin hervorhebt, führte das thermodynamische Körperbild zu einer Verwissenschaftlichung des hygienischen Diskurses.[112] Was man vorher als individuellen Umgang mit inneren und äußeren Reizen verhandelt hatte, konnte nun präzise festgelegt werden. Die Gesundheit war keine fragile Balance mehr, sondern ein exaktes Gleichgewicht, eine berechenbare Norm, die für allgemein verbindlich erklärt wurde. Mit den Kategorien »Normalität« und »Volk« veränderte sich die Hygiene grundlegend: Im Lauf eines Jahrhunderts hatte sich aus der aufklärerischen Selbsttechnik eine biopolitische Disziplinartechnik entwickelt.[113]

»Wie der einzelne seinen besonderen Kampf ums Dasein innerhalb der Gesamtheit zu kämpfen hat, so haben auch die einzelnen Völker innerhalb der Völkergemeinschaft um ihr Dasein zu ringen«[114], schreibt Johannes Orth 1904 im ersten Band der »Bibliothek der Gesundheitspflege«, der in das Thema einführen sollte. Wenn der wirtschaftliche und wissenschaftliche Wettstreit in einen kriegerischen Konflikt umschlage, werde jene Nation siegen, deren Mitglieder »die höchste Leistungsfähigkeit« besäßen. Daher sei es heute mehr denn je notwendig, für sein geis-

108 Vgl. Philipp Sarasin: *Reizbare Maschinen*, S. 211–248.
109 Ernst Grawitz: *Gesundheitspflege im täglichen Leben.* Stuttgart 1900 (= Volksbücher der Gesundheitspflege, Bd. 3), S. 40f.
110 Ernst Grawitz: *Gesundheitspflege im täglichen Leben*, S. 87.
111 Vgl. Ernst Grawitz: *Gesundheitspflege im täglichen Leben*, S. 60–67.
112 Vgl. Philipp Sarasin: *Reizbare Maschinen*, S. 242–248.
113 Vgl. Philipp Sarasin: *Reizbare Maschinen*, S. 259.
114 Johannes Orth: *Aufgaben, Zweck und Ziele der Gesundheitspflege*, S. 4.

tiges und körperliches Wohl zu sorgen. Die Gesundheitspflege, erläutert der Berliner Pathologe, »setzt nicht nur eine genaue Kenntnis des normalen Körpers, des normalen Baues (der normalen Anatomie oder Morphologie), sowie der normalen Tätigkeit (der normalen Physiologie oder Biologie) voraus, sondern auch eine solche des kranken Körpers, des Baues des kranken Körpers (der pathologischen Anatomie oder Morphologie), sowie der krankhaften Tätigkeit (der pathologischen Physiologie oder Biologie)«[115]. Man müsse die medizinischen Laien vor Kurpfuschern und sogenannten Naturheilern warnen. Aufgrund des Fortschritts der Wissenschaft sei nur der studierte Arzt in der Lage, »ein richtiges Verständnis der Vorgänge im menschlichen Körper zu erlangen und die geeigneten Vorkehrungen zu treffen, welche den normalen Ablauf der Körpertätigkeiten verbürgen«[116]. Die wahre Naturheilkunde werde von der naturwissenschaftlichen Schulmedizin gelehrt. Das Ziel der Hygiene bestehe darin, »dem Menschen die natürlich ihm zukommende Leistungsfähigkeit zu erhalten, ihm die Mittel zu gewähren, den Kampf ums Dasein siegreich zu führen und sein Leben bis zu der natürlichen Grenze zu verlängern«[117]. Die Frage, ob die Gesundheitspflege eine »Rassendegeneration«[118] bewirke, verneint Orth: Es gäbe keine statistischen Belege für die These, dass die Erhaltung der Schwachen ein Volk insgesamt entkräfte. Dem ungeachtet, könne sich eine Anlage zu Krankheiten in bestimmten Familien festsetzen. »Auffrischung des Blutes, deren Bedeutung jedem Tierzüchter bekannt ist, spielt deshalb auch beim Menschen eine nicht untergeordnete Rolle.«[119] Der Gesellschaft erwachse nun die Aufgabe, die Zuchtwahl vernünftig zu regeln. Wer einen sozialen Sinn habe, müsse zu dem Entschluss kommen, »solchen Minderwertigen das Recht der Fortpflanzung abzuerkennen«[120].

+ + +

Die Sorge um den Leib, das Haus und die Liebe – das sind nach Foucault die drei Kategorien, in denen sich die Selbstpraxis der antiken Philosophie entfaltete. Er belegt diese Aufteilung in der Vorlesung zur *Hermeneutik des Subjekts* mit einem Brief, den Marc Aurel an seinen Rhetoriklehrer Fronto richtete.[121] Der spätere Kaiser gibt einen persönlichen Tagesbericht, bestehend aus diätetischen Details, familiären Pflichten und erotischen Bemerkungen. Eine Trias von **Diätetik, Ökonomik und Erotik**, die auch Foucaults letzte Bücher *Der Gebrauch der Lüste* und *Die Sorge um sich* gliedert. Die Lebenskunst, wie sie in *Pròdrŏmŏs* zum Ausdruck kommt,

115 Johannes Orth: *Aufgaben, Zweck und Ziele der Gesundheitspflege*, S. 8.
116 Johannes Orth: *Aufgaben, Zweck und Ziele der Gesundheitspflege*, S. 11.
117 Johannes Orth: *Aufgaben, Zweck und Ziele der Gesundheitspflege*, S. 40.
118 Johannes Orth: *Aufgaben, Zweck und Ziele der Gesundheitspflege*, S. 43.
119 Johannes Orth: *Aufgaben, Zweck und Ziele der Gesundheitspflege*, S. 51.
120 Johannes Orth: *Aufgaben, Zweck und Ziele der Gesundheitspflege*, S. 52.
121 Vgl. Michel Foucault: *Hermeneutik des Subjekts*, S. 203–208.

lässt sich ebenfalls den drei Bereichen zuordnen. Der Wirtschaft, das heißt der Leitung des *oikos* (griech. Haushalt), sind zwar nicht viele Texte gewidmet; als Metapher kommt das Thema aber häufig vor. Was die buchstäbliche Bedeutung angeht, setzt P. A. Geld mit Nervenstärke gleich: Indem es die Sorgen verringert, steigert es die Lebenskraft. (*Pm* 12/49) Im übertragenen Sinn gilt ihm der menschliche Organismus als »ein Kapital, mit dem man in Weisheit ein Rockefeller-Vermögen machen oder in Dummheit Bankrott machen kann« (*Pm* 29). Wer mehr Energien ausgibt als einnimmt, wird krank. Das Ziel ist jedoch keine ausgeglichene Bilanz, sondern ein hoher Überschuss, zu dem beispielsweise Champagner und Liebe beitragen. (*Pm* 29/167) Der schnellste Weg, um körperlich in Konkurs zu gehen, verläuft P. A. zufolge durch eine Beziehung mit einem Menschen, den man nicht liebt. In seinen Augen muss der Partner gewechselt werden, sobald die Anziehungskraft nachlässt. Deshalb hält er nichts von der Ehe, die eine individuelle Entwicklung verhindere, engstirniges Denken befördere und in den meisten Fällen zu einer Tragödie führe. »*Meine* Frau, *mein* Kind, *mein* Geschäft – – – das heisst: *meine Vorurteile*, meine *Leere*, meine *Un*-Menschlichkeit«, schreibt P. A. und fügt als Kontrast hinzu: »Er ging in die Vorstadt hinaus, zu der Frau, die ihr Kindchen misshandelt hatte. Er trat ein, gab der Bestie zwei fürchterliche Ohrfeigen, liess sich verurteilen, fertig.« (*Pm* 100) Sein Standpunkt ähnelt der kynischen Überzeugung, dass ein Philosoph keinen Haushalt gründen solle, weil er sich um alle Menschen zu kümmern habe; im Gegensatz zur Stoa, die für die Ehe eintrat, lehnten die Kyniker private Bindungen ab.[122]

Der Bezug zur Antike ist auch bei der Diätetik vorhanden, zumal die Gesundheitslehren in *Pròdrŏmŏs* dem galenischen Schema der *sex res non naturales* folgen.[123] Am häufigsten spricht P. A. Fragen der Ernährung an, wobei der Fokus auf einer »Algebra der Verdauungstätigkeiten« liegt: »Von der Kraft, die der Speise innewohnt, musst du, Törichter, Leichtsinniger, die Kraft abziehen, die *du aufwenden musst* zu ihrer *Verarbeitung*!« (*Pm* 13) Um nach dem Mahl gestärkt, nicht geschwächt zu sein, soll man erstens hungrig und zweitens leicht essen. Er empfiehlt: »Poularde, Chapon de Styrie, ganz frische Fluss- und Seefische (vor allem Zander, Fogosch, Sole, Branzin, Schellfisch), junge Rebhuhn-Brüste, Hirn, Bries; dann ganz weichgekochter Karolinen-Reis; Spinat; ganz weiche Eidotter; Fleisch-Suppe; Extraktum Puro; *Beef tea jellie*; Sardines de Nantes, geschält natürlich; Erdapfel-Pürée; Gervais-Käse, mit Salz; grünes Erbsen-Pürée; ganz mürbe Schinken-Steaks; *ganz weich gekochte* Makkaroni; rohe Eidotter in Fleischsuppe gesprudelt; saures Obers; abgekochtes Obers mit einem Gläschen Rum zur Parfümierung; Schwedi-

122 Vgl. Michel Foucault: *Die Sorge um sich*, S. 202–208. Vgl. zu Peter Altenbergs kynischer Haltung Peter Wellering: *Zwischen Kulturkritik und Melancholie. Peter Altenberg und die Wiener Jahrhundertwende.* Stuttgart 1999 (= Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik, Bd. 366), S. 95–112.

123 In der modernen Fassung der Hygieniker enthält das Raster die neue Kategorie *applicata*, zu der unter anderem die Kleidung gehört; vgl. Philipp Sarasin: *Reizbare Maschinen*, S. 98f.

scher Tee (Tee direkt in siedendes Obers geschüttet, bis es goldgelb wird); Emmentaler-Pürée; Crême d'orge; Ostsee-Fettheringe, Milchner; alles was überhaupt möglich ist, in *Pürée*-Form!« (*Pm* 27f.) Die ausgewählte Kost zeugt keineswegs von Verzicht, sondern von einem abwechslungsreichen, delikaten Speiseplan, der den Verdauungstrakt schonen soll. Wenn es trotz Fisch und Püree zu Verstopfungen kommt, schaffen Abführmittel Hilfe. »Keine Rückstände«, fordert P. A. »Purgiert, purgiert!« (*Pm* 95) Abgesehen davon, dass ein voller Darm Lebenskraft verbraucht, schlägt der langsame Stoffwechsel aufs Gemüt – eine Vorstellung, die an Nietzsches Kritik der deutschen Küche erinnert.[124] So gesehen, wird dunkles Fleisch nicht abgelehnt, um den Rindern das Schlachten zu ersparen; das Motiv ist der Umstand, dass es schwer im Magen liegt, betrübt und träge macht. (*Pm* 67) Daher rührt der Wille, die Ethik auf die Ernährungsweise zu gründen: »Eine Speise zu sich nehmen, die nicht eine *unbedingte* Notwendigkeit ist für den Organismus und nicht zugleich *leichtest verdaulich* ist, wird einmal als ein Vergehen gegen die Sittlichkeit beurteilt werden!« (*Pm* 42) Ungeachtet der Strenge, mit der P. A. seine Ansichten vorbringt, handelt es sich um fakultative, nicht um verbindliche Regeln. Denn wie lange könnte man dem Rat folgen, täglich »10 in Fleischbrühe eingesprudelte rohe Eidotter« zu essen? (*Pm* 110) Der Alkohol, zum Beispiel, ist an sich weder gut noch schlecht, sondern ein Mittel, um die eigene Unvollkommenheit zu ertragen. Wer nach Idealen lebt, muss im Alltag mit der Erfahrung zurechtkommen, dass sein Verhalten oft nicht dem Selbstbild entspricht. Das Bewusstsein dieses Abstands äußert sich als Melancholie, als Trauer über die Unfähigkeit, den individuellen Ansprüchen zu genügen: »Der Gulden, den wir *mehr* ausgeben als wir sollten, die Frau, die wir als Ungeliebte, Unverehrte *dennoch* in unsere Arme nehmen, die Stunde, die wir dem *notwendigen* Schlafe rauben, die Nahrung, die wir *überflüssigerweise* geniessen, alles, alles, was nicht das heilige *Notwendige* im Haushalt des natürlichen Organismus repräsentiert, es muss durch Alkohol in unseren reuevollen Gedächtnissen ausgetilgt werden!« (*Pm* 119) In schwermütigen Momenten helfen Bier und Schnaps, dem Versuch der Selbstbildung treu zu bleiben – ein Versuch, der in *Pròdrŏmŏs* untrennbar mit der Erfahrung des Scheiterns verbunden ist.

Zu den fixen Ideen, die P. A. verbreitet, gehört der Grundsatz, frische Luft zu atmen. Erst dann, wenn der Aufenthalt in stickigen Räumen als unerträglich, als »eine tödliche Beleidigung deines Organismus« empfunden wird, hat sich diese Einsicht zur persönlichen Haltung gewandelt. (*Pm* 8f.) Der Bedarf an Sauerstoff ist daher ein Gradmesser für die Weisheit eines Menschen, die sich auch in der Gestik zeigt. »*Körperliche* Starrheit – – – geistige und seelische Starrheit!«, heißt es in *Pròdrŏmŏs*. (*Pm* 172) Die Wahrheiten sollen Ethos werden, das alltägliche Verhalten prägen: Während elastischer Gang von innerem Adel zeugt, stellen schwerfällige Bewegungen »ein Verbrechen« dar. (*Pm* 61/83) Gymnastik zu amerikanischen Militärmärschen ist die beste Methode, um locker zu werden. »Die Musik muss aufsta-

124 Vgl. Friedrich Nietzsche: »Ecce homo«, S. 279f.

cheln und Kräfte auslösen!«, schreibt P. A. »Freiturnen sei eine Art Bewegungs-Schlacht. Vor, vor, nur vor, gebt euer Letztes!« (*Pm* 85) Beim Tanzen geht man aus sich heraus und trainiert den Körper, ohne Muskeln aufzubauen; kräftige Waden hingegen »sind fast ein moralischer Defekt« (*Pm* 116). Schlank und beweglich wünscht sich P. A. den modernen Leib, der im Übrigen unverhüllt bleiben soll: »*Man kann nicht wenig genug anhaben!*« (*Pm* 71) Die Freizügigkeit hat keine sittenwidrigen, sondern diätetische Gründe. Denn erstens müsse die Haut gut belüftet sein, weshalb »*keinerlei* Unterkleider« zu tragen sind (*Pm* 70); und zweitens dürfe die Bewegungsfreiheit durch die Garderobe nicht eingeschränkt werden: »In jeder Gewandung muss man die tiefe Rumpfbeuge nach vor- und rückwärts, die tiefe Kniebeuge, das Anfersen, das Beinheben nach vor- und seitwärts, den Port-de-bras nach auf- und seitwärts, das Arm-Stossen nach unten, oben, seit- und vorwärts in unbeschreiblich beschleunigtem Tempo ausführen können!« (*Pm* 46) Als eine »überkommene Institution« bezeichnet P. A. die Gewohnheit, im Freien den Kopf zu bedecken. (*Pm* 69) Hüte seien im 20. Jahrhundert so wenig angebracht wie Postkutschen zur Zeit der Eisenbahnen – mit Ausnahme von Sombreros, die Frauen zu spanischen Tänzen verleiten würden. (*Pm* 105) Was die Körperpflege betrifft, findet sich in *Pròdrŏmŏs* etwa der Ratschlag, wöchentlich ein laues Bad zu nehmen. (*Pm* 39) Die Temperatur des Wassers soll, um den Stoffwechsel zu beschleunigen, genau 27 Grad betragen. Sind die Fingernägel dann aufgeweicht, biete sich eine Maniküre an. (*Pm* 31) Für die Mundhygiene wird eine halbweiche Zahnbürste in Kombination mit »Pasta Dr. Suin de Boutemard« empfohlen. (*Pm* 35) Und zur Förderung der Durchblutung eigne sich ein »flesh-glove«, mit dem die Haut morgens abzureiben sei. (*Pm* 61) Das Frottieren härtet den Körper ab, bereitet auf das Tagesgeschäft vor, nachdem die Kräfte in der nächtlichen Ruhe wieder gesammelt wurden. Für P. A. stellt Schlafen ein Wundermittel dar, das man notfalls mit Medikamenten herbeiführen muss. Wichtig ist, dass sich die Arznei restlos auswirken kann, dass man also bis zum Überdruss liegen bleibt, auch wenn es zwanzig Stunden dauert. (*Pm* 9f.)

Was bedeutet, um zur Erotik überzugehen, die Aussage, *Pròdrŏmŏs* sei der erste »Versuch einer *physiologischen Romantik*«? (*Pm* 110) Es handelt sich um den gleichen Ansatz wie beim Essen: Erotische Beziehungen sollen die Kräfte der Beteiligten stärken, nicht schwächen. Während P. A. dem energieraubenden Sexualakt sehr kritisch gegenübersteht, und zwar ganz im Sinn der antiken Selbstsorge,[125] erscheint ihm die platonische Liebe zur Seele als »der genialste Akkumulator und Regenerator« des Menschen. (*Pm* 40) Wenn der Sohn beginne, Frauen zu begehren, müsse ihm der Vater raten: »Gehe zu jenem Weibe, bei dem der Gedanke, sie nie wiederzusehen, dich tief *bedrücken* würde! Selbst im Bordell kannst du eine solche finden. Es muss unter allen Umständen vorerst eine *seelische Angelegenheit* sein!« (*Pm* 11f.) Die Prostituierte wiederum habe ein dreifaches Verhältnis zum anderen Geschlecht

125 Vgl. Michel Foucault: *Der Gebrauch der Lüste*, S. 151–179; *Die Sorge um sich*, S. 148–162.

– das »Mann gewordene Portemonnaie« wählt sie mit dem Hirn, das »Flugerl« mit den Sinnen und den »Strizzi« mit ihrem Herzen. (*Pm* 47f.) Für alle Übrigen, die Sexualverkehr nicht beruflich ausüben, dürfe der Akt »nur die *Erlösung* von übermächtig angesammelten, aufgespeicherten Lebens-Energieen der Seele« sein. (*Pm* 90) Bei der Partnerwahl lautet die entscheidende Frage, ob sie für ihn und er für sie ein »Tonikum« ist? (*Pm* 83) Denn letztlich sei »die Liebe eine hygienisch-diätetische Angelegenheit« wie Tanzen und Turnen: Sie muss den Stoffwechsel beschleunigen, die Lebenkraft steigern. (*Pm* 175f.) Findet eine Frau den richtigen Mann, blüht sie auf und erreicht den Gipfel ihrer Schönheit. (*Pm* 107) Demgegenüber kann die passende Geliebte dem männlichen Gehirn zur göttlichen Weisheit verhelfen: »Der Schöpfer dachte sich in genialer Weise mich *als Mittel* aus, den Mann durch mich zu Seinem Ebenbilde zu erhöhen!« (*Pm* 140)[126] Am besten wird dieser Dienst von jungen Mädchen erfüllt, die nicht die Rolle der Ehefrau spielen, sondern natürlich schön sind, »losgelöst vom Zwecke, ganz in Grazie und Zartheit schwebend«. (*Pm* 53f.) Eine Anmut, die man mit den Augen genießen, aber nicht auf »das Prokrustesbett seiner Bedürfnisse« legen soll. (*Pm* 113) Umgekehrt kennzeichnet das Verlangen nach Sex und Fortpflanzung die »unideale Frau«, die den Mann auf das »normale Mass« zurechtstutzen will: »Deine Träumereien, deine Utopien, deine Wahrheits-Ahnungen, deine Fanatismen nimmt sie liebevoll gleichsam in ihrem Becken auf!« (*Pm* 17f.) Nachkommen in die Welt zu setzen, heißt für P. A., die eigene Entwicklung aufzugeben. Die Erhaltung der Art liege in der Natur des Tieres, der »Häring-Rasse« zum Beispiel. »10.000 Kilometer weit zieht das Häringmännchen an die Küste aus dem unendlichen Ozeane, um das Weibchen zu befruchten!« Petrarca dagegen habe seine Laura lediglich einmal gesehen, am Altar kniend, und aus dem Augenblick ein lyrisches Lebenswerk geschöpft. »Denn mit dieser Dame zeugte er so aus Fernen *seine* Kinder, die Liebeslieder!« (*Pm* 54f.)

+ + +

Max Rubner, Professor für Hygiene an der Universität Berlin, verfasste den zwanzigsten Band der »Bibliothek der Gesundheitspflege«. Das 1904 erschienene Buch beschreibt die **Ernährung und Verdauung** als einen Prozess der Aufnahme und Abgabe von Wärme. »So mag man sich vorstellen«, führt Rubner aus, »stecken in den Nahrungsmitteln Kräfte, die dann, wenn der Organismus den Nahrungsstoff angreift, frei werden.«[127] Im Gegensatz zu Wasser und Salz würden Eiweiße, Fette und Kohlenhydrate vom Körper verbrannt, der für die Lebenserhaltung »eine

126 Vgl. zu Peter Altenbergs Frauenbild Josephine M. N. Simpson: *Peter Altenberg: a neglected writer of the Viennese Jahrhundertwende.* Frankfurt a. M. 1987 (= Europäische Hochschulschriften, Bd. 1001), S. 66–124.

127 Max Rubner: *Unsere Nahrungsmittel und die Ernährungskunde.* Stuttgart 1904 (= Bibliothek der Gesundheitspflege, Bd. 20), S. 21.

gewisse Menge von chemischer Spannkraft« benötige.[128] Um menschliche Arbeit im Wert von einer Kalorie zu leisten, seien vier Kalorien an Spannkraft erforderlich, da der Rest als Abwärme verloren gehe. Wie viel Wärmeeinheiten man aufnehmen muss, hänge vom Alter, Gewicht, von der Tätigkeit und vielen anderen Faktoren ab. Ein Erwachsener, der 70 Kilogramm wiegt und leichte Arbeit verrichtet, habe einen Bedarf von 2631 Kalorien pro Tag, die aus 123 Gramm Eiweiß, 46 Gramm Fett und 327 Gramm Kohlenhydraten stammen sollen.[129] Für das Wachstum des Körpers seien Proteine zwar unerlässlich; die »übermäßige Eiweißkost«, wie sie von Städtern gegessen werde, bringe aber nur eine »zwecklose Wärmebildung« mit sich.[130] Anatomisch betrachtet, gehöre der Mensch zu den Allesfressern, weshalb ihm eine Mischung aus pflanzlicher und tierischer Nahrung sehr gut bekomme.

Sowohl der Vegetarismus als auch der übertriebene Fleischkonsum sind für Rubner diätetische Irrwege. Obwohl der Nährwert des Fleisches stark überschätzt werde, hätten seine »Extraktstoffe« eine wichtige »verdauungsanregende« Wirkung.[131] Die verbreitete Ansicht, dass Fisch ein minderwertiges Lebensmittel sei, lasse sich widerlegen, denn 100 Gramm Schellfisch, zum Beispiel, enthalte 17,1 Gramm Eiweiß und nur 0,3 Gramm Fett. Als »wertvolle Fleischsorten« werden außerdem Innereien wie Zunge, Herz, Niere, Milz, Lunge und Leber angeführt; Gehacktes und Würste solle man hingegen als »Abfallfleisch« meiden.[132] Zu den kräftigsten Nahrungsmitteln zählt Rubner das Weizenbrot und die proteinhaltigen Leguminosen, deren Hüllen allerdings unverdaulich seien. Für eine Reihe von pflanzlichen Speisen werden die Anteile an Eiweiß, Fett und Kohlenhydraten sowie die Wärmeeinheiten tabellarisch aufgelistet.[133] Bei den Getränken wertet der Autor Wasser als gesund, Bier und Wein als unbedenklich, Genussmittel wie Kaffee, Tee, Kakao und Schnaps jedoch als schädlich.[134] Das menschliche Wohlbefinden hänge von der richtigen Ernährung ab, die nicht immer instinktiv gewählt werde, zumal der Appetit »wie alle nervösen Erscheinungen« störanfällig sei.[135] Leider fehle es heute in vielen Familien am nötigen Fachwissen: »Die Unfähigkeit der Hausfrau für die Küche ist ein sehr großer sozialer Übelstand«[136], beklagt Rubner.

Eine Unsitte stelle beispielsweise der Hang zu Pürees dar. »Wie in der Gefängniskost und Armenkost sehr häufig der Fehler gemacht wird, immer nur breiiges Material vorzusehen«, schreibt Rubner, »so kommt es auch in mancher wohlhaben-

128 Max Rubner: *Unsere Nahrungsmittel und die Ernährungskunde*, S. 23.
129 Vgl. Max Rubner: *Unsere Nahrungsmittel und die Ernährungskunde*, S. 32.
130 Max Rubner: *Unsere Nahrungsmittel und die Ernährungskunde*, S. 29 u. 36.
131 Max Rubner: *Unsere Nahrungsmittel und die Ernährungskunde*, S. 57.
132 Max Rubner: *Unsere Nahrungsmittel und die Ernährungskunde*, S. 61 u. 63.
133 Vgl. Max Rubner: *Unsere Nahrungsmittel und die Ernährungskunde*, S. 73.
134 Vgl. Max Rubner: *Unsere Nahrungsmittel und die Ernährungskunde*, S. 76–91.
135 Max Rubner: *Unsere Nahrungsmittel und die Ernährungskunde*, S. 91.
136 Max Rubner: *Unsere Nahrungsmittel und die Ernährungskunde*, S. 101.

den Küche vor. Man will die Speisen leicht verdaulich machen und zerkocht sie gründlich; wenn es sich um alte, zahnlose Personen handelt, mag bis zu einem gewissen Grade diese Tendenz richtig sein. Ganz allgemein betrachtet ist es falsch. Man soll den Zähnen die Mühe des Kauens nicht ganz abnehmen, und dem Magen nicht die Arbeit von vornherein gar zu leicht machen; kaubare Speisen sind für einen Menschen, der lange nur Breiartiges genossen hat, geradezu eine Erholung.«[137] Die Meinung, weiche Nahrung sei generell verträglicher, entspreche nicht den Tatsachen. Davon abgesehen, dass pflanzliche Produkte in der Regel mehr Rückstände hinterlassen würden als tierische, spiele bei der Verdauung der Appetit die entscheidende Rolle.[138] Das Hungergefühl sorge für eine rasche Verarbeitung der Speisen, indem es die Magensäfte anrege. Man solle im Übrigen langsam, ohne Getränke und kleine Portionen essen. Nach den Mahlzeiten sei Ruhe angebracht, weil das Blut aus den Muskeln zum Verdauungstrakt dränge.

Wie sich das herrschende Missverhältnis von Nahrungsaufnahme und Kalorienverbrauch ausgleichen lasse, erklärte Paul Jaerschky in Band 17 der hygienischen »Bibliothek«, der 1905 herauskam. Der Berliner Arzt betrachtet die **Gymnastik** im griechischen Wortsinn, nämlich die »Bewegung im nackten Zustand« als »das beste Zuchtmittel des Körpers«, mit dessen Hilfe das deutsche Volk »von einem Kultursieg zum anderen« schreiten werde.[139] Vernünftig betriebene Leibesübungen hätten einen günstigen Einfluss auf die Haltung, den Kreislauf, die Atmung und also die Affekte, die man wie Muskelbewegungen steuern könne. Das deutsche Geräteturnen sei eine »Schule der Koordination«: Es trainiere die Geschicklichkeit und hebe das Reaktionsvermögen auf das Niveau der »heutigen Kriegführung«.[140] Die »Veredelung der Sinne«, wie sie von der Gymnastik erzielt werde, bilde die körperliche Grundlage der Geistesarbeit und des Moralempfindens.[141] Bei der Wahl der Sportart komme es darauf an, dass sie nicht nur die Muskeln, sondern auch die Gelenkigkeit fordere, denn im Alltag brauche man mehr Gewandtheit als Kraft. Während der Ringkampf das geeignete »Examen für die leibliche Tüchtigkeit« des Mannes biete, könnte der Frau die Tanzkunst als »souveränes Mittel zur systematischen Ausbildung des Körpers« dienen, würde sie nicht als »Erregungsmittel ekler Lüsternheit« missbraucht.[142] »Der Tanz der Frauen muß entsprechend ihrer heiligen Mission als Mütter die weiblichen Körper gesund und schön entwickeln«, so Jaerschky: »Denn aus ihrem Schoße verlangen wir gesunde und schöne Nachkommenschaft.«[143]

137 Max Rubner: *Unsere Nahrungsmittel und die Ernährungskunde*, S. 102.
138 Vgl. Max Rubner: *Unsere Nahrungsmittel und die Ernährungskunde*, S. 103–116.
139 Paul Jaerschky: *Körperpflege durch Gymnastik, Licht und Luft.* Stuttgart 1905 (= Bibliothek der Gesundheitspflege, Bd. 17), S. 8.
140 Paul Jaerschky: *Körperpflege durch Gymnastik, Licht und Luft*, S. 47f.
141 Paul Jaerschky: *Körperpflege durch Gymnastik, Licht und Luft*, S. 57–59.
142 Paul Jaerschky: *Körperpflege durch Gymnastik, Licht und Luft*, S. 76 u. 81.
143 Paul Jaerschky: *Körperpflege durch Gymnastik, Licht und Luft*, S. 81f.

Wie immer man sich sportlich betätige, wichtig sei, dass es im Freien geschehe. Das Sonnenlicht vernichte Bakterien, beschleunige den Stoffwechsel und hebe die Stimmung. In einer Reihe von Abbildungen werden die Vorzüge des »Sonnenbades« und des »elektrischen Lichtbades« dargestellt: Frauen auf Matratzen im Garten, Männer in Unterhosen am Barren und barfuß in der Wiese, Holzkisten mit Glühbirnen für die Arme, Beine oder den ganzen Körper.[144] Die von dem Physiker Röntgen entdeckten X-Strahlen setze man sowohl zur Untersuchung als auch zur Therapie ein; es werde zunehmend von »Krebsheilungen durch Röntgenlicht« berichtet.[145] Um von der Heilkraft des natürlichen Lichts zu profitieren, solle man auf überflüssige Kleidung verzichten. Bei Krankheiten wie Schuppenflechte und Hautkrebs wirke der Sonnenbrand nachweislich lindernd.[146] Außerdem erhöhe das Licht- und Luftbad das »Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Volksgenossen« sowie die »Wehrfähigkeit des deutschen Volkes«, da es Moral und Gesundheit stärke: »Ein abgehärtetes, seuchenfestes Volk, das seine Freude in natürlichen Genüssen sucht, den Luft- und Naturgenuß eintauscht gegen die so zweischneidigen Freuden des Alkohols, Nikotins, der geschlechtlichen Exzesse und anderer Genüsse, ist der Gefahr der Rasseentartung erheblich weniger ausgesetzt als eine immer mehr und mehr verweichlichende, genußsüchtige Bevölkerung.«[147] Wer kräftig und ausdauernd sein wolle, müsse bedenken, dass der Geschlechtsakt viel Energie koste und »jede Vergeudung dieses Kraftkapitals zu einem frühzeitigen Bankerott« führe.[148]

Am Schluss des Bandes kommt der Autor auf die Frage des Trainingsplans zu sprechen, der von individuellen Schwachstellen auszugehen habe. Das Ziel bestehe im Aufbau jenes gesunden Körpers, dessen Proportionen das folgende Schaubild exakt festlegt. Die Erklärung des Diagramms im vollen Wortlaut: »Das bestimmende Grundmaß (= modulus) ist die Länge der Wirbelsäule, gemessen vom unteren Rand des Nasenstachels bis zum unteren Rande der Schamfuge beim Mann, bis zum oberen Rande derselben beim Weibe. Dieses Grundmaß WW_1 wird in vier gleiche Teile WB, BM, MN, NW_1 geteilt; setzen wir eine ¼ Maßeinheit (Untermodulus) KW nach oben hin an, so erhalten wir die Oberhöhe des Körpers KW_1 vom Scheitel bis zur Schambeinfuge, haben nun also 5 gleiche Maßeinheiten. Errichten wir auf der Grenze der 2. und 3. Maßeinheit, in B auf der Oberhöhe KW_1 nach beiden Seiten eine Senkrechte von der Länge einer Teil-Maßeinheit, so erhalten wir links den Drehpunkt des linken Schultergelenks Sch.l, rechts den entsprechenden Drehpunkt Sch.r. Konstruieren wir in gleicher Weise in W_1 nach links und rechts Senkrechte von der Länge einer halben Teilmaßeinheit, so bekom-

144 Vgl. Paul Jaerschky: *Körperpflege durch Gymnastik, Licht und Luft*, S. 91–98.
145 Paul Jaerschky: *Körperpflege durch Gymnastik, Licht und Luft*, S. 104.
146 Vgl. Paul Jaerschky: *Körperpflege durch Gymnastik, Licht und Luft*, S. 118.
147 Paul Jaerschky: *Körperpflege durch Gymnastik, Licht und Luft*, S. 122.
148 Paul Jaerschky: *Körperpflege durch Gymnastik, Licht und Luft*, S. 128.

men wir links den Drehpunkt des linken und rechts den Drehpunkt des rechten Hüftgelenks. Verbinden wir nun die Hüftgelenk- und Schultergelenkpunkte der entgegengesetzten Seiten, so schneiden sich diese im Nabelpunkte N. Ziehen wir weiter von den Schulterdrehpunkten Linien durch den Nasenstachelpunkt W und von K aus Parallelen zu diesen, so erhalten wir das Kopfquadrat K, Gl, W, Gr, dessen quere Diagonale der Gesichts- resp. Kopfbreite entspricht. Konstruieren wir schließlich in der Höhe des oberen Brustbeinrandes, im Grenzpunkt der 2. und 3. Teilmaßeinheit, in B, Parallele zu Sch.l W und Sch.r W, so schneiden diese die Schulterhüftlinien und wir erhalten den linken und rechten Brustwarzenpunkt, Br Wl und Br Wr.«[149] Für die Berechnung der Gliedmaßen führt Jaerschky einen separaten Proportionsschlüssel an, der sich aus Diagonalen des Rumpfes ergibt. Die Anleitung endet mit dem Hinweis, dass es für den Leser nun ein Leichtes sei, »durch Vergleich mit der ›normal-idealen‹ Gestalt die Abweichungen des eigenen Körpers festzustellen«[150].

+++

Was unterscheidet Petrarca von den Heringen? Nach P. A. folgen die Fische dem Instinkt der Fortpflanzung. Ihrem natürlichen Antrieb gehorchend, schwimmen sie aus dem offenen Meer an die Küste, um zu laichen. Der italienische Dichter habe jedoch nicht auf das körperliche Bedürfnis reagiert, sich mit der geliebten Frau zu vereinigen, sondern aus der Entfernung Dutzende Liebesgedichte geschrieben, die Europas Lyrik über Jahrhunderte hinweg beeinflussten. Ein Gegensatz, der die »panischen« Strategien der Selbstsorge auf den Punkt bringt – erstens Reize beherrschen, zweitens Kräfte steigern, drittens Begehren sublimieren.

»Auf Reizungen unmittelbar reagieren müssen, ist *ungenial*«, stellt P. A. fest. »Es ist, sein immanentes Künstlertum im Keime ertöten!« (*Pm* 48) Er will die Verkettung von Trieb und Verhalten aufbrechen, die Lust des Körpers hinausziehen, um sie als Wunsch fühlen zu können. »Der Kulturmensch hat mit der Nahrungs-Aufnahme solange zu warten, bis eine *ungeheure Sehnsucht* nach Speise eingetreten ist, fast eine Speise-Liebe!« (*Pm* 32) Es handelt sich um eine Grundregel, die für alle Bedürfnisse gilt. Wenn man sich bewegt, ist die Aufmerksamkeit auf die folgende Ruhepause zu legen, deren Erlebnis durch das erzeugte Verlangen vertieft wird: »Bewegung ist ein Hilfsmittel, um die Rast zu ersehnen und in derselben zu gedeihen!« (*Pm* 26) Umgekehrt soll man erst aus dem Bett steigen, nachdem ein »Ekel vor dem Liegen« entstanden ist. (*Pm* 60f.) Beim Sexualtrieb geht es ebenfalls darum, die Lust zu kontrollieren und das seelische Begehren zu verstärken. »Die Sehnsucht muss dich krank machen, noch kranker und noch kranker; und dann fast irrsinnig«, schreibt P. A. »Dann, dann erst öffne die Schleusen, erlöse und

149 Paul Jaerschky: *Körperpflege durch Gymnastik, Licht und Luft*, S. 133f.
150 Paul Jaerschky: *Körperpflege durch Gymnastik, Licht und Luft*, S. 134f.

begatte dich!« (*Pm* 30) Im Mittelpunkt steht nicht das Genießen des Geschlechtsaktes, sondern der erwartungsvollen Leidenschaft, die eine »Akkumulation von ungeheuren Lebens-Energieen« bewirkt. (*Pm* 31) Selbst das Wechseln der Wäsche darf nicht selbstverständlich sein; bewusst vollzogen, stellt es eine »Häutung«, eine Art Neugeburt dar. (*Pm* 68f.) Gewohnheiten lehnt P. A. grundsätzlich ab: Es zeuge von »geistiger Schwäche«, sich an eine »dem Organismus wertvolle Sache« zu gewöhnen – sei es ein Regenschirm oder eine Frau. (*Pm* 131) Das heißt nicht, dass der Alltag keine festen Abläufe enthalten sollte; die eingeübten Handlungen müssen aber rituellen Charakter haben. In *Pròdrŏmŏs* steht ein Text über das Teetrinken: »Punkt sechs Uhr trinke ich Tee, ein feierliches Geniessen ohne Enttäuschungen in diesem belasteten Dasein. Etwas, was man sicher hat, man hat seine friedevolle Glückseligkeit in seiner eigenen Macht.« Das Hochquellwasser wird in einem Nickelgefäß zum Sieden gebracht und über die Teemischung aus dem Café Central gegossen, die wie eine Almwiese duftet. Das Porzellan stammt von »Wedgwood«, die begleitende Zigarette von »Chelmis«. Der Tee dient als goldgelbes Nervenbad: »Ich sehne mich ihm täglich in gleicher Weise entgegen und liebevoll vermähle ich ihn meinem Organismus.« (*Pm* 153f.)

Das Thema der **Reizkontrolle** ist seit der Antike mit der Diätetik verknüpft. In *Der Gebrauch der Lüste* weist Foucault auf die legendäre Geste von Diogenes hin, der öffentlich onanierte, wenn er ein sexuelles Verlangen spürte.[151] Die Masturbation galt dem Kyniker als der schnellste Weg, seinen Geschlechtstrieb abzuführen. Sokrates betonte zwar, dass die Empfindung der Lust erforderlich sei, um das Begehren zu wecken, das den Genuss der Befriedigung ermögliche.[152] Im Grunde ging es den griechischen und römischen Philosophen jedoch um eine Entwertung der körperlichen Bedürfnisse. Wer sich die Tugend der Mäßigung aneignen wollte, musste den Lüsten gegenüber standhaft bleiben, also die Haltung der *enkráteia*, der Selbstbeherrschung, einnehmen.[153] Zur Erreichung dieses Ziels wandte Marc Aurel eine geistige Übung an, die Pierre Hadot »physikalische Definition« nennt.[154] Mit ihrer Hilfe soll jeder Gegenstand oder Sachverhalt, der ins Bewusstsein tritt, auf seinen objektiven Gehalt hin geprüft werden. Indem zwischen den Dingen selbst und den willkürlichen Bewertungen unterschieden wird, setzt das Reiz-Reaktions-Schema aus, das den Menschen zum Sklaven seiner Triebe macht. So heißt es in den *Selbstbetrachtungen* des Stoikers: »Wie man sich bei Leckerbissen und anderen Speisen dieser Art vorstellen kann, daß es sich hier um den Kadaver eines Fisches handelt, um die Leiche eines Vogels oder Schweines, und weiter, daß der Falerner nur der Saft einer Traube und das Purpurgewand nur die Wolle eines Schafes ist,

151 Vgl. Michel Foucault: *Der Gebrauch der Lüste*, S. 72f.
152 Vgl. Michel Foucault: *Der Gebrauch der Lüste*, S. 74–76.
153 Vgl. Michel Foucault: *Der Gebrauch der Lüste*, S. 84–123.
154 Vgl. Pierre Hadot: *Philosophie als Lebensform*, S. 73–82; Michel Foucault: *Hermeneutik des Subjekts*, S. 358–379.

die mit dem Blut einer Schnecke getränkt wurde und daß bei der geschlechtlichen Vereinigung nur ein Reiben des Gliedes und eine Absonderung von Schleim verbunden mit gewissen Zuckungen stattfindet – wie man diese Vorstellungen gewinnt, die den Kern der Sache treffen und ihren eigentlichen Gehalt bewußt machen, so daß man sehen kann, um was es sich in Wirklichkeit handelt, so muß man es das ganze Leben lang tun, und wo einem die Dinge allzu seriös vorkommen, muß man sie entblößen, ihre Wertlosigkeit erkennen und ihr hohes Ansehen zerstören, auf dem ihre Wertschätzung beruht.«[155] Die Passage ist kein Beleg für den Pessimismus Marc Aurels, sondern stellt den Versuch dar, den körperlichen Bedürfnissen mit Gleichmut zu begegnen. Der Leib mag erhalten, was er braucht – Essen, Trinken, Gewand, Begattung. Man soll diese Lebensnotwendigkeiten aber nicht überhöhen, denn gründen lässt sich das Selbst nur auf der göttlichen Vernunft, die in jedem Menschen gegenwärtig ist.

Ungeachtet dessen, dass Nietzsche die irdischen Freuden aufwerten will, spielt die Technik der Reizkontrolle in seiner Selbstpraxis eine wichtige Rolle. Sie steht im Mittelpunkt der Frage nach der geistigen Diät. In *Ecce homo* wird ein »wohlgerathner Mensch« so beschrieben: »Ihm schmeckt nur, was ihm zuträglich ist; sein Gefallen, seine Lust hört auf, wo das Maass des Zuträglichen überschritten wird. Er erräth Heilmittel gegen Schädigungen, er nützt schlimme Zufälle zu seinem Vortheil aus; was ihn nicht umbringt, macht ihn stärker. Er sammelt instinktiv aus Allem, was er sieht, hört, erlebt, *seine* Summe: er ist ein auswählendes Princip, er lässt Viel durchfallen. Er ist immer in *seiner* Gesellschaft, ob er mit Büchern, Menschen oder Landschaften verkehrt: er ehrt, indem er *wählt*, indem er *zulässt*, indem er *vertraut*. Er reagirt auf alle Art Reize langsam, mit jener Langsamkeit, die eine lange Vorsicht und ein gewollter Stolz ihm angezüchtet haben, – er prüft den Reiz, der herankommt, er ist fern davon, ihm entgegenzugehn.«[156] Beständig über seine Wahrnehmung zu wachen, ist für Nietzsche ein Gebot der Physiologie. Wer beispielsweise Nächstenliebe empfindet, folgt ungeprüft einer Konvention, die weder dem anderen noch einem selbst nützt, sondern Energie verschwendet. Den karitativen Reflex soll man ebenso unterbinden wie das Aufkommen kräfteraubender Ressentiments, gegen die Buddhas Lehre hilft, Feinden freundschaftlich gesinnt zu sein. Eine Abwehrhaltung ist vor allem in produktiven Phasen angebracht, wo fremdes Denken den eigenen Gedankenfluss stören würde: »Man muss dem Zufall, dem Reiz von aussen her so viel als möglich aus dem Wege gehn; eine Art Selbst-Vermauerung gehört zu den ersten Instinkt-Klugheiten der geistigen Schwangerschaft.«[157] Den Willen, die Reizflut zu dämmen, teilt Nietzsche mit den zeitgenössischen Hygienikern. Wie Philipp Sarasin betont, galt Reizbarkeit seit der

155 Marc Aurel: *Wege zu sich selbst. Griechisch–deutsch.* Hg. u. übers. v. Rainer Nickel. Düsseldorf/Zürich 1998 (= Tusculum Studienausgaben), VI/13.

156 Friedrich Nietzsche: »Ecce homo«, S. 267.

157 Friedrich Nietzsche: »Ecce homo«, S. 284.

Aufklärung als Kennzeichen des Lebendigen. Die Gesundheit pflegen, hieß im 19. Jahrhundert, den Reiz kontrollieren: »Auf ihn richteten sich die dieses Denken prägenden Ängste vor dem Verlust des Gleichgewichts und vor dem Exzess, auf ihn bezogen sich alle Vorstellungen der Mäßigung und der Selbstbeherrschung.«[158] Dem Unbehagen an den Lüsten, das den diätetischen Diskurs der Antike wie der Aufklärung prägt, liegt keine Moral zugrunde, die körperliche Genüsse an sich missbilligen würde. Es gehört vielmehr zu den Tugenden des freien Mannes, ein Gleichgewicht zwischen Mangel und Exzess zu halten.

Laut Adorno versucht P. A. weniger, »die positive Fülle der Reize zu verarbeiten, als negativ alle die fernzuhalten, die nicht mit genauen Bedürfnissen korrespondieren«[159]. Dieser Befund trifft eher auf Nietzsche zu, der die kritische Auswahl in den Vordergrund stellt. Verglichen mit den antiken Philosophen und den modernen Hygienikern, legt P. A. geringeren Wert auf das Maßhalten. Für ihn ist die Selektion nur der Ausgangspunkt einer **Verwandlung des körperlichen Reizes in ein emotionales Begehren**, das den ganzen Leib erfasst und also intensiver erlebt wird. Während die anderen Männer der Varieté-Sängerin den Rücken zukehren, um keine »Tantalus-Qualen« zu erleiden, setzt er sich »zehntausend Augen« ein, »um sie damit ganz in mich einzusaugen«. (*Pm* 100) Der lüsterne Blick ist kein Surrogat für den ersehnten Geschlechtsakt, sondern dessen kräftesteigernde Stilisierung. Es sind die Momente der Sehnsucht oder Vorfreude, in denen die Menschen den Gipfel der Lebenskraft erreichen: »Beim Anziehen zum ersten Balle; beim ersten Berühren einer geliebten Hand; Fahrt zum Theater; Wir verreisen morgen früh; Er kommt, Er kommt; Verlobung; unerwartetes Geld; Der Tod geliebter Menschen.« (*Pm* 21f.) Wer seinen Energiespeicher aufladen will, muss diese Spannung aushalten können. Das Begehren wächst, wenn man den Druck nicht löst, dem inneren Drang nicht nachgibt. Der Grundsatz, aus der Leidenschaft Kraft zu schöpfen, steht über allen moralischen Normen. »Was dich rosig macht, mit frischen blinkenden Augen, was dein Herz höher schlagen macht, deinen Appetit fördert, deine Bedrücktheiten bannt, deine Beweglichkeiten steigert, deine Lebens-Frohheit weckt, ohne fascheuse Reaktionen, das, das kann nicht ›pervers‹ sein«, findet P. A. »Es gibt nur *eine* Perversität – – – sein Lebens-Kapital schwächen, verringern!« (*Pm* 175) Als Vorbild für die Ökonomie der Kräfte dient nicht der Greißler von nebenan, der so viel einnimmt wie ausgibt; man soll ein »Milliardär an Lebens-Energieen«, ein »Welten-Bankhaus seiner selbst« werden! (*Pm* 40/167)

Aber was bringt das erworbene Vermögen, die Fülle an seelischem Begehren? Nachdem sich die Lust zur Sehnsucht, der Impuls zur Leidenschaft entwickelt hat, wächst das Kapital an Lebenskraft und trägt Zinsen in Form von kulturellen Werken: »Erregungen in sich sich anhäufen lassen können, ohne der drängenden Erlö-

158 Philipp Sarasin: *Reizbare Maschinen*, S. 20.

159 Theodor W. Adorno: »Physiologische Romantik«. In: *Frankfurter Zeitung*, 16.2.1932, S. 2.

sung nachzugeben, gehört zum *Wesen* der *genialen Naturen*. Sie repräsentieren Naturkraft-Speicher, riesige Etablissements, aus denen man dann unerhörte Symphonieen, Dramen, Gemälde, Wahrheits-Bücher etc. beziehen kann!« (*Pm* 48) P. A. ist nicht der einzige Wiener Autor, der im Jahr 1905 von der Möglichkeit spricht, Triebenergie künstlerisch umzusetzen. »Die Kulturhistoriker scheinen einig in der Annahme«, schreibt Freud in den *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*, »daß durch solche Ablenkung sexueller Triebkräfte von sexuellen Zielen und Hinlenkung auf neue Ziele, ein Prozeß, der den Namen Sublimierung verdient, mächtige Komponenten für alle kulturellen Leistungen gewonnen werden.«[160] Trotz der gleichen Grundidee unterscheiden sich die Vorstellungen, wie die Umwandlung de facto abläuft. Während Freud davon ausgeht, dass die **Sublimierung** die Objekte der Geschlechtstriebe verschiebt, handelt es sich bei P. A. um eine Veränderung der körperlichen Bedürfnisse selbst. In seinen Augen kann die Lust zu essen, zu trinken, aufzustehen oder sich auszuruhen ebenso wie das sexuelle Verlangen verseelt und vergeistigt werden. Es ist eine Selbsttechnik, eine Operation, die man an sich verrichtet, und kein unbewusst entstandener »Ausgang bei abnormer konstitutioneller Anlage […], bei welchem den überstarken Erregungen aus einzelnen Sexualitätsquellen Abfluß und Verwendung auf andere Gebiete eröffnet wird, so daß eine nicht unerhebliche Steigerung der psychischen Leistungsfähigkeit aus der an sich gefährlichen Veranlagung resultiert«[161]. Je nach dem Reifungsprozess bringen kindliche Perversionen Künstler, Neurotiker oder Triebtäter hervor. Wenn die Entwicklung zur genitalen Sexualität gelingt, können die perversen oder überschüssigen Regungen sublimiert, das heißt auf kulturelle Objekte abgelenkt werden. Der Begriff der Sublimierung entfaltet die volle Wirkung erst in der freudschen Kulturtheorie; seine Kehrseite, auf der Entsagung steht, lässt aber schon die individualpsychologische Einführung von 1905 erkennen: Die Zivilisation fordert Triebverzicht, und die sozialen Formen der Abfuhr ersetzen die Lustbefriedigung mehr schlecht als recht.[162] »Nichts«, entgegnet P. A., »nichts geht verloren von den Herzens-Kräften«, wenn die Sehnsucht – der als Begehren stilisierte Reiz – zum Gedicht umgewertet wird. (*Pm* 59) Petrarcas lyrische Kinder sind keine Surrogate für die leiblichen, sondern Ausdruck eines Lebens, das vor Leidenschaft brennt.

+ + +

Zum Ehrenkomitee der Hygiene-Ausstellung von 1906 gehörte auch der »k. k. österr. Hofrat« Max Gruber, der das hygienische Institut der Universität Wien

160 Sigmund Freud: *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie.* Frankfurt a. M. 1994 [1905], S. 80f.

161 Sigmund Freud: *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*, S. 137.

162 Vgl. dazu Eckart Goebel: *Jenseits des Unbehagens. »Sublimierung« von Goethe bis Lacan.* Bielefeld 2009 (= Literalität und Liminalität, Bd. 11), S. 123–172.

geleitet hatte und 1902 für den gleichen Posten nach München berufen wurde.[163] In der neuen Funktion schrieb er ein Buch über die ***Hygiene des Geschlechtslebens***, das als Band 13 der »Bibliothek der Gesundheitspflege« erschien. Einleitend heißt es, die Schrift werde mit einem »lebhaften Gefühle von Bangigkeit« veröffentlicht, zumal der Autor »die heikelsten Dinge rückhaltlos besprochen« habe. Seine Offenheit solle »Schutz gegen die furchtbaren Gefahren« bieten, »die dem einzelnen wie der Gesamtheit aus dem Geschlechtsleben drohen«. Der Ratgeber sei an den »zum Manne reifenden Jüngling« gerichtet, der die Pflicht habe, »gesunde Enkel zu erzeugen«, aber keine Kinder in die Welt setzen dürfe, »die voraussichtlich krank sein werden«.[164]

Aus biologischer Sicht gehe eine Generation buchstäblich in die andere über: »Teile des elterlichen Körpers haben sich losgelöst und setzen eigentlich in dem neuen Gebilde, das wir Individuum nennen, nur das Leben und Wachstum fort, das sie im elterlichen Körper geführt haben.«[165] Wie präzise man diesen Vererbungsprozess steuern könne, beweise die »künstliche Zuchtwahl« bei Tieren und Pflanzen. Ohne Zweifel brächten dieselben Methoden »Menschenstämme« hervor, »die alles, was bis jetzt Geschichte gemacht hat, an Schönheit, Kraft und Tüchtigkeit weit hinter sich lassen würden«; aber erstens müsste die Selektion mit Zwang erfolgen und zweitens stelle sich die Frage, wer über die Kriterien der Auswahl entscheide. Man solle zwar keine »Übermenschen züchten«, die Fortpflanzung dürfe jedoch nicht länger mit »Gedankenlosigkeit und Leichtfertigkeit« betrieben werden.[166] Untauglich für die Zeugung sind laut Gruber nicht nur Schwachsinnige und Erbkranke, sondern auch Frauen mit kleinen Brüsten und schmalen Hüften. Dass im Übrigen die »Kreuzung von Rassen, die sich zu ferne stehen«, schädlich wirke, zeige die schlechte Fruchtbarkeit gemischter Paare: In Preußen hätten »rein christliche Ehen« dreimal so viel Kinder wie jüdisch-christliche.[167] Wer eine Gattin suche, müsse die Beschaffenheit ihrer Eltern und Geschwister genau prüfen. Als Mütter seien jene Frauen geeignet, »denen der eigentliche Begattungsakt keine besondere Lust gewährt und die den Beischlaf nur aus Verlangen nach Nachkommenschaft und aus dem Wunsche, dem geliebten Manne Freude zu bereiten, gestatten«[168]. Der Sexualverkehr habe ausschließlich in der Ehe stattzufinden und ausschließlich der Erhaltung der Gattung zu dienen. Es bestehe keine Notwendigkeit, den Geschlechtstrieb zu befriedigen; ganz im Gegenteil, die Erfahrung lehre, dass Enthaltsamkeit für körperliche und geistige Leistung sehr förderlich sei. Um sexueller Erregung vorzubeugen, soll man abends nichts trinken, für geregelten

163 Vgl. Josef Gally (Hg.): *Offizieller Katalog der Allgemeinen Hygienischen Ausstellung*, S. 13.

164 Max Gruber: *Hygiene des Geschlechtslebens dargestellt für Männer.* Stuttgart 1905 (= Bibliothek der Gesundheitspflege, Bd. 13), S. 5–7.

165 Max Gruber: *Hygiene des Geschlechtslebens*, S. 22.

166 Max Gruber: *Hygiene des Geschlechtslebens*, S. 24f.

167 Max Gruber: *Hygiene des Geschlechtslebens*, S. 32f.

168 Max Gruber: *Hygiene des Geschlechtslebens*, S. 44.

Stuhlgang sorgen, weite Hosen tragen sowie »verruchte Afterkunst und Afterlitteratur« meiden.[169] Die Hygiene komme zum selben Schluss wie die Moral: »Die oberste Forderung ist«, mahnt Gruber, »daß jeder seinen Geschlechtstrieb beherrschen lernen muß!«[170]

Das Gebot der Selbstbeherrschung steht auch im Mittelpunkt einer Rede, die der Universitätsprofessor 1909 vor Studenten in München hielt. Unter dem Titel *Die Pflicht gesund zu sein* warnt Gruber die jungen Männer vor »Feinde[n] ringsum!« und fordert sie auf, gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen: »Seine Führer machen ein Volk schwach und stark!«[171] Neben körperlichen Versuchungen – sei es der Alkohol oder die Prostitution – befänden sich »psychische Gifte in unserem Volkskörper«, die fatale Wirkungen hätten.[172] Entgegen der Irrlehre des Individualismus, wonach man sich ungehemmt ausleben solle, liege »das Wesen wahrer Kultur in der Entwicklung dieses Hemmungsapparates« und eine Entfaltung der Persönlichkeit gebe es nicht »ohne Knechtschaft der Sinnlichkeit«.[173] Der Mensch komme nicht als soziales Wesen auf die Welt, sondern müsse »durch Drill und Erziehung, durch Auslese und Zuchtwahl« zur Gemeinschaft gebildet werden, und zwar im Sinn »eines treuen Zusammenarbeitens auf Vervollkommnung«, ohne mitleidig zu empfinden.[174] Aus diesem Bewusstsein erwachse der Jugend die Pflicht, »gesund und vor allem auch fruchtbar zu sein!«[175] Der Befürchtung, dass private Hygiene zur »Entartung der Rasse« führe, war Gruber bereits 1903 in einer Broschüre entgegengetreten. Nach den Anhängern Darwins seien Krankheiten Teil des Kampfes ums Dasein, der die Gattung stärke, indem die schwachen Individuen aussortiert würden. Wenn diese Theorie zutreffe, dann müssten die Naturvölker weit gesünder sein als die Europäer, was sich statistisch widerlegen lasse: »Keinesfalls ist man berechtigt, von einer allgemeinen Degeneration der modernen Kulturvölker zu sprechen; höchstwahrscheinlich findet sogar eine körperliche Verbesserung statt.«[176] Die demographischen Daten würden den Schluss nahelegen, dass man eine »Verbesserung der Rasse« nur durch »vernünftige Zuchtwahl«, nicht durch die »Auslese der blinden Natur« erreichen könnte.[177] In einem Artikel, der in den USA erschien, sprach Gruber die Frage der gezielten Selektion offen an. Gesundheitspflege sei wichtig und richtig, angesichts der sinkenden Fruchtbarkeit und der Zunahme an Geisteskrankheiten aber nicht ausreichend – notwendig wäre

169 Max Gruber: *Hygiene des Geschlechtslebens*, S. 49.
170 Max Gruber: *Hygiene des Geschlechtslebens*, S. 86.
171 Max von Gruber: *Die Pflicht gesund zu sein.* München 1909, S. 4f.
172 Max von Gruber: *Die Pflicht gesund zu sein*, S. 17.
173 Max von Gruber: *Die Pflicht gesund zu sein*, S. 17f.
174 Max von Gruber: *Die Pflicht gesund zu sein*, S. 21.
175 Max von Gruber: *Die Pflicht gesund zu sein*, S. 8.
176 Max Gruber: *Führt die Hygiene zur Entartung der Rasse?* Stuttgart 1903, S. 23.
177 Max Gruber: *Führt die Hygiene zur Entartung der Rasse?*, S. 35.

»race hygiene, eugenics, and art of breeding«[178]. Auch wenn die Eugenik noch in den Kinderschuhen stecke, bestehe kein Zweifel über ihren Zweck: »It means maintaining and increasing the best.«[179]

Dass die Fortpflanzung vernünftig geregelt werden müsse, war in der »Bibliothek der Gesundheitspflege« eine Tatsache. Vernünftig hieß jedoch nicht, wie es Max Grubers englischer Aufsatz vermuten lässt, nur den kräftigsten, schönsten und klügsten Exemplaren die Zeugung zu erlauben. Für August Forel, der den Band zur ***Hygiene der Nerven und des Geistes*** verfasste, zeichnet den Homo *sapiens* die Fähigkeit aus, »sich allen Umständen des Lebens am besten anzupassen«: Er stellt »keine zu großen Anforderungen«, hält »in allen guten Dingen Maß«, meidet Gefahren und nutzt »Vorteile zu seinen Gunsten« aus.[180] Der Schweizer Psychiater betont, dass es nicht um die Bildung eines »Homo supersapiens« gehe, sondern um die Verhinderung von »geistigen und körperlichen Krüppeln« einerseits und die Förderung »tüchtiger Menschen« anderseits.[181] Man könne die Menschheit in zwei Hälften teilen – »eine obere, sozial brauchbarere, gesundere oder glücklichere und eine untere, sozial unbrauchbarere, weniger gesunde oder unglücklichere«[182]. Wer zur oberen Hälfte gehöre, habe die Pflicht, sich kräftig zu vermehren; alle anderen sollten von der Fortpflanzung Abstand nehmen. Denn in den Augen Forels lautet das wichtigste Moralgesetz: »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst und die Gesamtheit mehr als dich selbst oder einen Nächsten […].«[183] Das Recht der Zeugung stehe keineswegs nur besonderen Talenten zu, gebe es doch »gewisse einseitige, pathologische Genies«, deren Erbanlagen insgesamt schädlich wären. »Schlichte, aber gesunde, brave, solide, arbeitsame und mit gesundem Menschenverstand begabte Bauern und Arbeiter bilden ein vortreffliches Material zu einer guten Nachkommenschaft«, schreibt Forel und nennt »tüchtige Dienstboten« als einen viel gefragten Menschentypus.[184]

Mit dem Gesindel, den Verbrechern und Perversen, habe man früher kurzen Prozess gemacht. Die Hinrichtungen seien vernünftig gewesen, weil sich die »entarteten Keim[e]« nicht weiter verbreitet hätten. »Unser mißverstandener heutiger Humanitarismus pflegt dagegen sorgfältig diese ganze Brut auf Privat- und Staatskosten«, beklagt der Nervenarzt.[185] Das »naturwissenschaftliche Vererbungsgesetz« lehre, dass die Mehrzahl der Nachkommen kranker Individuen selbst krank werde. Da die gegenwärtige »Zuchtwahl« diesen Grundsatz missachte, würden »massen-

178 Max Gruber: *Race Welfare.* Westerville (Ohio) 1905 (= International Series, Bd. 7), S. 9.

179 Max Gruber: *Race Welfare*, S. 15.

180 August Forel: *Hygiene der Nerven und des Geistes im gesunden und kranken Zustande.* Stuttgart 1903 (= Bibliothek der Gesundheitspflege, Bd. 9), S. 31.

181 August Forel: *Hygiene der Nerven und des Geistes*, S. 224.

182 August Forel: *Hygiene der Nerven und des Geistes*, S. 225.

183 August Forel: *Hygiene der Nerven und des Geistes*, S. 33.

184 August Forel: *Hygiene der Nerven und des Geistes*, S. 226 u. 230.

185 August Forel: *Hygiene der Nerven und des Geistes*, S. 186f.

haft pathologische minderwertige Menschen« gezeugt.[186] Geisteskrankheiten seien Gehirnstörungen, die in der Regel durch Vererbung entstünden, wobei auch der Alkoholismus eine Rolle spiele: »In den Weinkantonen zeigt die Weinlesezeit ein gewaltiges Idiotenzeugungsmaximum.«[187] Der geläufigen Unterscheidung von Psychosen und Neurosen liege eine falsche Trennung der Seele vom Gehirn zugrunde; tatsächlich gingen sogenannte Nervenkrankheiten ebenfalls auf organische Veränderungen im Gehirn zurück. Während die Neurasthenie als eine Form der Hypochondrie zu betrachten sei, die eine »erbliche, auf pathologischer Disposition der Keimesanlagen beruhende Krankheit« darstelle, äußere sich die Melancholie als Gefühlsstörung mit anormaler Unlust oder Traurigkeit.[188] In der Mitte des Buchs sind einige Geisteskranke abgebildet, darunter ein Mann von etwa sechzig Jahren, der Sakko, Weste und Schal trägt. Über Stirn und Backen laufen tiefe, gewellte Falten, das linke Ohr steht ab, die leeren Augen blicken gerade ins Objektiv. Der Mund ist verzogen, leicht geöffnet, als flüstere das Objekt die Legende: »Schwermut (Melancholie)«[189].

+ + +

Im ersten Teil des Romans *Verbrechen und Strafe* erzählt Dostojewski einen Albtraum der Hauptfigur.[190] Nachdem Raskolnikow eine Pirogge gegessen und Wodka getrunken hatte, war er auf der Petrowski-Insel von Sankt Petersburg eingeschlafen. Er träumte, im Gras liegend, dass er als Kind mit seinem Vater durch ihre Heimatstadt spaziert. Auf dem Weg zum Friedhof kommen sie am Wirtshaus vorbei, wo ein Fest gefeiert wird. Plötzlich treten betrunkene Bauern auf die Straße, johlend, übermütig. Mikolka, ein junger Bursche mit breitem Nacken und rotem Gesicht, brüllt, die anderen sollen auf seinen Wagen steigen, vor den ein mageres Pferd gespannt ist: Der alte Gaul werde galoppieren mit dem beladenen Karren! Gelächter, Hüh-Rufe, Peitschenhiebe von allen Seiten, aber die Stute tritt nur auf der Stelle, keucht und geht unter den Schlägen in die Knie. Der siebenjährige Raskolnikow reißt sich vom Vater los und stürzt auf das Tier zu. Ob er kein Kreuz um den Hals trage, fragt ein Alter den prügelnden Burschen, der dem Pferd wie wild aufs Maul und über die Augen peitscht. Der Kleine weint, schreit, läuft neben der Stute auf und ab, während Mikolka die Deichsel herauszieht und sie mit voller Wucht auf das Pferd schmettert. Er wirft die Holzstange zur Seite, holt unter dem Gespann ein Brecheisen hervor und schlägt weiter auf das Tier ein. Die Frauen klatschen und lachen, die Männer treten und prügeln, bis die Stute endlich den Kopf fallen

186 August Forel: *Hygiene der Nerven und des Geistes*, S. 170.
187 August Forel: *Hygiene der Nerven und des Geistes*, S. 173.
188 August Forel: *Hygiene der Nerven und des Geistes*, S. 126 u. 147.
189 August Forel: *Hygiene der Nerven und des Geistes*, S. 153.
190 Vgl. Fjodor Dostojewskij: *Verbrechen und Strafe.* Übers. v. Swetlana Geier. Frankfurt a. M. 2006, S. 75–82.

lässt und stirbt. Der Junge ist außer sich, umarmt und küsst das blutige Pferd, geht mit den Fäusten auf Mikolka los. Dann erwischt ihn sein Vater, der ihn wegzieht, erklärend, es sei dummer Unfug und gehe sie nichts an. Raskolnikow schluchzt, wimmert, schnappt nach Luft – und erwacht.

»Pferde-Misshandlung« lautet der Titel eines Textes in *Pròdrŏmŏs*: »Sie wird aufhören, bis die Passanten so irritabel-dekadent sein werden, dass sie, ihrer selbst nicht mächtig, in solchen Fällen tobsüchtig und verzweifelt Verbrechen begehen werden und den hündisch-feigen Kutscher niederschiessen werden – – –. Pferde-Misshandlung nicht mehr mit ansehen können, ist die Tat des dekadenten nervenschwachen Zukunfts-Menschen! Bisher haben sie eben noch die armselige Kraft gehabt, sich um solche *fremde* Angelegenheiten nicht zu kümmern – – –.« (*Pm* 86) Die Selbstsorge von P. A. ist weder egoistischer Zeitvertreib noch ästhetische Weltflucht, sondern ein Ensemble von Praktiken, die der Subjektivierung dienen. Es soll eine neue Menschenform gebildet werden, zu deren Eigenschaften **»dekadent«** gehört. Fern davon, der zeitgenössischen Neurasthenie zu verfallen, zeichnet sich diese Kreatur durch eine neurotonische Haltung aus: Ihre Nerven sind gespannt wie hohe Harfensaiten, die schon bei geringsten Schwingungen zu klingen beginnen. Der junge Raskolnikow ist insofern dekadent, als er mit Leib und Seele spürt, dass in der Szene vor dem Wirtshaus Unrecht geschieht, und diese Empfindung nicht verdrängen kann. Das Kind muss einschreiten, weil es den Anblick der Untat nicht erträgt, während sein Vater gelernt hat, solche Regungen zu unterdrücken. Er hält sich raus, spart seine Kräfte für die eigenen Probleme. Hätte er sich einmischen, dem Bauern die Brechstange aus der Hand reißen und ihn prügeln sollen, wie die hilflose Stute geprügelt wurde? Es wäre die Reaktion eines großen Kindes gewesen, entsprechend der zitierten Aufforderung, den Fuhrmann niederzuschießen. P. A. weiß noch eine andere Lösung: »Eine junge Dame war bereits so *dekadent*, dass, als sie auf dem Nach-Hause-Wege ein Fiakerpferd malträtieren gesehen hatte von einem rohen Kutscher, sie zu Hause das Essen erbrechen musste. Infolgedessen machte ihr verzweifelter junger Gatte die Anzeige beim Tierschutzverein. Infolgedessen werden wegen Dekadenz der Nerven künftig die Tiere nicht mehr misshandelt werden!« (*Pm* 104) Die dekadente Verfassung der Menschen, wie sie in *Pròdrŏmŏs* erstrebt wird, bezeichnet Adorno als »eine subjektive Technik zur Vorwegnahme besserer gesellschaftlicher Zustände«[191]. Dass morbide Anlagen Fortschritte bewirken können, ist eine geläufige Vorstellung. In *Ecce homo* betont Nietzsche seine Erfahrung in »Fragen der décadence«, habe er doch gelernt, »*Perspektiven umzustellen*«, nämlich aus der Krankheit die Werte der Gesundheit zu

191 Theodor W. Adorno: »Physiologische Romantik«, S. 2. Vgl. zu Peter Altenbergs Begriff der Dekadenz Viktor Žmegač: »Die Geburt der Gesundheit aus dem Geist der Dekadenz. Somatische Utopien bei Peter Altenberg«. In: Viktor Žmegač: *Tradition und Innovation. Studien zur deutschsprachigen Literatur seit der Jahrhundertwende.* Wien 1993 (= Literatur in der Geschichte, Bd. 26), S. 119–151, hier: S. 129–131, sowie Peter Wagner: *Peter Altenbergs Prosadichtung. Untersuchungen zur Thematik und Struktur des Frühwerks.* Bonn 1965, S. 86–91.

verstehen und umgekehrt.[192] Während er mit P. A. einig ist, dass sich das Genie durch rapiden Stoffwechsel und das Vermögen der Kraftsteigerung auszeichnet, unterscheiden sich ihre Ansichten zur Empathie. Für Nietzsche ist Nächstenliebe ein »Abzeichen des Niedergangs«, eine moralische Unsitte, die der »*strengen* Selbstsucht« widerspricht und das Leben entwertet.[193] P. A. dagegen betrachtet Altruismus als eine wichtige Energiequelle: »*Ablenkung* vom eigenen Ich – – – ein *Tonikum* erster Ordnung«, heißt es in *Pròdrŏmŏs*. »Hat mein Hund schon sein Essen bekommen?!? Hat mein Kanarienvogel schon frischen Sand?!? Hat mein Rosenstock schon Sonnenlicht und frisches Wasser?!? Ich bin *beschäftigt*, Gott sei Dank! Und zwar in Liebe – – –.« (*Pm* 93)[194] Aus Leidenschaft, aus Gefühlsregungen, aus Wohltaten Kraft zu schöpfen, ist ein integraler Bestandteil der »panischen« Selbstsorge. Man muss das affektive Ereignis des mitleidenden Jungen bewusst herstellen; was das Kind gedankenlos erlebt, einen Zustand der **Hypersensibilität**, soll durch eine Lebenskunst erreicht und kontrolliert werden. Der erwachsene Raskolnikow vertritt bekanntlich einen anderen Standpunkt. Als ihn der Albtraum plagt, befindet er sich mitten in den Vorbereitungen eines Mordes, mit dem er sich beweisen will, dass er ein Mensch von napoleonischer Größe ist. Er führt das Verbrechen aus, wird aber von Schuldgefühlen geplagt, bis er die Tat gesteht. Nietzsche würde sagen, es fehlte ihm an Stärke, an Selbstzucht – der Napoleon war noch nicht ausgebildet.

In den Augen von P. A. handelt es sich um einen Fall geistiger Verirrung: Raskolnikow übt die falschen Wahrheiten ein. Physiologisch gesehen, ist Mitmenschlichkeit die klügere Haltung als Unmenschlichkeit. Nietzsches Urteil, wonach der Buddhismus eine Hygiene sei,[195] wird in *Pròdrŏmŏs* sinngemäß auf das Christentum angewandt. Dass Caritas eine vernünftige Handlungsweise darstellt, dachte nicht nur Jesus, sondern auch Marc Aurel. Er zählt die Wohltat, den sozialen Dienst zu den menschlichen Pflichten, denn nach der stoischen Lehre ist der Kosmos ein Weltstaat aller Vernunftwesen und der Logos in jedem Menschen präsent. Wer für die anderen Sorge trägt, sorgt für sich selbst: »Wenn du einmal eine abgehauene Hand, einen Fuß oder einen abgeschnittenen Kopf getrennt von dem übrigen Körper hast liegen sehen – so etwas tut sich derjenige selbst an, der, soweit es an ihm liegt, nicht will, was ihm passiert, und der sich absondert oder etwas tut, was für die Gemeinschaft schädlich ist.«[196] So ähnlich die Auffassungen in dieser Frage erscheinen, so verschieden sind die ethischen Ziele. P. A. stellt den römischen Kaiser, was das menschliche Idealbild angeht, vom Kopf auf die Füße. Die praktischen Philosophen der Antike versuchten, sich die Kardinaltugend der *sophrosýne*, der

192 Friedrich Nietzsche: »Ecce homo«, S. 265f.
193 Friedrich Nietzsche: »Ecce homo«, S. 372.
194 Vgl. dazu Egon Friedell: *Ecce Poeta.* Zürich 1992, S. 231f.
195 Vgl. Friedrich Nietzsche: »Ecce homo«, S. 273.
196 Marc Aurel: *Wege zu sich selbst*, VIII/34.

weisen Mäßigung, anzueignen.[197] Erstrebt wurde ein Zustand, der durch Autarkie und Ataraxie, durch Selbstgenügsamkeit und Unerschütterlichkeit, charakterisiert ist. Marc Aurel nennt als Leitform den empedokleischen »Sphairos, der kugelförmige, über die ringsum herrschende Einsamkeit von frohem Stolz erfüllt«[198] – das Symbol des einheitlichen Universums steht für den glückseligen Weisen, den nichts aus der Ruhe bringen kann. Der Lebenskünstler aus *Pròdrŏmŏs* ist das Gegenteil eines abgeschlossenen Systems: Er öffnet sich nach allen Seiten, lebt in ständigem Austausch mit der Umwelt. Die »panische« Subjektivierung findet ihren Abschluss nicht im autonomen Subjekt, sondern in der **Liquidation des Individuums**. Geglückt ist die Selbstsorge, wenn sich das Ich über die Luststeigerung im Strom des Begehrens auflöst, der alles durchfließt, aus Leidenschaft gespeist wird und Vitalität verleiht. Die Teilhabe an diesem Prozess setzt Askese voraus, die konsequente Einübung der hypersensiblen Lebensform. Wer in den Fluss der Affekte springen will, muss vorher schwimmen lernen. P. A. lässt aber die Möglichkeit zu, dass der Versuch nicht gelingt, dass man in den Wellen des Begehrens untergeht, statt sich von ihnen tragen zu lassen. Also besser im Trockenen bleiben? Nein: »Melancholie jeglicher Art ist das Gefühl der Unfähigkeit, den Weg seiner Ideale zu Ende gehen zu können! Deshalb machen sich die, die sich schwach fühlen, vorzeitig künstliche nahegelegene Ideale, um ihren Melancholieen entrinnen zu können!« (*Pm* 22f.) Mit der Schwermut und dem Alkohol führt P. A. eine Kategorie in die Selbstpraxis ein, die bei der antiken Diätetik wie bei der modernen Hygiene fehlt – das Scheitern.[199] Wenn er seine Schwächen nicht mehr aushält, betrinkt er sich und schickt Nietzsches »grosse[r] Gesundheit«[200] ein großes Lachen hinterher: »Vibrations-Massage! Hört ihr?!? Vibrations-Massage!« (*Pm* 35)

III

Einerseits Martin Heidegger, im Trachtenjanker vor der Hütte in Todtnauberg, wie er todernst dreinblickt und über die letzten Fragen nachsinnt; anderseits der Sarotti-Mohr, mit Turban und Schnabelschuhen, wie er lacht und Schokolade verteilt. Das Gedicht ***Reklame*** von Ingeborg Bachmann ruft zwei Bildwelten hervor, die den Gegensatz von Literatur und Werbung inszenieren. »Wohin aber gehen wir«, fragt die eine Stimme, »wenn es dunkel und wenn es kalt

197 Vgl. dazu Michel Foucault: *Der Gebrauch der Lüste*, S. 104–123.

198 Marc Aurel: *Wege zu sich selbst*, XII/3. Vgl. dazu Pierre Hadot: *Die innere Burg. Anleitung zu einer Lektüre Marc Aurels.* Übers. v. Makoto Ozaki u. Beate von der Osten. Frankfurt a. M. 1996, S. 174.

199 Vgl. dazu Philipp Sarasin: »Foucault, Burckhardt, Nietzsche – und die Hygieniker«. In: Jürgen Martschukat (Hg.): *Geschichte schreiben mit Foucault.* Frankfurt/New York 2002, S. 195–218, hier: S. 217.

200 Friedrich Nietzsche: »Ecce homo«, S. 337.

wird«, dazwischen »*ohne sorge sei ohne sorge*«, und weiter: »was sollen wir tun / *heiter und mit musik* / und denken / *heiter* / angesichts eines Endes /*mit musik*«, wohin tragen »unsre Fragen und den Schauer aller Jahre« – in die »*Traumwäscherei*«, sagt die andere Stimme, die erst verstummt, als »Totenstille« eintritt.[201] Man muss nicht zwischen den Zeilen lesen, um zu sehen, dass in Bachmanns Montage das Mediale dem Existenziellen entgegengesetzt wird. Erfährt man außerdem, die Autorin habe über Heidegger dissertiert und sich vor der Publikation des Gedichts in New York aufgehalten, dann scheint der Sinn des Textes auf der Hand zu liegen: »Werbung ist Abwerbung, Ablenkung des Menschen von seiner Suche nach einem Daseinsziel.«[202] In Wahrheit reden beide Stimmen in Phrasen. Das Dasein als »Sein zum Tode« ist nicht weniger ein Klischee als der einlullende Werbespot, der uns vom Nachdenken abhält, was wir wissen können, tun sollen und hoffen dürfen. Mitte der 1950er Jahre, als das Gedicht geschrieben wurde, lief im deutschen Fernsehen eine Reihe von Zeichentrickfilmen, in denen ein schwarzes Männchen das Alltagsleben mit Schokolade versüßt, während im Hintergrund ein Kinderchor singt: »Hier ein Stückchen, da ein Stückchen – vielen Dank, Sarotti-Mohr!«[203] Dass *Reklame* so erfolgreich war, in den Schul- und Bildungskanon aufgenommen wurde, hängt mit der strikten Befolgung einer Grundregel zusammen, die im 20. Jahrhundert literarische Aussagen erlaubte. Es mag dahingestellt bleiben, ob das Gedicht die Erwartung, wonach sich Poesie von der massenmedialen Zerstreuung abzugrenzen habe, erfüllte oder parodierte. Tatsache ist, dass in der deutschen Literatur bis in die 1990er Jahre kritische Distanz zur Sprache und Technik der Werbung gehalten wurde.

Aus der Zeit der Weimarer Republik stammen zwar ein paar Texte, die den Diskurs der Reklame literarisch verarbeiten.[204] Wie sich an *Berlin Alexanderplatz* von Alfred Döblin zeigen lässt, wurden die Namen von Produkten und Firmen aber als Fremdkörper behandelt, zum Beispiel durch ihre Katalogisierung.[205] Zu einem radikalen Wandel des Verhältnisses von Literatur und Werbung kam es gegen Ende des 20. Jahrhunderts – ein Umbruch, der oft an *American Psycho* von Bret Easton

201 Ingeborg Bachmann: »Reklame«. In: Ingeborg Bachmann: *Anrufung des Großen Bären.* München 1956, S. 46.

202 Walter Hinck: »Traumwäscherei«. In: Marcel Reich-Ranicki (Hg.): *1000 Deutsche Gedichte und ihre Interpretationen. Bd. 9: Von Erich Fried bis Hans Magnus Enzensberger.* Frankfurt a. M. 1996, S. 178–180, hier: S. 179.

203 Einige der Filme sind auf der Homepage des Unternehmens archiviert, zum Beispiel: URL: http://www.sarotti.de/sarotti/markenhistorie/komplettetour/1940-1960/1954_04 (1.9.2014).

204 Vgl. dazu Gisela Müting: *Die Literatur »bemächtigt sich« der Reklame. Untersuchungen zur Verarbeitung von Werbung und werbendem Sprechen in literarischen Texten der Weimarer Zeit.* Frankfurt a. M. 2004 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe I: Deutsche Sprache und Literatur, Bd. 1887).

205 Vgl. Bernd W. Seiler: *Die leidigen Tatsachen. Von den Grenzen der Wahrscheinlichkeit in der deutschen Literatur seit dem 18. Jahrhundert.* Stuttgart 1983 (= Sprache und Geschichte, Bd. 6), S. 293f.

Ellis festgemacht wird.[206] Der 1991 erschienene Roman wirkte mit seiner Dokumentation des Markenfetischismus stilbildend für eine Generation von Autoren. In Deutschland stand die Literatur dann ein Jahrzehnt lang unter dem Zeichen des Pop: Das »popkulturelle Quintett«, das sich 1999 im Berliner Hotel Adlon traf, beschrieb ein von Marketing geformtes Leben aus Slogans, Labels, Filmen und Songs.[207]

Diese literarische Strömung geht nicht naiv, aber unverkrampft mit der Werbung um. Sie nimmt Markenartikel als selbstverständlichen Bestandteil des Alltags wahr, ohne ihre Oberflächlichkeit zu beklagen. Es handelt sich um eine »Archivierung der Gegenwart«[208], die weder affirmativ noch kulturpessimistisch anmutet. Gemessen an Adornos Kriterium, das Kunstwerk ziele nicht auf »Nachahmung«, sondern auf »Einspruch gegen die Verdinglichung«,[209] stellt sich die Frage, ob man nicht von Populärliteratur sprechen müsste. Tatsächlich liegt den Popliteraten des letzten Fin de Siècle die rebellische und protestierende Haltung der Vorläufer aus den Sechzigerjahren fern.[210] Ernüchterung ist eingetreten. Was Horkheimer und Adorno während des Zweiten Weltkriegs als »Kulturindustrie« analysiert hatten,[211] scheint am Ende des Jahrhunderts kein Außen mehr zu haben. Es bleibt nur das Spiel der Masken: Wenn man den kommerziellen Identitäten nicht entkommt, müssen die Rollen bewusst eingenommen, gewechselt, ironisiert werden. Der schon zitierte Artikel Adornos über P. A., der 1932 in der *Frankfurter Zeitung* erschienen war, hebt dessen Dekadenz, seine hypersensible Lebensform, als einen »Entwurf der Zukunft«[212] hervor. Im Rückblick werde man die Posen als »parodische Ahnung wirklicher Gesten« erkennen und den Sperrdruck als »das grelle Plakat« lesen, »das den monologischen Text des Dichters wohltätig durchbricht«[213]. Angesichts dessen, dass auch der Zeitgenosse Egon Friedell ein »Plakatieren« in der Rede von P. A. vernimmt,[214] mag die Wortwahl »Plakat« weniger als Metapher für eine emphatische Diktion denn als Metonymie für den Reklamestil seiner Texte verstanden werden. Zur »Sprache der Werbung« in *Pròdrŏmŏs* gibt es einen Essay von Burkhard Spinnen, der den »panischen« Versuch herausarbeitet, den zeichenhaften Markennamen »die Bedeutungen zu erschreiben« und ein Leben »zwischen«

206 Vgl. etwa Florian Illies: *Generation Golf. Eine Inspektion.* Berlin 2000, S. 154.

207 Vgl. *Tristesse Royale. Das popkulturelle Quintett mit Joachim Bessing, Christian Kracht, Eckhart Nickel, Alexander v. Schönburg und Benjamin v. Stuckrad-Barre.* Berlin 1999.

208 Vgl. Moritz Baßler: *Der deutsche Pop-Roman. Die neuen Archivisten.* München 2002, S. 87.

209 Theodor W. Adorno: *Ästhetische Theorie.* Frankfurt a. M. 1983, S. 482.

210 Vgl. dazu Johannes Ullmaier: *Von Acid nach Adlon und zurück. Eine Reise durch die deutschsprachige Popliteratur.* Mainz 2001.

211 Vgl. Max Horkheimer u. Theodor W. Adorno: *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente.* Frankfurt a. M. 2003, S. 128–176.

212 Theodor W. Adorno: »Physiologische Romantik«, S. 2.

213 Theodor W. Adorno: »Physiologische Romantik«, S. 2.

214 Egon Friedell: *Ecce Poeta*, S. 224.

den bezeichneten Produkten darzustellen.[215] Nach einer Studie mit dem Titel *Werbung als literarischer Gegenstand* drückt das Buch die »Warnung« aus, »die Benennung und den Bedeutungsgehalt der Welt nicht den Herstellern von Markenprodukten zu überlassen« und kein Leben zu führen, »in dem wir uns von Waren beherrschen lassen«[216]. Ich denke, dass P. A. nichts konservieren und niemanden beschützen will, sondern einen Alltag mit industriellen Erzeugnissen und geschaffenen Bedürfnissen entwirft. Er faltet die Reklametechnik, um ein Subjekt aus natürlichen und künstlichen Stoffen zu bilden.

+++

Ob man Fleisch roh und mit den Händen oder gekocht mit Besteck isst, ändert nach Karl Marx den Hunger, der gestillt werden soll.[217] Wie ist dann ein Hunger beschaffen, der sich mit »Tropon« befriedigen lässt? Einem Eiweißpulver, das um 1900 mit Marke und Slogan, mit Jugendstilplakaten und ganzseitigen Inseraten, mit Einheitsverpackung und Reklamefeuilletons, mit Schaufensterdekoration und Wandervorträgen beworben wurde.[218] Was Marx in der 1857 verfassten *Einleitung zu einer Kritik der Politischen Ökonomie* behandelt, die 1903 posthum in der Wochenschrift *Die Neue Zeit* erschien, ist die Dialektik von Produktion und Konsumtion. Einerseits wird die Herstellung erst im Verbrauch vollendet und in Gang gehalten, anderseits schafft sie mehr als einen Gegenstand, nämlich die Weise seiner Nutzung und mit ihr das Subjekt des Konsums. Das heißt, dass die Vorstellung zu einfach ist, wonach die Industrie erzeugt, was die Menschen verlangen: »Die Produktion liefert dem Bedürfnis nicht nur ein Material, sondern sie liefert dem Material auch ein Bedürfnis.«[219] Im Gegensatz zum mittelalterlichen Zunftwesen, wo das Angebot noch stärker von der Nachfrage abhing, wird der Bedarf in der Marktwirtschaft mitproduziert. So gesehen, stellen Bedürfnisse »soziale Konstruktionen«[220] dar, keine Naturgegebenheiten – ein Umstand, der unternehmerisch genutzt werden kann, seit der Wettbewerb als Wirtschaftsmotor anerkannt ist. Als Zeichen für die gesellschaftliche Akzeptanz des Konkurrenzprinzips gilt die Gewerbefreiheit, die 1859 in Österreich und zehn Jahre später in Deutschland eingeführt wurde. Mit dem Wandel vom Verkäufer- zum Käufermarkt etablierte sich

215 Burkhard Spinnen: »Idyllen in der Warenwelt. Peter Altenbergs ›Pròdrŏmŏs‹ und die Sprache der Werbung«. In: Burkhard Spinnen: *Bewegliche Feiertage. Essays und Reden.* Frankfurt a. M. 2000, S. 97–112, hier: S. 108 u. 110.

216 Petra Jagetsberger: *Werbung als literarischer Gegenstand. Untersuchungen ausgewählter literarischer Texte.* Aachen 1998, S. 47.

217 Vgl. Karl Marx: »Einleitung zu einer Kritik der Politischen Ökonomie«. In: *Die Neue Zeit. Wochenschrift der deutschen Sozialdemokratie.* Nr. 23/1903 (Jg. 21), S. 710–718, hier: S. 717.

218 Vgl. dazu Johannes Lemcke: *Handbuch der Reklame.* Berlin 1901, S. 217–240.

219 Karl Marx: »Einleitung zu einer Kritik der Politischen Ökonomie«, S. 717.

220 Kai-Uwe Hellmann: *Soziologie der Marke.* Frankfurt a. M. 2003, S. 348.

die Reklame als Teil des ökonomischen Systems: Nun musste der Unternehmer ein anonymes Publikum überzeugen, dass es seine Ware im Allgemeinen und sein Produkt im Besonderen brauche. Der **Markenartikel** ist insofern eine Folge dieser Entwicklung, als er in einer Marktlage, die immer unübersichtlicher wurde, Vertrauen erweckte. Wie früher der Eigenname für die Handarbeit gebürgt hatte, sollte der Markenname für die Qualität einer standardisierten Ware bürgen.[221] Dass sich das Markenwesen bis zur Jahrhundertwende durchsetzen konnte, zeigt das deutsche »Gesetz zum Schutz der Warenbezeichnungen« von 1894 ebenso wie eine Reihe bekannter Produkte, die seither auf dem Markt sind, darunter Coca-Cola (1886), Maggi Suppenwürze (1887), Dr. Oetker Backpulver (1892), Leibniz Kekse (1892), Odol Mundwasser (1893), Aspirin (1899), Milka Schokolade (1901), Ovomaltine (1904), Kaffee Hag (1906), Persil Waschmittel (1907) und Nivea Creme (1911).[222] Zur gleichen Zeit kam ein Diskurs auf, der sich praktisch und theoretisch mit der Reklame auseinandersetzte. Fachzeitschriften wie *Die Reklame* (1891–1900) und *Propaganda* (1897–1901) wurden herausgegeben, Ratgeber veröffentlicht und Modelle formuliert, die sich zu Prinzipien der Werbestrategie entwickelten. Klassisch geworden ist die AIDA-Formel, 1898 von Elmo Lewis aufgestellt, derzufolge Werbung, will sie erfolgreich sein, *attention* erregen, *interest* wecken, *desire* hervorrufen und *action* auslösen muss.[223]

In der *Bibliographie der deutschen Reklame-, Plakat- und Zeitungsliteratur*, die 1918 erschien, sind mehr als 3.500 Titel verzeichnet. Als »das beste Buch, das bisher über Reklame geschrieben wurde«, führt der Autor das damalige Standardwerk *Die Reklame* von Viktor Mataja an.[224] Der Wiener Nationalökonom und Sozialpolitiker bezeichnet die Reklame in seiner 1910 publizierten Studie als eine »soziale Macht, welche die Massen, welche ihr Tun und Lassen in die vom Reklamer gewünschte Richtung drängt«[225]. Sie arbeite mit den Mitteln der Suggestion, mit Bildern und Sentenzen, um das Verhalten der Menschen zu beeinflussen. Der Versuch, »einen Anteil an der öffentlichen Aufmerksamkeit zu erobern«, sei ein »Kampf aller gegen alle«, bei dem das »Neue, Aparte, Eigentümliche« der mannigfaltigen Produkte »dem Publikum eingehämmert« werde.[226] Sobald das Interesse der Konsumenten gewonnen ist, wolle der Verkäufer ein nachdrückliches Begehren schaffen. Produzenten und Händler hätten seit jeher als »Erzieher des Publikums« gewirkt, das »seine Bedürfnisse oft nur unklar« fühle und die »Lücken in der Bedarfsbefriedi-

221 Vgl. Guido Zurstiege: *Werbeforschung.* Konstanz 2007, S. 25.

222 Vgl. Kai-Uwe Hellmann: *Soziologie der Marke*, S. 52.

223 Vgl. Friedemann W. Nerdinger: »Strategien der Werbung«. In: Susanne Bäumler (Hg.): *Die Kunst zu werben. Das Jahrhundert der Reklame.* Köln 1996, S. 297–307, hier: S. 299.

224 J. J. Kaindl: *Bibliographie der deutschen Reklame-, Plakat- und Zeitungs-Literatur.* Wien 1918 (= Kaindls Reklame-Bücherei, Bd. 1), S. 72.

225 Viktor Mataja: *Die Reklame. Eine Untersuchung über Ankündigungswesen und Werbetätigkeit im Geschäftsleben.* Leipzig 1910, S. 32.

226 Viktor Mataja: *Die Reklame*, S. 298 u. 126 u. 128.

gung« nicht immer wahrnehme: »Die Reklame wird dadurch zu einer produktiven Kraft, die nicht bloß eine bereits vorhandene Nachfrage auf einen bestimmten Betrieb hinlenkt, sondern Bedürfnisse wachruft und eine neue oder erweiterte Produktion entstehen läßt.«[227] Da der Absatz insgesamt gesteigert werde, stelle die Konkurrenz durch Reklame im Grunde eine Art Kooperation dar. Mit der Verbreitung des Bedarfes nähmen die Kaufhandlungen zu, was zur Entfaltung ganzer Gewerbezweige führen könne. Als Beispiel nennt Mataja die Schreibmaschine, die als Spielzeug oder Kuriosität verkannt worden sei, bis kommerzielle Propaganda für die allgemeine Anwendung gesorgt habe.[228] Die Reklame gewöhne den Menschen zugleich wertvolle und überflüssige Bedürfnisse an. So erhöhe die Werbetätigkeit der Geschäftsleute nicht nur den Verbrauch von Seife und Zahnpasta,[229] sondern auch den Absatz fragwürdiger Heil- und Schönheitsmittel.[230] Was in den Zeitungen angepriesen werde, seien eher Luxusartikel als Lebensnotwendigkeiten.

Während Mataja die volkswirtschaftliche Relevanz der Bedürfnisproduktion untersucht, nähern die zeitgenössischen Ratgeber sich dem Thema aus praktischer Sicht. Beispielsweise empfiehlt Richard Kropeit den Lesern seiner *Reklame-Schule*, sich zu fragen, »was erregt schnell und unbedingt die Aufmerksamkeit, was vermag das Publikum suggestiv zu fesseln«? Der Fachmann kenne »die Lebensgewohnheiten und Neigungen, die Instinkte und Leidenschaften der Menschen« genau: »Und er muß diesen Empfindungen in seiner Reklame entgegenkommen, ihnen schmeicheln. Die schwache Seite, die sich ihm irgendwo offenbart, muß er für seine Zwecke auszubeuten verstehen.«[231] Anhand eines Gutachtens, das er als »Reklame-Anwalt« erstellt hatte, will Kropeit den Ablauf einer erfolgreichen Kampagne aufzeigen. Er riet einem Fabrikanten für Kaffee-Ersatz, nur sein wichtigstes Produkt zu bewerben, und zwar als eingetragenen Markenartikel. In den Anzeigen sei das Produkt als »bestes und einzig existierendes Surrogat« für Bohnenkaffee zu propagieren.[232] Dieser Trend zum Markenmonopol schwäche den Zwischenhandel, stellt Mataja fest: »Das Publikum wird dann im Laden nicht mehr diese oder jene Ware überhaupt begehren, sondern Ware einer bestimmten Marke, einer solchen also, auf die es aufmerksam gemacht wurde, die es aus irgend einem Grunde selbst bevorzugt.«[233] So, wie das Großkapital die erzeugenden Kleinbetriebe verdränge, träten Warenhäuser an die Stelle der Detaillisten. Aufseiten der Produzenten könn-

227 Viktor Mataja: *Die Reklame*, S. 68f.
228 Vgl. Viktor Mataja: *Die Reklame*, S. 69.
229 Vgl. Viktor Mataja: *Die Reklame im Geschäftsleben. Vortrag gehalten im Niederösterreichischen Gewerbevereine am 18. November 1910.* Wien 1910, S. 4.
230 Vgl. Viktor Mataja: *Die Reklame*, S. 81 u. 345.
231 Richard Kropeit: *Die Reklame-Schule. Leitfaden zum Selbstunterricht im kaufmännischen Reklame-, Inseraten-, Plakat-, Agitations-, Ausstellungs- und Offertenwesen. Bd. 2: Lektionen 21 bis 50.* Berlin 1908, S. 437.
232 Vgl. Richard Kropeit: *Die Reklame-Schule*, S. 609–616.
233 Viktor Mataja: *Die Reklame im Geschäftsleben*, S. 16.

ten nur finanzkräftige Unternehmen die Reklamemittel aufbringen, um eine Marke einzuführen; und im Handel seien lediglich die großen Magazine in der Lage, die aufgrund fester Preise geringeren Margen auszugleichen. In der Geschichte der Reklame spielen die Warenhäuser eine zentrale Rolle, betont Mataja. Kaufpaläste wie Le Bon Marché in Paris und John Wanamakers Grand Depot in Philadelphia hätten mit ihrer »systematischen Kundenanwerbung« und ihren Strategien zur »Erziehung des Publikums« bahnbrechend gewirkt: Heute sei die »Bedeutung der Warenhäuser für die Bildung des Geschmackes und die Erweckung neuer Bedürfnisse« kaum zu überschätzen.[234] Auch Johannes Lemcke geht in seinem *Handbuch der Reklame* kurz auf die Warenhäuser ein. Er schließt mit dem Hinweis, dass »für unsere deutschen Verhältnisse die übertriebene Reklame nach amerikanischem Muster nicht angebracht« sei, »denn sie steht in einem zu grellen Gegensatz zu unseren Anschauungen über soliden Geschäftsbetrieb«[235]. Gerade weil die zahlreichen Ratgeber bemüht sind, *advertising* salonfähig zu machen, wird die deutsche Praxis von der amerikanischen abgegrenzt. »Der Amerikaner ist zu sehr an den Gebrauch der Superlative gewöhnt«, heißt es in Tony Kellens *Lehrbuch der kaufmännischen Propaganda*, »als dass bei ihm Verständnis für die in Deutschland übliche, Übertreibungen meidende Schlichtheit des Ausdruckes vorausgesetzt werden könnte.«[236]

Einhellig begrüßt wurde das deutsche Gesetz zur »Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs« von 1896, das Kellen zufolge keinem Geschäftsmann verbietet, seine Waren anzupreisen, »aber er muß bei der Wahrheit bleiben!«[237] Für Lemcke legte das Gesetz de jure fest, was de facto längst gelte, nämlich dass sich lügnerische Propaganda räche. »Es ist unbedingt notwendig«, schärft er seinen Lesern ein, »die Wahrheit zu sagen und alles, was man verspricht, auch zu halten.«[238] Die rechtlichen Maßnahmen gegen Formen »wahrheitswidriger« Reklame, die man in Deutschland ergriffen habe und in Österreich diskutiere, hält Mataja für angemessen, weil Käufer »nicht bloß auf dem Wege sachlicher oder logischer Beweisführung, sondern durch Suggestion, durch Einimpfung von Vorstellungen und Urteilen« gewonnen würden.[239] Tatsächlich zeige sich bereits ein Umdenken in der

234 Viktor Mataja: *Die Reklame*, S. 372 u. 388f.

235 Johannes Lemcke: *Handbuch der Reklame*, S. 258.

236 Tony Kellen: *Lehrbuch der kaufmännischen Propaganda im besondern der Anzeige- und Reklame-Kunst. Praktischer Ratgeber für Kaufleute, Zeitungsverleger, Annoncen-Acquisiteure usw.* Leipzig 1899, S. 103.

237 Tony Kellen: *Lehrbuch der kaufmännischen Propaganda*, S. 92.

238 Johannes Lemcke: *Handbuch der Reklame*, S. 16.

239 Viktor Mataja: *Die Reklame*, S. 458–467. Das 1906 im österreichischen Abgeordnetenhaus besprochene Gesetz zum »Schutz gegen unlauteren Wettbewerb« wurde im Jahr darauf angenommen, ohne dass die erforderliche Zustimmung des Herrenhauses erfolgte; zum Beschluss einer entsprechenden Regelung kam es erst 1923. Vgl. dazu Hans-Georg Koppensteiner: *Österreichisches und europäisches Wettbewerbsrecht. Wettbewerbsbeschränkungen, Unlauterer Wettbewerb, Marken.* 3., überarb. u. erw. Aufl. Wien 1997, S. 41f..

Ankündigungstechnik: Statt leerer Anpreisungen finde man immer häufiger Inserate, die mit Argumenten zu überzeugen versuchten. Die Fachleute würden bereits zur »reason why copy« raten, einem Reklametext, der den Kaufgrund ins Zentrum rückt.[240] Wenn diese Tendenz anhalte, könne sich das Annoncenwesen als »Teil des wirtschaftlichen Nachrichtendienstes« bewähren, indem es den Verbrauchern wie den Herstellern seriöse Information biete.[241] Um den Verdacht des Betrugs auszuräumen, forderten die Praktiker eine Professionalisierung der Reklame. Wer seine Produkte oder Dienste bewerben wolle, müsse sich an einen Experten wenden. »Der Reklame-Bedürftige braucht einen objektiven Reklame-Berater«, schreibt Bruno Volger im Handbuch *Moderne Reklamekunst* und empfiehlt: »Bruno Volger, Leipzig-Oetzsch, Hauptstr. 59«.[242] Es ist ein stabiles Muster der Ratgeber, dass die Reklame als Wissenschaft und Kunst bezeichnet wird, zu deren Ausübung die Autoren selbst berufen sind. Eine Eigenreklame, die von dem Versuch zeugt, die persönliche Praxis in einem Berufsfeld zu platzieren, das erst angelegt wurde. Der Reklame-Berater zeichnet sich durch mehr als Fachwissen aus, nämlich durch eine umfassende Verkaufshaltung, der das Bemühen entspricht, nicht nur einzelne Käufe zu veranlassen, sondern langfristige Käufer zu schaffen.[243] Von Viktor Mataja stammt ein Artikel über *Menschen und Tiere als Reklamemittel*, der vor Augen führt, welche Formen der Subjektivierung die Reklame um 1900 ausbildete. Er nennt zunächst die Scharen von »Sandwichmen«, die sich, vorne und hinten mit Plakaten bepackt, in den Großstädten tummeln würden. Wie direkt die Geschäftspropaganda an den Körper gebunden war, lässt die Beschreibung eines New Yorker »banner packer« erkennen: »Das Gestell wird hiernach mit einem versperrbaren Band an dem Träger befestigt, um diesem die selbständige Abnahme außerhalb der zugestandenen Pause unmöglich zu machen, was für den Unternehmer praktisch, wenn auch dem Mann gegenüber nicht sehr human ist.«[244] Es finden Varieté-Künstler Erwähnung, die sich als »lebende Reklameschilder« verdingen, Handwerker, die ihre Arbeit in Schaufenstern verrichten, und »Zeugnisleger«, die öffentlich für Produkte eintreten und heute *testimonials* genannt werden.[245] Als »mnemotechnisches Hilfsmittel« kämen stehende Figuren zum Einsatz, »Typen in Reklamekundgebungen«, seien es reale oder fiktive, die sich dem Gedächtnis gemeinsam mit der Ware

240 Viktor Mataja: *Die Reklame*, S. 301f. Der *reason why* als Beweisführung der *unique selling proposition*, des alleinstellenden Verkaufsversprechens, gehört bis heute zum Abc der Werbung – vgl. etwa Markus Caspers: *Werbung. Ein Schnellkurs.* Köln 2009, S. 80, 148, 155 u. 168.

241 Viktor Mataja: *Die Reklame im Geschäftsleben*, S. 15.

242 Bruno Volger: *Moderne Reklamekunst. Handbuch der neuzeitlichen Insertions- und Propagandatechnik für Industrielle, Fabrikanten, Kaufleute, Grossisten und Detaillisten, Geschäfts- u. Gewerbetreibende aller Branchen, Handels-Angestellte, Reklamechefs, Handels-Lehrer und Handelsschüler, sowie für jedes kaufmännische Kontor.* Stuttgart 1907, S. 95 u. 97.

243 Vgl. Viktor Mataja: *Die Reklame im Geschäftsleben*, S. 8.

244 Viktor Mataja: »Menschen und Tiere als Reklamemittel«. In: *Österreichische Rundschau*, 1.12.1907, S. 320–333, hier: S. 322.

245 Viktor Mataja: »Menschen und Tiere als Reklamemittel«, S. 322–328.

einprägen würden.[246] Zuletzt weist Mataja noch auf die Propaganda durch bedruckte Einkaufstaschen hin: Der Konsument selbst wird zum lebenden Reklameschild, zum freiwilligen Standartenträger und Zeugnisleger seiner Marke.

+ + +

»Seelische Liebe ist der genialste Akkumulator und Regenerator«, schreibt P. A. »Ferner das Licht der Sonne, von selbst endender Schlaf bei weit geöffneten Fenstern, Freiübungen in freier Luft, zarteste Rekonvaleszenten-Kost, **Tamar Indien Grillon und Vino Condurango**.« (*Pm* 40) Die Zusammenfassung folgt Galens *sex res non naturales*, die sowohl in der antiken Diätetik als auch in der modernen Hygiene das Schema der Gesundheitspflege bildeten: Um die menschlichen Kräfte zu steigern, sind für P. A. Sonnenlicht und frische Luft, körperliche Bewegung und erholsamer Schlaf, leichte Kost und vor allem Leidenschaft erforderlich. Was die Kategorie der *excreta*, der Ausscheidungen, betrifft, so empfiehlt er unterstützende Arzneien, nämlich die Pastillen Tamar Indien Grillon und den Kräuterwein Vino Condurango. Während das aus Tamarinden, also indischen Datteln gewonnene Abführmittel in Form von Bonbons mit Schokoladeguss erhältlich war, wurde die Rinde des südamerikanischen Kondurango-Strauchs als bitteres Elixier vertrieben, das appetitanregend und verdauungsfördernd wirken sollte.[247] Entscheidend ist im Rahmen der Aufzählung, dass Tamar Indien Grillon und Vino Condurango keine Galenika darstellten, die der Apotheker für seine Patienten zubereiten konnte, sondern als Markenartikel produziert und beworben wurden. Die Passage gibt eine Antwort auf die Frage, was der Mensch um 1900 braucht. Eine Antwort, die natürliche und künstliche Elemente verbindet. Auch wenn die Zutaten variieren, bleibt das Prinzip dieser Mischung in *Pròdrŏmŏs* bestehen, wo die Erhöhung des »Lebens-Kapitales« mit folgenden Mitteln erreicht wird: »Vino Condurango, ein Likörglas nach der Mahlzeit, langsam in kurzen Schlucken getrunken. / Tamar Indien Grillon, morgens vor dem Frühstück eine Pastille, gut zerkaut. / Vibrations-Massage, ausgiebig bis zum ersten Ermüdungsgefühle. / Schlafen bei geöffneten Fenstern, das Bett hart an das Fensterbrett herangerückt. / Essen von Rekonvaleszenten-Kost, Wöchnerinnen-Kost, leichtestverdaulich und nahrhaft.« (*Pm* 59f.) Dem Rat, in belüfteten Räumen zu schlafen und verträgliche Speisen zu essen, stehen zwei pharmazeutische Markenprodukte und ein elektrischer Apparat gegenüber, der die Muskeln, vom urbanen Leben verspannt, lockern hilft. P. A. führt zwischen den beiden Bereichen keine Hierarchie ein, die das Künstliche zugunsten des Natürlichen herabsetzen würde. Dass die technische Entspannung sogar der herzlichen Geste ebenbürtig ist, belegt eine Stelle, die als »unermessliche Kräfte-Spender«

246 Viktor Mataja: »Menschen und Tiere als Reklamemittel«, S. 329f.

247 Vgl. Victoria Lunzer-Talos: »›Prodromos‹ – Lebensreform und Gesundheit«. In: Heinz Lunzer u. Victoria Lunzer-Talos (Hg.): *Peter Altenberg*, S. 114f., hier: S. 114.

nennt: »Das sanfte flüchtige Berühren einer geliebten Hand, insgeheim, unter dem Tische, während eines Nachtmahles – – – und die elektrische *Vibrations-Maschine*!« (*Pm* 25) Berührung und Maschine liegen auf gleicher Ebene, wenn es um die Gestaltung des modernen Menschen geht, der die Großstadt nicht gegen die Höhle eintauschen kann. »Ich halte die elektrische *Vibrations-Massage* für eine Quelle der Regeneration und idealer Evolution der Menschheit« (*Pm* 26), lautet der nächste Text in *Pròdrŏmŏs*. Es ist ein Bekenntnis, ein Zeugnis, das P. A. für sein Massagegerät ablegt – eine Wahrheit, die nicht weniger zählt als die Tatsache, dass man frische Luft atmen soll.

Fern davon, Verzicht zu leisten, für ein natürliches Leben ohne Komfort einzutreten, konsumiert P. A. eine Reihe von industriellen Luxuswaren. Um den Bedarf an Kohlenhydraten zu decken, isst er nicht Brot, sondern den amerikanischen »Karolinen-Reis«; und die Unmenge an Eiweiß stammt nur teilweise von Eiern, Fleisch und Fisch – den Rest liefern »Extraktum Puro«, ein konzentrierter Fleischsaft, und der französische »Gervais-Käse« (*Pm* 28/57). Bei den drei Nahrungsmitteln handelt es sich ebenso um Markenartikel wie bei der Zahnpasta »Dr. Suin de Boutemard« (*Pm* 35/82), dem Parfum »Cuir de Russie« (*Pm* 58/174), den Zigaretten »Chelmis Hyksos« und »Chelmis Ramses« (*Pm* 153/158), den Schlafmitteln »Veronal und Hedonal« (*Pm* 9), dem Gehörschutz »Antiphon« (*Pm* 78/84) und den Zündhölzern »Bryant and May, London, Royal Wax Vestas« (*Pm* 179), die »ihren Zweck in unübertrefflichen Vollkommenheiten« erfüllen. P. A. kann sich an der Nützlichkeit von Alltagsgegenständen maßlos erfreuen. Abgesehen von den englischen Streichhölzern, hebt er auch Zahnstocher aus »Pfaffenkäppchen-Holz« hervor: »Sie sind fest und dennoch elastisch; biegsam wie Toledaner-Klingen.« (*Pm* 180) Der Vergleich mit den berühmten Schwertern aus Toledo erklärt das hygienische Utensil augenzwinkernd zum Kulturgut. Man darf diese Aufwertung der Kleinigkeiten aber nicht als Provokation abtun, denn das Leben, das in *Pròdrŏmŏs* vorgeführt wird, ist erotisch aufgeladen. In dem Maß, wie ein Ding die Leidenschaft des Produzenten ausdrückt, steigert es die Lust des Konsumenten. Als Fetisch kann nicht nur eine »ideale Hand« dienen (*Pm* 47), sondern auch das »Gewebe eines Leinen-Taschentuches«, das genauso faszinierend ist wie ein »Spinnweben-Netz im Walde« (*Pm* 100f.). Die Schönheit der Natur lebt in kulturellen Werken, seien es Gedichte oder Sacktücher, verwandelt fort: »*Natura / Artis / Magistra*.« (*Pm* 149) Von der Fähigkeit, das allgegenwärtige Begehren zu achten, hängt die eigene Schöpferkraft ab. »Das *Selbstverständliche* ist Nerven-Mord«, sagt P. A. »Das mit *Bewusstsein* erfasste Nützliche wird erst zu einem Nerven-Tonikum«. (*Pm* 69)

Ein Kraftmittel, das in *Pròdrŏmŏs* wiederholt vorkommt, ist die Feder, mit der das Buch geschrieben wurde. Unter dem Titel »Idylle« heißt es: »Ich bette die willig-elastische Kuhn-Feder ein wie ein Kindchen in eine Wiege.« Das Schreibgerät und die Halterung würden sich die »Zärtlichkeit« gefallen lassen und seine »Liebe« erwidern. (*Pm* 110f.) Während Andere Kinder zeugen und aufziehen, erweitert sich P. A. in Form einer **Schreibfeder** der Firma »Carl Kuhn & Co.« aus Wien. Es ist eine

erotische Beziehung wie in der Skizze »Verzauberte Prinzessin«, die von Sommernachmittagen auf dem Land erzählt. Ein Mann fährt täglich im Boot an der Schwimmschule vorbei, wo sich »Annerl«, ein blondes Mädchen im weißen Badeanzug, anhängt und ziehen lässt. Sie sprechen kein Wort miteinander, nur hie und da berührt er »zärtlichst ihre süssen nassen kalten Hände an dem Bootrande«. (*Pm* 133f.) Das epische Gedicht stellt eine Idylle im klassischen Sinn dar – sonniger Tag, schilfige Bucht, schöne Jungfrau, stiller Verehrer. P. A. versucht, die arkadischen Verhältnisse in seine Gegenwart hinüberzuretten. Er konstruiert, wie es Burkhard Spinnen nennt, »Idyllen in der Warenwelt«,[248] wo nicht nur Menschen, sondern auch Gegenstände Namen tragen. »Kuhn 201«, zum Beispiel, erfüllt die Forderung, dass jeder »Kultur-Mensch« eine Schreibfeder haben müsste, »die irgendwie mit seiner Persönlichkeit zusammenhinge«. Das genannte Modell, das »gleichsam von selbst Geist und Seele […] in Schrift« umsetze, arbeitet an *Pròdrŏmŏs* mit. Ähnlich einer »Cremoneser Geige« wird es im Gebrauch vollendet, wächst Wort für Wort mit dem Autor zusammen. Kein bestimmtes Schreibgerät zu verwenden, würde ein »Moderner« als Zeichen »mangelnder Individualität« sehen. »Ich aber sage nur sanft und bescheiden«, so P. A. am Schluss der Hymne: »Blaue Stahlfeder Kuhn 201, sei bedankt!« (*Pm* 193f.)

+ + +

Im Anhang von Johannes Lemckes *Handbuch der Reklame*, 1901 erschienen, sind Dutzende Inserate für Inserate abgedruckt. Zeitungen und Zeitschriften bewerben dort ihren Anzeigenteil, indem sie auf renommierte Autoren, hohe Auflagen oder exklusive Leser verweisen. Die Wiener Tageszeitung *Neue Freie Presse*, zum Beispiel, hebt ihre »leitende und massgebende Stellung« in der deutschen Journalistik heraus, welche den Wert der veröffentlichten **Annoncen** erhöhe.[249] Das *Neue Wiener Journal* betont wiederum seine »Entrefilets aus der Feder der hervorragendsten Parlamentarier«, während die sozialdemokratische *Arbeiter-Zeitung* versichert, auch dem »berechtigten Unterhaltungs-Bedürfnis« des österreichischen Publikums nachzukommen.[250] Wer hingegen ein Publikationsorgan suche, »in dem die jüdische Konkurrenz gänzlich ausgeschlossen erscheint«, der möge seine Inserate ans *Deutsche Volksblatt* in Wien schicken.[251] Es handelt sich um eine Reihe von Indizien für Karl Büchers Definition von 1915, wonach die Zeitung ein »Erwerbsunternehmen« ist, »das Annoncenraum als Ware erzeugt, die nur durch einen redaktionellen Teil verkäuflich wird«[252]. Selbst ideologische Positionen wie der Antisemitismus

248 Burkhard Spinnen: »Idyllen in der Warenwelt«, S. 102–105.
249 Johannes Lemcke: *Handbuch der Reklame*, S. 267.
250 Johannes Lemcke: *Handbuch der Reklame*, S. 268 u. 270.
251 Johannes Lemcke: *Handbuch der Reklame*, S. 280.
252 Karl Bücher: »Die deutsche Tagespresse und die Kritik«. [1915] In: Karl Bücher: *Gesammelte Aufsätze zur Zeitungskunde.* Tübingen 1926, S. 307–390, hier: S. 377.

gehören um 1900 zur Reklame einer Presse, mit der Geschäftsleute bestimmte Zielgruppen erreichen können. Tatsächlich enthielten bereits die ersten Zeitungen, die Anfang des 17. Jahrhunderts herauskamen, kommerzielle Annoncen.[253] In Deutschland übten später die sogenannten Intelligenzblätter das Anzeigenmonopol aus – ein Pressetypus, der auf jene *Feuilles du bureau d'adresses et de rencontres* zurückgeht, die Théophraste Renaudot ab 1633 in Paris publizierte.[254] Nachdem das Insertionsverbot Mitte des 19. Jahrhunderts aufgehoben wurde, entwickelten sich die Annoncen zu einem festen Bestandteil der Zeitungen: Schon 1875 entfiel die Hälfte des Umsatzes der deutschen Presse auf das Anzeigengeschäft.[255]

Mit dem Wachstum des Reklamemarktes entstanden Agenturen, die zwischen den Verlegern und Inserenten vermittelten. Als die wichtigsten Annoncen-Expeditionen galten Haasenstein & Vogler, 1855 in Hamburg gegründet, und Rudolf Mosse in Berlin, dessen Wiener Büro 1870 eröffnet wurde.[256] Die zeitgenössische Kritik, dass die Agenturen Anzeigenraum in kleineren Blättern mieten, weil sie dort kräftigen Rabatt erhalten,[257] lässt sich durch einen Blick in die Presse nicht bestätigen. Wer beispielsweise das *Neue Wiener Tagblatt* vom 5. Februar 1905 liest,[258] das mit einer Auflage von rund 72.500 Exemplaren zu den größten Tageszeitungen Österreichs zählte,[259] der stößt auf folgende Vertreter der Branche: Rudolf Mosse, Heinrich Schalek, M. Dukes, Haasenstein & Vogler sowie Eduard Braun.[260] Die Annoncen-Expeditionen reservierten halbe oder ganze Seiten, auf denen die Texte ihrer Kunden Platz fanden – zumeist Stellenangebote ohne Illustrationen, die in der Reklameflut leicht untergehen. Von den 88 Seiten dieser Sonntagsausgabe sind 23 Seiten mit geschäftlichen Annoncen und 41 Seiten mit kleinen Anzeigen bedruckt; das *Neue Wiener Tagblatt* bestand also am 5. Februar 1905 zu fast drei Vierteln aus Inseraten. In den Reklamespalten wird mit allen Mitteln versucht, Aufmerksamkeit zu erregen: Schriftart, Platzierung und Gestaltung sollen dem Leser ins Auge fallen. Das gelingt einer Annonce auf Seite 30 des *Neuen Wiener*

253 Vgl. Guido Zurstiege: *Werbeforschung*, S. 23.

254 Vgl. Kurt Koszyk: »Geschichte des Anzeigenwesens«. In: Eva Brand u. a. (Hg.): *Die Zeitungsanzeige. Medienkundliches Handbuch.* 5., überarb. u. erw. Aufl. Aachen Hahn 1994, S. 21–29, hier: S. 21f.

255 Vgl. Volker Ilgen u. Dirk Schindelbeck: *Am Anfang war die Litfaßsäule. Illustrierte deutsche Reklamegeschichte.* Darmstadt 2006, S. 13.

256 Vgl. Volker Ilgen u. Dirk Schindelbeck: *Am Anfang war die Litfaßsäule*, S. 13 u. 17.

257 Vgl. etwa Johannes Lemcke: *Handbuch der Reklame*, S. 78.

258 Der 5. Februar 1905, der in diesem Kapitel für Beispiele aus der Presse herangezogen wird, ist nicht zufällig gewählt, sondern das einzige Datum, das in *Pròdrömös* vorkommt. Die Stelle, die den Text raumzeitlich signiert, lautet: »Ich habe Hilsen Loute die Zigarette angezündet, 11 Uhr abends, Café D., 5. Februar 1905.« (*Pm* 175)

259 Vgl. Gabriele Melischek u. Josef Seethaler: *Auflagenzahlen der Wiener Tageszeitungen 1895–1933 in quellenkritischer Bearbeitung.* Wien 2001 (= Arbeitsberichte der Kommission für historische Pressedokumentation, Bd. 1), S. 7.

260 *Neues Wiener Tagblatt*, 5.2.1905, S. 58–63.

Tagblatts, die im Eck links oben steht und über vier Spalten keine langen Erklärungen in Frakturschrift gibt, sondern mit fetten Grotesk-Lettern **NOXIN** als gesetzlich geschützte Schuhcreme anpreist. Es handelt sich um ein »Stichwort-Inserat«[261], das einen zeittypischen Markennamen bekannt machen will. In einem Aufsatz zur »Terminologie der Reklame«, den die *Zeitschrift für deutsche Wortforschung* 1902 veröffentlichte, werden die neuen Ausdrücke mit »Plakatwirkung«, »die schreien, die sich einprägen wollen«, klassifiziert. Als häufigste Endungen nennt der Autor -ol und -in, für deren Verbreitung die Mundwässer »Odol« und »Kosmin« gesorgt hätten.[262] Ein weiteres Beispiel dieser Gattung von Reklamewörtern ist »Julius Meinl's Maltin-Cacao«, der am 5. Februar 1905 in fast allen Wiener Tageszeitungen beworben wurde.[263] Das illustrierte Inserat setzt die Empfehlung der zeitgenössischen Handbücher um, durch »viel freien Raum« aufzufallen.[264] Die Zeichnung im Zentrum der weißen Anzeigenfläche stellt drei Mädchen in Sonntagstrachten dar: Das mittlere Kind, das eine Tasse mit dunkler Füllung und der Aufschrift »Meinl« festhält, wird von links mit gefalteten Händen und von rechts durch Einflüsterungen bedrängt. »Wir trinken nur / Julius Meinl's Maltin-Cacao / früh, mittags und abends«, steht in großem Zeilenabstand unter dem Bild. Die Annonce zeigt nicht das Produkt, die Packung, wie sie »in besseren Kolonialwarenhandlungen« erhältlich war, sondern die Wirkungen auf das Zielpublikum – die adretten Mädchen begehren »nur« den Kakao des Wiener Fabrikanten so sehr, dass sie »früh, mittags und abends« danach verlangen. Ein besonderes Getränk, das zu jeder Mahlzeit gehört und den Alltag bürgerlicher Kinder prägt.

Angesichts der Auswahl an Zeitungen, die in den Wiener Kaffeehäusern auflagen, ist es möglich, dass manche Gäste nach der Sonntagslektüre am Montag, dem 6. Februar 1905, in eine Filiale von Julius Meinl gingen, um Maltin-Cacao zu kaufen. Denn laut damaliger Reklametechnik »übersieht man das erste Mal ein Inserat, das zweite Mal bemerkt man es, liest es aber nicht, das dritte Mal liest man es, denkt sich aber nichts dabei, das vierte Mal sinnt man über die Sache etwas nach, das fünfte Mal spricht man darüber mit seinen Freunden, das sechste Mal kommt der Gedanke, einen Versuch zu machen, und das siebente Mal kauft man«[265]. Dem **Rezept der Wiederholung** liegt ein Reiz-Reaktions-Schema zugrunde, wonach die Verdichtung von Eindrücken suggestiven Einfluss ausübt. Viktor Mataja stützt sich in dieser Annahme auf die Studien des amerikanischen Psychologen Walter Dill Scott, der Gewohnheit als das entscheidende Kriterium der Werbewirkung nachge-

261 Vgl. Bruno Volger: *Moderne Reklamekunst*, S. 2–4.

262 Richard M. Meyer: »Zur Terminologie der Reklame«. In: *Zeitschrift für deutsche Wortforschung.* Bd. 2/1902, S. 288–291.

263 U.a. in der *Neuen Freie Presse* (S. 22), der *Arbeiter-Zeitung* (S. 12), dem *Neuigkeits-Welt-Blatt* (S. 24), dem *Neuen Wiener Journal* (S. 20), der *Österreichischen Kronen-Zeitung* (S. 20) sowie dem *Neuen Wiener Tagblatt* (S. 51).

264 Vgl. exemplarisch Tony Kellen: *Lehrbuch der kaufmännischen Propaganda*, S. 12.

265 Viktor Mataja: *Die Reklame*, S. 311.

wiesen hatte: Es gehe um die »Bildung gewohnheitsmäßiger Gedankenassoziationen«, die ein bestimmtes Produkt mit einer Warengattung verknüpfen.[266] Zielführend seien direkte Befehle, apodiktische Feststellungen wie jene der drei Mädchen, die ausschließlich Kakao von Julius Meinl trinken, und zwar dreimal täglich. Eine der Marken, die um 1900 mit Haarwäsche assoziiert wurden, hieß »Javol«. Das kleine Inserat des bekannten Artikels, das am 5. Februar 1905 in der *Neuen Freien Presse* erschien, ist erwähnenswert, weil der von einem Pfeil durchschossene Name als Logo, als grafisches Wahrheitszeichen hervorsticht.[267] Einen größeren Auftritt hatte jedoch die Konkurrenz an diesem Tag: Das *Neue Wiener Journal* druckte eine ganzseitige Anzeige von »Lovacrin«, die auf den ersten Blick erkennen lässt, wie sich das Produkt auf die Käuferin auswirkt.[268] Unter dem Titel »Haarwuchsmittel« ist eine Frau mit dichten, dunklen Locken abgebildet, die über die Brüste bis zu den Füßen wallen. Lovacrin verleihe den Haaren »vollendete Schönheit«, heißt es im Reklametext, »macht sie seidenweich und geschmeidig wie Samt, naturglänzend, voll auftragend und üppig – stärkt und erfrischt die Kopfhaut eminent in äußerst wohltuender Weise, kräftigt und befördert durch die wirksamsten Pflanzenauszüge intensiv den Wuchs des Haares und Bartes«. Eine Diktion des Überflusses, in der die Wörter quellen wie die Haare aus der Kopfhaut. Die Masse an Adjektiven und Adverbien erzeugt das Gegenteil dessen, was Friedrich Kittler als »Telegrammstil« beschrieben hat,[269] nämlich eine Überfülle, die zur Schau trägt, dass man sich Redundanzen leisten kann.

Im unteren Drittel der Anzeige werden »freiwillige Gutachten« wiedergegeben, die den Erfolg des Produkts belegen sollen. Die *testimonials* sind, wie es die zeitgenössische Reklametechnik verlangt,[270] erstens zahlreich und zweitens von (angeblichen) Experten verfasst. Einer der »Med. Dr.« schreibt, Lovacrin habe »in sechs Fällen von Seborrhöe (Schuppenbildung) mit Effluvium (Haarausfall) der Kopfhaare vorzügliche Dienste geleistet«. Während das medizinische Urteil die Glaubwürdigkeit der Reklame erhöht, bestätigt die Tatsache, dass selbst die »Fürstin von Hohenzollern« Nachschub bestellt, die soziale Akzeptanz der Anwendung, von der »Florentine Hommel« aus Vöcklabruck und »Franz Stanitz« aus Graz ebenso profitiert hatten. Auf die Zeugnisse von Laien setzte auch die Kuranstalt »Spiro spero«, die am 5. Februar 1905 in der Wiener *Reichspost* inserierte.[271] Die »Heilungsberichte« würden kommentarlos veröffentlicht, damit »das leidende Publikum« die Möglichkeit habe, »sich selbst ein Urteil zu bilden«. Man weise aber darauf hin,

266 Viktor Mataja: *Die Reklame*, S. 336.

267 *Neue Freie Presse*, 5.2.1905, S. 22.

268 *Neues Wiener Journal*, 5.2.1905, S. 21.

269 Friedrich Kittler: »Im Telegrammstil«. In: Hans Ulrich Gumbrecht u. K. Ludwig Pfeiffer (Hg.): *Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements.* Frankfurt a. M. 1986, S. 358–370.

270 Vgl. Viktor Mataja: »Menschen und Tiere als Reklamemittel«, S. 326.

271 *Reichspost*, 5.2.1905, S. 8.

dass »Abweichungen von der Wahrheit« gesetzlich verboten seien. Was in den Referenzen zum Ausdruck kommt, ist der rationale Gestus vieler Inserate der Jahrhundertwende.[272] Ständig wird die Tatsächlichkeit der Angaben, die Reelität des Geschäfts betont. Es sind Wahrheiten, die den Konsumenten eingeprägt werden. Trotz der verbreiteten Stimulus-Response-Theorie waren sich die Reklamepraktiker bewusst, dass ihren Anstrengungen eine prinzipielle Skepsis entgegenwirkte, die durch eine Unzahl fragwürdiger Annoncen genährt wurde. Für die Heilmittel, die Viktor Mataja in diesem Zusammenhang erwähnt,[273] finden sich in den Wiener Zeitungen vom 5. Februar 1905 zahlreiche Beispiele: »Sagrada Barber« und »Dr. Gölis Speisenpulver« regten die Verdauung an;[274] »Herbabnys Unterphosphorigsaurer Kalk-Eisen-Sirup« wirke schleimlösend und hustenstillend;[275] »Liniment. Capsici comp.« diene als Ersatz für den »Pain-Expeller«;[276] »Nährmehl Käthe« helfe gegen Magerkeit;[277] und der »Hubert Ullrichsche Kräuter-Wein« war ein »diätetisches Mittel für Magenübel«, das in der *Arbeiter-Zeitung* ganzseitig beworben wurde.[278]

Große Anzeigen verursachten zwar hohe Kosten, galten aber als besonders wirksam. Jene Ankündigungen, die eine komplette Zeitungsseite füllten, entsprachen laut Mataja namentlich dem Bedürfnis der Warenhäuser, eine breite Masse über aktuelle Angebote zu informieren.[279] Und in der Tat stammen die meisten ganzseitigen Inserate unserer Stichprobe von den Modehäusern »Leßner« und »Gerngroß« in Wien.[280] Letzteres hatte 1904 ein neues Gebäude in der Mariahilferstraße eröffnet, dessen Metall-Glas-Fassade im Jugendstil gestaltet war.[281] Außer einer Rolltreppe, die zwischen Parterre und erstem Stock lief, führten mehrere Aufzüge vom Keller über sechs Etagen bis zum Dachboden. Während der Detailverkauf im Souterrain, im Erdgeschoss und im Mezzanin erfolgte, wurden die Stoffe in der ersten und zweiten Etage en gros abgesetzt. Neben den Büros im dritten und vierten Stockwerk befanden sich Erholungsräume für die Kunden, darunter ein Wintergarten und eine Konditorei. Bei der Planung der 7.000 m² großen Verkaufsfläche habe man versucht, so führte der Architekt Ferdinand Fellner in einem Vortrag aus, die »möglichste Durchsichtigkeit« zu erreichen, »um von jedem Punkt des Hauses sämtliche Geschäftsräume überblicken zu können, einerseits um dem Publikum

272 Vgl. Friedemann W. Nerdinger: »Strategien der Werbung«, S. 300f.
273 Vgl. Viktor Mataja: *Die Reklame*, S. 81f.
274 *Neue Freie Presse*, 5.2.1905, S. 7.
275 *Reichspost*, 5.2.1905, S. 8.
276 *Österreichische Kronen-Zeitung*, 5.2.1905, S. 13.
277 *Neuigkeits-Welt-Blatt*, 5.2.1905, S. 22.
278 *Arbeiter-Zeitung*, 5.2.1905, S. 20.
279 Vgl. Viktor Mataja: *Die Reklame*, S. 379–382.
280 Vgl. die Ausgaben vom 5.2.1905 der *Neuen Freien Presse* (S. 25 u. 27), der *Arbeiter-Zeitung* (S. 21 u. 23), des *Neuen Wiener Journals* (S. 19), der *Österreichischen Kronen-Zeitung* (S. 21 u. 23) und des *Neuen Wiener Tagblatts* (S. 57).
281 Vgl. Felix Czeike: *Historisches Lexikon Wien.* Bd. 2. Wien 1993, S. 510.

einen klaren Überblick über die Mannigfaltigkeit des Warenhauses zu geben, andererseits um dem Eigentümer die Kontrolle und Überwachung des Geschäftsbetriebes zu erleichtern«[282]. Wenn man das Gebäude von der Mariahilferstraße aus betrat, gelangte man zwischen Regalen mit Socken, Handschuhen und Vorhängen zur elliptischen Mittelhalle, wo sich links und rechts Treppen ins Mezzanin bogen. Die Galerien der Obergeschosse waren ebenfalls konvex geschwungen, sodass Alfred Abraham Gerngroß und seine Kunden alles sehen und von allen gesehen werden konnten. Das Inserat vom 5. Februar 1905 gab die »Fortsetzung der Tages-Serien-Verkäufe« bekannt: An jedem Werktag wurde ein bestimmter Woll- oder Seidenstoff zu vergünstigten Preisen angeboten. Es handelt sich um ein gutes Beispiel für die erwähnte »Erziehung des Publikums«, die Viktor Mataja als Leistung der Warenhäuser betont. Erstens wurde der Kundenstrom durch die täglichen Aktionen kanalisiert; zweitens belebte eine Anzeige in der Sonntagsausgabe den verkaufsschwachen Montag; und drittens erklärten die »weißen Wochen« den Februarbeginn willkürlich zur Wäschesaison.[283]

+ + +

Was P. A. als Wahrheit propagiert, folgt den Regeln der Logik. Seine erste Prämisse lautet, dass ein schneller Stoffwechsel die Lebenskräfte steigert. Und was beschleunigt den Stoffwechsel? Abführmittel. Also sind Tamar Indien Grillon, Vino Condurango und »Cascara Sagrada« auch Kraftmittel. Letzteres, ein Extrakt aus der Rinde des amerikanischen Faulbaumes, reinige den Darm, wie Seife die Haut säubere: »Das Wesentliche des Genies! Aber für jeden erreichbar« (*Pm* 95), steht in *Pròdrŏmŏs*, wo Genialität keine angeborene Eigenschaft, sondern das Ergebnis richtiger Lebensführung ist.[284] Da Verdauung Energie kostet, müssen Verstopfungen verhindert werden, und zwar mit pflanzlichen Drogen, die als Markenartikel erhältlich sind. »Auf die ›Natur‹ warten wollen, ist ein zynischer Blödsinn«, sagt P. A. »Auf die, die wir im Laufe der Kultur uns zerstört haben?!? Ja, ist denn Tamar Indien Grillon, Cascara Sagrada, Bitterwässer, weniger Natur?!?« Kraft seines Geistes mache er sich die natürlichen Heilmittel, indem er sie dem »Organismus einverleibe«, zu eigen. (*Pm* 33) P. A. besteht aus Händen und Füßen, aus Gedanken und Gefühlen, aus Zahnpasta, Streichhölzern und Medikamenten, die den Stuhlgang erleichtern. »Tamar Indien Grillon, Pastille aus Frankreich, Bohnen-Schote des exotischen Baumes, ein Teil bist du der Menschen-Lebenskräfte selbst!« (*Pm* 19) Die indischen Datteln wurden als Laxans erkannt, industriell zu Bonbons verarbei-

282 Ferdinand Fellner: »Das Modewarenhaus A. Gerngroß in Wien«. In: *Zeitschrift des Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines.* Nr. 1/1905 (Jg. 57), S. 1f., hier: S. 1.

283 Vgl. Viktor Mataja: *Die Reklame*, S. 387f.

284 Vgl. Wolfgang Bunzel: »›Extracte des Lebens‹ – Peter Altenbergs poetische Diätetik«. In: Jutta Schlich und Sandra Mehrfort (Hg.): *Individualität als Herausforderung. Identitätskonstruktionen in der Literatur der Moderne.* Heidelberg 2006, S. 131–147, hier: S. 143.

tet und als Mittel gegen Darmträgheit vermarktet. Warum soll man auf den unzuverlässigen Körper vertrauen? »Gott sei Dank hat endlich die Naturkraft ihre Macht verloren, damit der ›Geist‹, die zum Bewusstsein ihrer selbst gelangte Natur, seine Herrschaft antreten könne!« (ebd.) Es handelt sich um beherrschte Natur, die der Selbstbeherrschung dient, um ein Wissen, das in Pastillenform gegossen wurde. »Für die Mysterien des Nervus Sympaticus die Mysterien der *Condurango-Wurzel* im Condurango-Weine!«, empfiehlt P. A. »Ein Likörgläschen, ganz langsam, in kleinen Unterbrechungen, in kurzen Schlucken, getrunken, während der Mahlzeiten! Es verschafft innere Freiheit und Frohheit. Man wird fast zu einem *Künstler-Organismus*!« (*Pm* 25) Der Text nennt das Produkt, erläutert die Anwendung und beschreibt die Wirkung als gelöste Heiterkeit, bei der Lebensenergie für kulturelle Werke zur Verfügung steht.

Dass *in vino veritas*, stimmt hier buchstäblich, zumal der Kräuterwein in *Pròdrŏmŏs* einen logischen Schluss darstellt, eine Erkenntnis, die den Konsumenten verändert. Die **Wahrheit trinken und essen**, sei es als Pastille oder Oblate, ist eine Praxis mit christlicher Tradition. Nach Kierkegaard muss das Leben, das Jesus geführt habe, von seinen Nachfolgern eingeübt werden: »Deshalb vergleicht Christus die Wahrheit mit der Speise und die Wahrheit sich aneignen mit dem Essen; denn gleichwie leiblich die Speise durch ihre Aneignung (Assimilierung) das Leben erhält, so ist auch geistlich die Wahrheit sowohl das, was das Leben gibt, als auch das, was das Leben erhält – sie ist das Leben selber.«[285] Die Stelle bezieht sich auf eine Predigt, die Jesus dem Johannes-Evangelium zufolge in der Synagoge von Kapernaum hielt: »Ich bin das Brot des Lebens. Eure Väter haben in der Wüste das Manna gegessen und sind gestorben. Dies ist das Brot, das vom Himmel kommt, damit, wer davon isst, nicht sterbe. Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel gekommen ist. Wer von diesem Brot isst, der wird leben in Ewigkeit.«[286] In *Pròdrŏmŏs* spielt ein Text auf diese biblische Szene an. Es geht um einen Sohn, der dem Vater zum 70. Geburtstag zwei Schachteln »Tamar Indien Grillon, Paris« schickt.[287] Er mache ihm, steht auf der Karte, die übrigen Geschenke entbehrlich – den Lehnsessel, Schlafrock, Rheinwein und die Pelzschuhe: »Ich bringe deinem Greisenalter die Jugendlichkeit! *Jeden* Morgen vor dem Frühstück eine Pastille! *Morgens*, *nicht* abends!« Die Verwandten sind empört, fragen sich, ob er verrückt ist und was »Grillon für die Reklame« bezahlt? Der Vater hingegen sagt fünf Jahre später, er verstehe das Wort »Greisenalter« nicht mehr und fühle sich wie ein Zwanzigjähriger. Die Skizze endet mit dem Satz: »Tamar Indien Grillon, ideales Verjüngungsmittel, sei gepriesen!« (*Pm* 16f.) Anstelle der Staffage für den Lebensabend, dem Gegenstück zum alttestamentlichen Manna, überbringt der Sohn eine neue

285 Søren Kierkegaard: *Einübung im Christentum*, S. 215f.

286 Joh. 6, 48–51.

287 Burkhard Spinnen liest den Text in Analogie zur Idylle *Der siebzigste Geburtstag* (1780) von Johann Heinrich Voß: »Idyllen in der Warenwelt«, S. 101–104.

Wahrheit, die sich der Vater tagtäglich einverleiben muss. Folgt er der Anleitung, wird er nicht in würdevoller Umgebung sterben, sondern dem Tod Widerstand leisten.

+ + +

Zwischen den Plakaten für die Ausstellung im Wiener Künstlerhaus und die Streichhölzer der Marke »Priester« liegen zwei Jahrzehnte und ein visueller Umbruch. Hans Makarts Bild von 1882 zeigt einen genagelten Anschlag aus Leder, der sich an den Rändern einrollt und ein Siegel trägt. Oben greifen ein Mann in Ritterrüstung und eine Frau mit dunkler Schleppe zum kaiserlichen Doppeladler, dem Wappen der Österreichisch-Ungarischen Monarchie; darunter steht in ornamentaler Schrift: »Erste Internationale Kunst-Ausstellung im Künstlerhause« samt Öffnungsdauer und Hinweis auf eine Lotterie.[288] Die 1903 entstandene Affiche von Lucian Bernhard stellt lediglich ein paar rote Zünder auf schwarzem Grund und darüber die blauen Lettern »Priester« dar – eine radikale Vereinfachung, die als erstes Beispiel für das deutsche »Sachplakat« gilt.[289] Der historistische Entwurf von Makart gibt zwar den zeittypischen Plakatstil wieder, fällt aber insofern aus der Reihe, als der Gestalter ein anerkannter Künstler war. Um 1880 wurden öffentliche Ankündigungen in Österreich wie in Deutschland entweder von gewerblichen Zeichnern angefertigt oder auf sogenannte Lagerplakate gedruckt, bei denen die Kunden nur den eigenen Text hinzufügen konnten.[290] Der deutsche Kunsthistoriker Jean Louis Sponsel fasste die »Bewegung für das moderne Plakat«, der sein Bildband von 1897 gewidmet ist, als »Protest gegen die Nachahmung« auf: Sie bringe ein Bemühen um aktuelle Darstellungsformen zum Ausdruck und diene heute der »Erziehung des Volkes zum Kunstempfinden«.[291] Als wesentlichen Einfluss nennt der Autor die japanischen Holzschnitte, deren skizzenhafte Komposition die Umrisslinien und Farbflächen betone, Merkmale also, die für die Arbeiten von Jules Chéret und Henri de Toulouse-Lautrec charakteristisch sind. Auch wenn die Formensprache aus Japan stammte, entwickelt hat sich die Plakatkunst im industrialisierten Paris der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die französischen Maler wandten die Drucktechnik der Lithografie an, bei der Schrift und Bild auf eine Steinplatte gezeichnet und dann auf Papier übertragen werden. Was sich bis zur Jahrhundertwende als **»Plakatstil«** etablierte, wirkte laut Kropeits *Reklame-Schule* von 1908 durch »breite, grelle, ungebrochene Farben, ungegliederte Flächen und die denkbar größte Einfachheit«, deretwegen auf »die feine Ausmalung aller

288 Vgl. Bernhard Denscher: *Österreichische Plakatkunst 1898–1938.* Wien 1992, S. 18.

289 Vgl. Sylvia Meffert: *Werbung und Kunst. Über die phasenweise Konvergenz der Sphären Werbung und Kunst in Deutschland von 1895 bis zur Gegenwart.* Wiesbaden 2001, S. 36.

290 Vgl. Sylvia Meffert: *Werbung und Kunst*, S. 43.

291 Jean Louis Sponsel: *Das moderne Plakat.* Dresden 1897, S. V.

Einzelheiten, die schöne Detaillierung aller Formen, die logische Perspektivenkonstruktion« verzichtet wurde.[292] Das Ziel war die »Fernwirkung« des Plakates, das in der großstädtischen Reizflut bestehen musste.[293] Eine gute Affiche, so die einhellige Meinung der Ratgeber, fällt auf, weckt das Interesse der Massen, die sich Tag für Tag durch die Straßen drängen, fesselt, wenn die Idee genial ist, die Aufmerksamkeit der Passanten. Die bildliche Darstellung solle daher verdichtet und drastisch, der Text kurz und packend sein, sodass die Grafik sich »gegen den Willen des Beschauers« durchsetzt und ihren »mnemotechnischen Zweck« erfüllt,[294] nämlich den Namen eines Produkts bekannt zu machen.

Nach dem *Handbuch der Reklame* von 1901 standen in Wien 1.720 Anschlagplätze zur Verfügung.[295] Gemeint sind die von der Stadt genehmigten Flächen, zum Beispiel an den Litfaßsäulen, deren Name auf den Berliner Drucker Ernst Litfaß zurückgeht und die seit 1855 in ganz Europa aufgestellt wurden. Dass die Konkurrenz groß war, lassen Fotografien von Wien um 1900 erkennen, auf denen Plakatwände zu sehen sind.[296] Es wird für die Zahnpasta »Kalodont« und das Zigarettenpapier »Le Délice« geworben, für »Ceres Speisefett«, Fahrräder von »Curjel« und die Schreibmaschine »Empire«, für »Kronen-Brot« und »Anker-Brot«, für die Etablissements »Apollo« und »Lucifer«, für die Handelsschule »Allina«, das Hotel »London«, die Tanzschule »Kubicek« und den Zirkus »Schumann«. Den Aufnahmen zufolge war das Stadtbild eher von derber Reklame als von künstlerischem Feinsinn geprägt. »Es fehlt noch sehr viel daran«, stellte Jean Louis Sponsel fest, »dass die neue ›Kunst auf der Strasse‹ zur allgemeinen Herrschaft gelangt, und dass man, wie es geschehen ist, die mit Plakaten beklebten Häuserreihen mit einer ›Bildergalerie‹ vergleichen kann.«[297] Für die Anhänger des Jugendstils sollten Plakate erstens dem Ideal des Gesamtkunstwerkes und zweitens der ästhetischen Volkserziehung dienen. Im Zeichen der Einheit von Kunst und Leben wurde versucht, den Alltag durchzugestalten – ein Programm, das die Wiener Werkstätte, 1903 gegründet, in Form von Stühlen, Teppichen, Vasen, Colliers, Logos und Postkarten umsetzte.[298]

Da die Wiener Stadtbibliothek erst 1923 anfing, Plakate systematisch zu sammeln, ist es nicht repräsentativ, aber auffällig, dass von den achtzehn Produktaffichen aus 1905, die sich in ihrem Bestand befinden, gleich vier Fahrräder bewerben. Das Niederrad hatte in den 1890er Jahren seine heutige Form erhalten – mit Ket-

292 Richard Kropeit: *Die Reklame-Schule*, S. 440–444.

293 Vgl. Sylvia Meffert: *Werbung und Kunst*, S. 32f.

294 Bruno Volger: *Moderne Reklamekunst*, S. 73.

295 Vgl. Johannes Lemcke: *Handbuch der Reklame*, S. 297.

296 Vgl. Eva-Maria Orosz: »Wiener Plakatwände auf historischen Photographien«. In: Ursula Storch (Hg.): *Kraftflächen. Wiener Plakatkunst um 1900.* Wien 2003, S. 18–26.

297 Jean Louis Sponsel: *Das moderne Plakat*, S. 230.

298 Vgl. Anita Kern: *Grafikdesign in Österreich im 20. Jahrhundert.* Salzburg 2008, S. 45–49.

tenantrieb, Trapezrahmen und Luftreifen.[299] Um die Jahrhundertwende gehörte das Radfahren zu den beliebtesten Freizeitbeschäftigungen in Europa und den USA: Die Modelle waren komfortabel und erschwinglich, weshalb die Geschäfte der Hersteller gut liefen. »Das wirkungsvollste Reklamemittel für Fahrräder«, so das *Handbuch der Reklame*, »ist das künstlerische Plakat und die Veröffentlichung von exorbitanten Leistungen.«[300] Gelegenheiten zur Demonstration der neusten Rennmaschinen boten die zahlreichen Wettkämpfe, darunter die jährliche Tour de France, die erstmals 1903 veranstaltet wurde. Während die technischen Details in den Annoncen und Prospekten nachzulesen waren, führten die Plakate den Gebrauch der Geräte vor: »Dem Radfahrer will der Maler mehr die freie Ungebundenheit, mit der er die Welt durchstreift, zum Bewußtsein bringen«, hieß es in der *Reklame-Schule*. »Er zeigt ihm Naturschönheiten, die er bequem mit seiner Maschine erreichen kann. Kleine Gesellschaften lagern fröhlich in einem Waldwinkel abseits vom Wege u. s. f.«[301] Ein idyllisches Erlebnis, wie es die Farblithografie der deutschen Firma »Dürkopp« inszeniert, auf der eine junge Frau am Flussufer zu sehen ist, daneben ein Fahrrad, im Hintergrund herbstlicher Wald und verschneite Berggipfel.[302] Lenkt man den Blick auf die Rhetorik des Bildes im Sinn von Roland Barthes,[303] lässt sich eine Analogie erkennen, die das Konnotat zunächst ins Gegenteil verkehrt und letztlich bestätigt.[304] Es handelt sich um Bezüge auf ein historisches Gemälde, das in Heinrich Heines Worten eine »Volksgruppe während den Juliustagen« zeigt, »und in der Mitte, beynahe wie eine allegorische Figur, ragt hervor ein jugendliches Weib, mit einer rothen phrygischen Mütze auf dem Haupte, eine Flinte in der einen Hand und in der anderen eine dreyfarbige Fahne. Sie schreitet dahin über Leichen, zum Kampfe auffordernd, entblößt bis zur Hüfte, ein schöner, ungestümer Leib, das Gesicht ein kühnes Profil, frecher Schmerz in den Zügen, eine seltsame Mischung von Phryne, Poissarde und Freyheitsgöttinn. Daß sie eigentlich letztere bedeuten solle, ist nicht ganz bestimmt ausgedrückt, diese Figur scheint vielmehr die wilde Volkskraft, die eine fatale Bürde abwirft, darzustellen.«[305] Gemeint ist das Bild *La Liberté guidant le peuple*, in dem Eugène Delacroix eine Szene der Julirevolution von 1830 entwirft. Die Anleihen bestehen in folgenden Punkten: Erstens kehren die Farben der Trikolore, die das Original

299 Vgl. Pryor Dodge: *Faszination Fahrrad. Geschichte – Technik – Entwicklung.* Kiel 1997, S. 112.

300 Johannes Lemcke: *Handbuch der Reklame*, S. 250.

301 Richard Kropeit: *Die Reklame-Schule*, S. 456.

302 Vgl. Plakatsammlung der Wienbibliothek, Signatur: P 20909. Das Plakat kann über den Online-Katalog der Sammlung abgerufen werden: URL: http://media.obvsg.at/AC10529650-4201 (1.9.2014).

303 Vgl. Roland Barthes: »Rhetorik des Bildes«. In: Roland Barthes: *Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn.* Übers. v. Dieter Hornig. Frankfurt a. M. 1990 (= Kritische Essays, Bd. III), S. 28–46.

304 Für die folgende Analyse haben Mathias Schönher und Helena Posch wesentliche Beiträge geleistet.

305 Heinrich Heine: »Französische Maler«. In: Heinrich Heine: *Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke.* Hg. v. Manfred Windfuhr. Bd. 12/1. Hamburg 1980, S. 9–62, hier: S. 20.

beherrschen, in den zentralen Elementen des Plakats von 1905 wieder, nämlich der Überschrift »Dürkopp's Diana«, der Kleidung und dem Produkt selbst; zweitens ist die Komposition hier wie dort auf die Hauptfigur ausgerichtet, nach deren erhöhter, mittiger Position sich die Bilder als Klimax zuspitzen; und drittens gleicht sich die Haltung der beiden Frauen, die den rechten Arm zum Himmel strecken, in Schrittstellung, mit angehobenem Bein. Ebenso deutlich wie die Ähnlichkeiten sind freilich die Unterschiede der Darstellungen. Während bei Delacroix das revolutionäre Paris den Hintergrund bildet, führt in der Reklame ein Parallelismus von Weg und Fluss in den Laubwald und zu einem Dorf mit Kirche, hinter dem sich die Bergkette auftürmt. Die Heldin vom 28. Juli 1830 steht barfuß auf den Barrikaden, umgreift rechts die französische Fahne und links ein Gewehr, hat die Jakobinermütze auf und ein schlichtes Kleid an, das lose unter den nackten Brüsten hängt. Ihr werbendes Pendant dagegen reckt, den Fuß auf einen Stein gesetzt, ein weißes Taschentuch in die Höhe und hält mit der anderen Hand das Fahrrad fest. Sie trägt ein blaues Bloomer-Kostüm mit rotem Kragen und weißer Bluse, einen grauen Homburg-Hut, Lederstiefel und Handschuhe. Das Paradoxon, dass in der Hosentasche eine Reitgerte steckt, teilt dem Betrachter mit: Dürkopp's Diana in elegantem Blau mit Ketten- und Speichenschutz, Luftreifen und Stempelbremse ist kein Drahtesel, sondern ein Stahlross, das einem Rassepferd an Noblesse in nichts nachsteht. Der Dress geht auf die amerikanische Frauenrechtlerin Amelia Bloomer zurück, deren Pluderhosen, die sogenannten *bloomers*, fürs Radfahren empfohlen wurden.[306] Gemeinsam mit den Accessoires – dem Herrenhut, der Peitsche, den hohen Stiefeln und langen Handschuhen – wirkt die Reformkleidung zwar bürgerlich, aber auch schick und sexy. Das weiße Taschentuch lässt einerseits an den Wohlstand jener Leute denken, die saubere Wäsche tragen, und anderseits an Unschuld und Frieden, weil es die triumphierende Geste versöhnlich abschwächt. Als Symbol erinnert das wehende Tuch an die Fackel der 1886 im New Yorker Hafen errichteten Freiheitsstatue, die ebenfalls die römische Göttin der Freiheit darstellt, jedoch ohne die revolutionäre Gebärde der Libertas von Delacroix.[307] Statt des Gewehrs mit Bajonett hält die Reklamefigur das Damenrad von Dürkopp, das in dem Arrangement als friedliches Mittel der Befreiung erscheint: »Das Bicycle hat zur Emanzipation der Frauen aus den höheren Gesellschaftsschichten mehr beigetragen als alle Bestrebungen der Frauenbewegung zusammengenommen«, schreibt die Wiener Feministin Rosa Mayreder im 1905 publizierten Buch *Zur Kritik der Weiblichkeit*.[308] Die Lady auf dem Plakat soll den Geist ihres Fahrrads verkörpern, das wie eine Jagdgöttin und Beschützerin der Frauen heißt. Dürkopp's Diana ist eine Allegorie käuflicher Emanzipation.

306 Vgl. Pryor Dodge: *Faszination Fahrrad*, S. 124–128.

307 Vgl. Yasmin Sabina Khan: *Enlightening the World. The Creation of the Statue of Liberty.* New York 2010, S. 109.

308 Rosa Mayreder: *Zur Kritik der Weiblichkeit. Essays.* Jena/Leipzig 1905, S. 155.

+++

Reklame von lateinisch *reclamare*, also widersprechen, und französisch *réclame*, das heißt Ins-Gedächtnis-Rufen.[309] »Die Wahrheit muss«, sagt P. A., »Vorstösse machen, immer und immer.« (*Pm* 63) Auch wenn es nur um die »beste Tinte« oder die »vorzüglichste Schreibfeder« geht: »Keiner, dem laut tönend zu sprechen ist, hat das Recht, stumm abzutreten.« (*Pm* 7) Das Ziel besteht erstens im Schaden der Dummheit und zweitens in der Verbreitung des Wissens. Gegen die bürgerliche Tugend, Aufsehen zu vermeiden, setzt P. A. das Mitteilungsbedürfnis des Vorbildlichen. »Wehe denen, die durch nichts auffallen!«, mahnt er. »Jede *Vollkommenheit* ist *auffallend*!« (*Pm* 124) In einer Skizze aus *Pròdrŏmŏs* kommentiert ein Dichter den Umstand, dass sich Fräulein Soundso splitternackt fotografieren ließ: »Das Vollkommene hat Altruismus in sich, es möchte sich dem Nebenmenschen offenbaren, mitteilen, ihn beglücken und erfreuen, es scheut nicht das Licht der Öffentlichkeit, spürt eine innere Mission.« (*Pm* 147) Wie man seinen Wahrheiten Gehör verschafft, lehrt die Reklame.

Zu ihren Strategien zählt die Illustration. Was stellt das Zeichen dar, das die 458 Texte in *Pròdrŏmŏs* voneinander trennt? Ein flammendes Herz in einem gepunkteten Kreis. Es bildet die Spannung ab, auf die sich die »panische« Selbstsorge zubewegt, nämlich die Leidenschaft als Lebensform. Um sie einzuüben, werden die Slogans bis zum Überdruss wiederholt. »Mit einem Wort: mens sana in corpore sano. Nein, eben nicht mit *einem Wort*. Sondern mit Millionen Wörtern, mit Wort-Schrapnells, mit einem Regen von Wort-Ekrasitbomben in diesen Feind *Stupidität* hineinkartätscht!« (*Pm* 34) Die **Repetition** ist die wichtigste Technik, die P. A. von der Reklame übernimmt. »Habe ich das schon einmal geäussert?!«, fragt er rhetorisch. »Mache mir erst einen Vorwurf, bis ich es das zehntausendste Mal gesagt habe. Und dann erst, wenn du wenigstens bereits daran bist, es aufzufassen und zu befolgen!« (*Pm* 45) Seine Geschichten und Anweisungen sollen nicht Gefallen finden, sondern Wirkung erzielen, sich den Lesern einprägen und ihr Leben ändern. Die »panischen« Wahrheiten müssen geistig angeeignet und körperlich einverleibt werden. »Ältere, bereits geäusserte, aber nicht minder wichtige Dinge: 2 und 3 ergibt 5.« (*Pm* 52) Manche Aussagen kehren im gleichen Wortlaut wieder, andere in Variationen. Dass der oft zitierte Kräuterwein mehr Kraft- als Heilmittel ist, heißt zuerst: »Man gab *Vino Condurango* Magenkrebs-Kranken, zur *Linderung*. Nun wird man es Magen-Gesunden geben, zur *Erhöhung*!« (*Pm* 75) Und neun Seiten später: »Ich höre, dass man *Vino Condurango* bei Magenkrebs verordnet. Welche Kraft muss dieses Mittel erst spenden können, solange der Magen noch gesund ist?!?« (*Pm* 84) Die Botschaft wird erinnert, der Leser überredet, sie zu beachten.

309 Vgl. *Duden. Deutsches Universalwörterbuch.* 6., überarb. u. erw. Aufl. Mannheim u. a. 2007, S. 1381.

Was für eine Zahnpasta? »Dr. Suin de Boutemard« (*Pm* 35). Aber wo kaufen? »In Wien bei Twerdy, Apotheke, Kohlmarkt.« (*Pm* 82)

Einige Skizzen in *Pròdrŏmŏs* erwecken den Eindruck von Werbespots. Sie bestehen aus drei Bildern: Die erste Szene baut ein Problem auf, die zweite präsentiert das »Produkt« als Lösung, und die dritte zeigt das Happy End. »Du gehst ziemlich schlapp und linkisch«, sagt sie traurig zu ihm. Dann fängt er an, jeden Morgen »Frei-Übungen« zu machen. Eines Tages sagt sie beglückt: »Du schreitest nun leichter und froher dahin, mein Lieber – – –.« (*Pm* 72) Es ist die Syntax früher Reklamefilme, wie sie etwa in *Die Suppe* von Julius Pinschewer, einem Pionier des Genres, umgesetzt wurde. Der 1911 produzierte Film spielt in einem Gartenlokal, wo der Gast, dem eine Suppe serviert wird, den Teller nach dem ersten Löffel von sich schiebt. Der Kellner würzt mit »Maggi« nach und tischt das Gericht wieder auf. Nach erneuter Probe löffelt der Gast den Teller im Eiltempo aus und reibt sich zufrieden den Bauch. Am Ende des einminütigen Films ist ein *packshot* zu sehen, die viereckige Flasche der Würzsauce in Großaufnahme.[310] Der Schlusseinstellung entspricht die Lobpreisung, mit der die »panische« Reklame häufig schließt – das »sei bedankt« der Schreibfeder (*Pm* 194), das »sei gepriesen« des Abführmittels (*Pm* 17), das »sei gesegnet« des Gehörschutzes: »*Antiphon*! Hartgummi-Kugel mit Stahl-Bügel! Getreuer Behüter tiefen von selbst endenden Schlafes!« (*Pm* 78) Der Markenartikel ist Teil des Produktes »Schlaf«, das P. A. vielfältig bewirbt. Ein Ensemble, zu dem die Schlafmittel »Veronal und Hedonal« gehören, die unschädlich seien, wenn man nach der Einnahme ausschläft. (*Pm* 9f.) Ungestörte Nachtruhe propagiert auch ein Text, der mit »Annonce« überschrieben ist: »In meinem Hotel ist es durch 3 Zentimeter dicke Kokos-Teppichläufer und 10 Zentimeter dick mit Werg ausgefütterte Tuchtüren als *zweite* Aussentüren, ferner durch strengste Vorschriften an die Bediensteten, für welche *Stille-Prämien* ausgesetzt sind, unmöglich gemacht, anders als durch den Wunsch gleichsam der Natur selbst geweckt zu werden!« (*Pm* 79) Außer dem verschlafenen Hotel gibt es in *Pròdrŏmŏs* noch eine »*Stadt des Schlafes*«, die ein »*moderner König*« regiert. (*Pm* 141–143) Er lässt »riesige Plakate in englischen roten und weissen Lettern auf Goldgrund« anschlagen, um als »*Gesetz der Gesetze*« zehn Stunden Schlaf pro Tag zu verkünden. So werde das »Lebenskapital« als »Faktor des Gesamtwohles« erhöht und ein neuer Bürger gebildet, »liebenswürdig […] wie der Japaner, beweglich wie der Franzose, eisenfest wie der Deutsche, arbeitstüchtig wie der Amerikaner«, kurz, ein produktives Subjekt, geschaffen mit den Techniken der Reklame.

310 Vgl. Harald Puch: »Werbefilm im Wandel. Zur Geschichte des deutschen Werbefilms«. In: Susanne Bäumler (Hg.): *Die Kunst zu werben*, S. 371–382, hier: S. 372f. Der Film ist auf folgender DVD enthalten: Julius Pinschewer: *Klassiker des Werbefilms.* Hg. v. Martin Loiperdinger. Berlin 2010.

IV

Charles Moisson, der Hauptoperateur der Firma »Lumière« aus Frankreich, steht auf dem Wiener Opernring und kurbelt am *cinématographe*. Ein Tag im Frühling 1896. Das Wetter? Man erkennt es nicht im grauen Stummfilm, dessen Vorspann ***Le Ring*** als »n° 274« ankündigt.[311] (Da einige Damen Schirme halten, obwohl kein Regen fällt, scheint es sonnig zu sein.) Der Filmstreifen ist 35 Millimeter breit und 15 Meter lang; bei 16 Bildern pro Sekunde beträgt die Abspielzeit knapp eine Minute. Die Kamera blickt in die Kärntnerstraße, Richtung Stephansplatz. Links ist der Ostflügel des k. k. Hof-Operntheaters zu sehen, dahinter das Hotel »Sacher«, auf der anderen Straßenseite, wo sich heute eine Filiale von »Starbucks« befindet, das Kaffeehaus »Zum Fenstergucker« von Josef Scheidl und am rechten Rand eine Reihe Fiaker, die vor dem Palais Todesco geparkt sind. Während die Einstellung, eine Totale, unverändert bleibt, bewegen sich Menschen, Tiere und Wägen von oben nach unten, rechts nach links und umgekehrt. Straßenbahnen fahren, von Pferden gezogen, auf der Kärntner- über die Ringstraße und aus dem Opern- in den Kärntnerring oder andersherum, werden von Kutschen überholt und einem Gendarmen beobachtet. Er steht neben einer Gaslaterne, schräg vor dem Kinematographen, mit Pickelhaube und Säbel, schaut nach vorne, zur Seite, nach vorne, zur anderen Seite. Ein Junge mit Hut, der ein Bündel Holzscheiter trägt, kommt auf den Kameramann zu. Bevor er direkt ins Objektiv blickt, dreht er sich zu einer Frau um, die schnell, vor der Straßenbahn fliehend, über den Ring läuft und den Schritt hinter Gendarm und Kandelaber anhält. Eine Stelle, auf der sie bis zum Schluss des Films tritt – durch ihren Schleier Ausschau haltend, wobei die Augen auf den Apparat fallen, kurz haften bleiben und dann weiterziehen. Mit der linken Hand hält sie den Schirm fest, mit der anderen den Rock hoch, um den Saum nicht über die Pflastersteine zu schleifen. Von rechts fährt eine Droschke durchs Bild, unmittelbar vor der Kamera, und im nächsten Moment kehrt das Gesicht des Jungen wieder, der den Kinematographen noch einmal aus der Nähe betrachtet und nach links abgeht. Zwei Männer schreiten auf die Kamera zu. Als ihre Beine unter den Knien abgeschnitten sind, bewegt einer den Mund, sagt vielleicht: »Jö schau!« Und während der zweite wegsieht, lässt jener uns im letzten Augenblick die weiße Fliege und den schwarzen Schnurrbart sehen.

+ + +

311 Der Film ist enthalten auf der DVD von Hannes Leidinger, Verena Moritz u. Karin Moser (Hg.): *Österreich Box 1. 1896–1918. Das Ende der Donaumonarchie.* Wien 2010. Vgl. dazu Elisabeth Büttner u. Christian Dewald: *Das tägliche Brennen. Eine Geschichte des österreichischen Films von den Anfängen bis 1945.* Salzburg 2002, S. 23.

Im *Komet* vom 12. August 1905 schließt der Leitartikel mit dem Satz: »Der Deutsche aber kann stolz darauf sein, mit einer epochemachenden Neuheit seinen Ruf als Denker neu betätigt zu haben, was um so höher zu veranschlagen ist, als, wie hier nachgewiesen, der erste, der hierzu Anlaß gegeben, ein Deutscher war, der schon im Jahre 1727 den Grund hierfür gelegt hat.«[312] Dass die Deutschen Denker sind, beweisen deutsche Denker. Aber welcher Gedanke wurde 1727 gefasst, auf den sich der Nationalstolz tautologisch gründet? Bevor das Fachorgan für »Besitzer von Sehenswürdigkeiten und Schaustellungen jeder Art« über **»Die neuesten Errungenschaften der Photographie«** berichtet, wird die genealogische Streitfrage geklärt. Die Erfindung gehe nämlich nicht, wie bisher angenommen, auf einen Franzosen, sondern auf Johann Heinrich Schulze zurück, einen Arzt aus Halle an der Saale, der im fraglichen Jahr entdeckt habe, dass sich manche Silberverbindungen bei Lichteinfall dunkel verfärben.[313] Ein Verfahren, das »die Engländer Wodgewood und Favy«, gemeint sind Thomas Wedgwood und Humphry Davy, weiterentwickelt hätten, bis es schließlich Joseph Nicéphore Nièpce gelungen sei, Bilder der Camera obscura zu fixieren.[314] Die erste Heliographie des französischen Offiziers, die den Hof seines Landhauses zeigt, wurde 1826 oder 1827 mit einer Belichtungszeit von rund acht Stunden aufgenommen.[315] Als Trägermaterial diente eine asphaltbeschichtete Zinnplatte, und bei der Entwicklung kam Lavendelöl zum Einsatz. Um die erzielten Ergebnisse zu verbessern, tat er sich mit Louis-Jacques-Mandé Daguerre zusammen – einem Theatermaler, der in Paris ein Diorama besaß und ebenfalls an der Herstellung dauerhafter Lichtbilder arbeitete. Als die Technik zehn Jahre später ausgereift war, lebte Nièpce nicht mehr, weshalb das älteste fotografische Verfahren den Namen »Daguerreotypie« erhielt. In wenigen Minuten bis zu einer halben Stunde wurde eine Jodsilber-Schicht belichtet, durch Quecksilberdämpfe entwickelt und mit Kochsalz fixiert. Die Bilder auf den versilberten Kupferplatten waren gestochen scharfe Unikate, die in gläsernen Rahmen aufbewahrt wurden.[316]

Von einer frühen Aufnahme, der 1838 entstandenen *Ansicht des Boulevard du Temple* in Paris, gibt es eine zeitgenössische Beschreibung, die Samuel Morse, der Erfinder des elektromagnetischen Schreibtelegrafen, seiner Familie zusandte: »Alles, was sich bewegt, bleibt unsichtbar. Der Boulevard, der doch von Fuhrwerken befahren und von Fußgängern belebt war, schien auf der Aufnahme ganz leer, abgesehen von einem Mann, der sich die Schuhe putzen ließ. Gezwungenermaßen mußte er eine Weile bewegungslos bleiben, einen Fuß auf dem Kasten des Schuh-

312 N. N.: »Die neuesten Errungenschaften der Photographie«. In: *Der Komet*, 12.8.1905, S. 1–4, hier: S. 4.

313 Vgl. Hans Helmut Hiebel u. a. (Hg.): *Große Medienchronik.* München 1999, S. 292.

314 N. N.: »Die neuesten Errungenschaften der Photographie«, S. 1.

315 Vgl. Willfried Baatz: *Geschichte der Fotografie.* Köln 1997, S. 16–18.

316 Vgl. Willfried Baatz: *Geschichte der Fotografie*, S. 18f.

putzers, den anderen auf dem Bürgersteig.«[317] Da wegen der langen Belichtung Stillstehendes gleichsam in die Bilder hinweinwuchs, spricht Walter Benjamin von einer »auratischen Erscheinung«[318] der Daguerreotypen. Wie der Korrespondent des deutschen *Kunst-Blatts* berichtete, würden sich die »vom Himmel gefallenen Abdrücke« durch »unerhört treue Wahrheit« auszeichnen.[319] Aufgrund dieser exakten Abbildung, so ergänzte der Herausgeber der Zeitschrift, stelle der Apparat keine Konkurrenz für die Malerei dar, »denn in allem, was der eigentlichen Kunst angehört, ist es mehr die Kraft der Phantasie und der Beobachtung, als die ängstlich nachgeschriebene Wahrheit des Aeußern, die auf uns wirkt.«[320] Den realistischen Charakter der Fotografie bringt auch der Bildband *The Pencil of Nature* von William Henry Fox Talbot zum Ausdruck, dessen erste Exemplare 1844 erschienen. In den Kameras des britischen Gelehrten prägte sich die Umgebung wie von selbst auf das eingelegte Papier, das man anschließend beliebig vervielfältigen konnte. Sein Negativ-Positiv-Verfahren setzte sich ab Mitte des 19. Jahrhunderts gegen Daguerres Einzelbilder durch, was dem Artikel im *Komet* zufolge mit dem »Kollodiumprozeß« zusammenhing, den Frederick Scott Archer 1851 vorstellte.[321] Dabei wurde nasses Kollodium auf eine Glasplatte aufgetragen und dann in wenigen Sekunden belichtet. Zu den ungezählten Menschen, die in den folgenden Jahren vor Kameras posierten, gehörte auch Charles Baudelaire, nachdem er heftig kritisiert hatte, dass im Pariser Salon von 1859 Fotografien ausgestellt wurden. In seinen Augen war die neue Technik bestimmt, »eine Dienerin der Wissenschaften und Künste zu sein«, weshalb er als »Mann mit Einbildungskraft« den fotografischen Positivisten erwiderte: »Ich finde es überflüssig und müßig, das, was ist, darzustellen, weil nichts, was ist, mich befriedigt. Die Natur ist häßlich, und ich ziehe die Ungeheuer meiner Phantasie den vorhandenen Trivialitäten vor.«[322] Baudelaire steht mit dieser Position nicht allein auf weiter Flur, sondern im Zentrum einer zeitgenössischen Auseinandersetzung, die der mechanischen Nachahmung der Wirklichkeit die künstlerische Verkörperung des Ideals entgegenhielt.[323]

Als nächste Etappe im fotografischen Fortschritt nennt *Der Komet* die »Einführung der Gelatinetrockenplatten«, die bewirkt habe, »daß die Liebhaber- und Amateurphotographie eine außerordentliche Ausdehnung gefunden hat«.[324] Mit dem

317 Zit. nach Michel Frizot: »Die Daguerreotypie als getreues Abbild der Wirklichkeit«. In: Michel Frizot (Hg.): *Neue Geschichte der Fotografie.* Köln 1998, S. 28.

318 Walter Benjamin: »Kleine Geschichte der Photographie« [1931]. In: Walter Benjamin: *Medienästhetische Schriften.* Frankfurt a. M. 2002, S. 300–324, hier: S. 307.

319 Zit. nach Ludwig Schorn: »Der Daguerrotyp«. In: *Kunst-Blatt*, 24.9.1839, S. 1–4, hier: S. 2.

320 Ludwig Schorn: »Der Daguerrotyp«, S. 3.

321 N. N.: »Die neuesten Errungenschaften der Photographie«, S. 1.

322 Charles Baudelaire: »Der Salon 1859«. In: Charles Baudelaire: *Sämtliche Werke. Bd. 5: Aufsätze zur Literatur und Kunst. 1857–1860.* Hg. v. Friedhelm Kemp u. Claude Pichois. München 1989, S. 127–212, hier: S. 139f.

323 Vgl. Bernd Stiegler: *Theoriegeschichte der Photographie.* München 2006, S. 50–55.

324 N. N.: »Die neuesten Errungenschaften der Photographie«, S. 1.

neuen Verfahren, das sich um 1880 rasch verbreitete, konnten die Belichtungszeiten auf Sekundenbruchteile verkürzt und die trockenen Negative später in der Dunkelkammer entwickelt werden. Es war die Geburtsstunde der Momentaufnahme, die namentlich von George Eastman vermarktet wurde, einem Hersteller fotografischer Trockenplatten aus New York, der 1888 die erste »Kodak« herausbrachte. Die Käufer erhielten nicht nur eine handgroße Kamera inklusive Rollfilm für hundert Bilder, sondern auch die kreisrunden Abzüge der Schnappschüsse: »You press the button, we do the rest«, lautete der Reklamespruch des Apparats, dessen Name als Marke erfunden wurde.[325] »Die Preise für Photographien, die zuerst enorm hohe waren«, heißt es im *Komet* weiter, »sind heute – dank der Konkurrenz der Warenhäuser, die damit Gimpel einfangen – enorm niedrig und haben das früher lohnende Gewerbe ruiniert.«[326] Trotzdem werde eifrig an den technischen Details gearbeitet, vor allem an der Farbfotografie, zu deren Entwicklung ein deutscher Professor wesentlich beigetragen habe. Es handelt sich um Adolf Miethe, auf den die panchromatische Sensibilisierung für eine präzise Farbtonwiedergabe zurückgeht.[327] Die Ergebnisse des Dreifarben-Verfahrens waren in einer Berliner Ausstellung zu sehen, die am 1. August 1905 von der »Neuen Photographischen Gesellschaft« eröffnet wurde: »Man fand hier Photogramme von Damen, Herren und Kindern, von Blumen, Vögeln und Schmetterlingen, alles naturgetreu, zumteil in farbenprächtiger Ausführung.«[328] Nach der Beschreibung zu schließen, die im *Komet* folgt, stellten die Exponate keine Fotogramme im heutigen Sinn dar, also direkte Abbildungen von Objekten auf lichtempfindlichem Material, sondern Abzüge farbiger Negative, die durch Überblendung von drei Aufnahmen entstanden, wobei zuerst ein gelber, dann ein blauer und schließlich ein roter Filter Verwendung fanden. Die Anfertigung, die »ungemeine Akkuratesse« erfordere, bleibe zwar noch den Fachleuten vorbehalten; es sei aber zu erwarten, dass die bunten Bilder ein »Gemeingut aller Bevölkerungskreise« würden.[329] Abgesehen von den Handkameras, die Laien zu Fotografen machten, waren um 1900 massenhaft Ansichtskarten in Gebrauch, deren schriftliche Form, die »Correspondenz-Karte«, 1869 in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie eingeführt wurde.[330] Vereinigungen wie der Wiener Camera Club verstanden sich als Gegenkraft zu dieser fotografischen Industrie: Die Mitglieder traten im Anschluss an Peter Henry Emerson für eine piktorialistische Fotografie ein, die zum einen dem Prinzip der Unschärfe folgte, wie es die Augenphysiologie von Helmholtz nachgewiesen hatte,[331] und sich

325 Vgl. Willfried Baatz: *Geschichte der Fotografie*, S. 65–67.
326 N. N.: »Die neuesten Errungenschaften der Photographie«, S. 1.
327 Vgl. Willfried Baatz: *Geschichte der Fotografie*, S. 68.
328 N. N.: »Die neuesten Errungenschaften der Photographie«, S. 1.
329 N. N.: »Die neuesten Errungenschaften der Photographie«, S. 4.
330 Vgl. Hans Helmut Hiebel u. a. (Hg.): *Große Medienchronik*, S. 196f.
331 Vgl. Hermann von Helmholtz: *Handbuch der physiologischen Optik.* Leipzig 1867.

zum anderen durch Edeldrucke von der Praxis des Schnappschusses abgrenzte.[332] Entgegen der technischen Reproduktion versuchte die Kunstfotografie der Jahrhundertwende, ihren Bildern den Status von Gemälden zu verleihen. Ein »jäher Verfall des Geschmacks«, befindet Benjamin im Rückblick, denn die »Entschälung des Gegenstands aus seiner Hülle, die Zertrümmerung der Aura« sei das Zeichen einer Zeit, die in Augenblicke zerfällt und an Oberflächen zum Ausdruck kommt.[333]

+ + +

Die »Touristen des Lebens« sind nur auf Besuch da. (*Pm* 41) Sie gehen an den Wundern der Natur entweder achtlos vorbei, weil das Reiseprogramm keinen Halt erlaubt, oder werfen ihnen verkrampfte Blicke zu, um jene Erhebung zu empfangen, die Sehenswürdigkeiten versprechen. Der Künstler hingegen dringt mit seinen geschulten Sinnen tiefer in die Umwelt ein, spürt die Geheimnisse auf, wie sie zum Beispiel in einer Almweide verborgen liegen: »Die Schönheit des Apollo-Falters (weiss-durchschimmernd mit schwarzen und orangefarbigen Ringen), des Tagpfauenauges (zimtbraun mit lila Flecken), des Alpenbock-Käfers (schwarzsamtartig und hellgrau) waren meine ersten tiefen Leidenschaften«, schreibt P. A. »Wiesen an Berg-Lehnen, im Sonnenbrande, von dörrenden Erdbeeren duftend, bevölkert mit märchenhaft schönen Geschöpfen und dazu die Gefahr der Kreuzotter unter weissen Steinen!« (*Pm* 42f.) Wenn ein Maler dieses Abenteuer darstellt, lernen es auch Menschen kennen, die selbst keinen Zugang zu den Mysterien des Alltags finden. Was aber macht der »vom Künstler aus End-Gelernte, der, der sehen und hören und empfinden kann aus erster Hand?!?« Er dankt seinem Lehrer und lenkt die Aufmerksamkeit auf »das direkte zarte Abbild der Natur«, nämlich die »Photographie«, die ihn als »Lebens-Künstler« nicht weniger berührt als die unmittelbare Wirklichkeit. (*Pm* 42) Fern davon ein minderwertiger Ersatz, ein Surrogat der Realität zu sein, nimmt P. A. fotografische Aufnahmen als Möglichkeit wahr, seinen Gesichtskreis zu erweitern.[334] Als er in einer »englischen illustrierten Zeitung« die perfekten Hände einer thailändischen Prinzessin entdeckt, lässt er sich das Bild einrahmen. Ein »Chinesengesicht«, wie seine Geliebte bemerkt. »›So – – –‹, sagte ich und betrachtete die Tatzen meiner Angebeteten, welche für mich zu sterben jeden Augenblick bereit war!« (*Pm* 56f.)

Die Kunst besteht in der Rezeption, dem Vermögen, das Schöne zu erfassen, der Fähigkeit, unter Hunderten »Ansichtskarten« die anmutigste zu wählen – »photo-

332 Vgl. Anton Holzer: »The History of Austrian Photography. 1900–1938«. In: Václav Macek (Hg.): *The History of European Photography. 1900–1938.* Bratislava 2010, S. 13–39, hier: S. 17f.

333 Walter Benjamin: »Kleine Geschichte der Photographie«, S. 306 u. 310.

334 Zu Peter Altenbergs Fotografie-Beschriftungen vgl. Andrew Barker u. Leo A. Lensing: *Peter Altenberg*, S. 133–190; Heinz Lunzer: »Sammelleidenschaften«. In: Heinz Lunzer u. Victoria Lunzer-Talos (Hg.): Peter Altenberg, S. 153–161; Ricarda Dick: *Peter Altenbergs Bildwelt. Zwei Ansichtskartenalben aus seiner Sammlung.* Göttingen 2009.

graphierte Schneelandschaft« (*Pm* 92). Es sind idyllische Zustände, die auf den Bildern zu sehen waren, sonnige Berghänge und verschneite Dörfer. Wie ließen sich jedoch Vorgänge festhalten, etwa »das Fällen von Urwald-Bäumen« in Brasilien? Ein Schauspiel, das in Wien ebenfalls beobachtet wurde: »Die Natur aus erster Hand, unverfälscht vom Künstler erhalten«, berichtet P. A. »Man wird sehr bald Theater bauen für Kinematograph-Vorstellungen!« Endlich sei die Menschheit reif »für die *Darbietungen* der Natur auf direktem Wege«, für **»vita ipsa«**, was Émile Zola längst begriffen habe. (*Pm* 50) Tatsächlich war der französische Schriftsteller nicht nur einer der Begründer des literarischen Naturalismus, sondern auch ein fleißiger Fotograf.[335] Das soziale Leben, das seine Romane abbilden, kontrastiert allerdings zur »Welten-Schönheit« aus *Pròdrŏmŏs*, »erfasst von diesen Künstlern ›Auge‹, ›Ohr‹, ›Herz‹, ›Gehirn‹!« Während Zola gesellschaftliche Probleme schildert, rühmt P. A. die Kraft, »die Natur-Schönheit, die Natur-Merkwürdigkeit, aus erster Hand zu geniessen« – eine »*künstlerische Fähigkeit*«, die ihm kritische »*Lehrlinge des Daseins*« nicht vermiesen könnten. (*Pm* 51) Der Kinematograph nimmt zuerst auf, wie die Bäume im brasilianischen Urwald geschlagen werden, und gibt den Arbeitsprozess dann in der Wiener Schaubude wieder. Dort ist die Kamera der Künstler, hier sind es jene Zuseher, die sich vom Film begeistern lassen, von den Hieben der Äxte, den Zügen der Säge, dem Wanken des Stammes und dem Sturz der Krone. Weder ökologische noch koloniale Bedenken trüben den erhabenen Anblick, der den ganzen Menschen bewegt. Denn was der Apparat von 1905 nicht liefert, ergänzt die Fantasie, den Ton beispielsweise das innere Ohr, das gemeinsam mit den gebannten Augen für den Körper steht wie das Herz für die Seele und das Gehirn für den Geist. Dass der Blick den Kanal legt für ganzheitliches Erleben, zeigt auch eine Skizze, die mit »Terpsichore«, dem Namen der Muse für Lyrik und Tanz, überschrieben ist. Die Szene spielt am abendlichen Seeufer, nach einem schwülen Tag, als kühler Wind zu wehen und die Maisfelder zu duften beginnen. Auf der Reunion im Kurhaus sieht P. A. eine Dame tanzen, leichtfüßig und mit kindlicher Freude: »So wie ich, einige Stunden früher, sass und sass und sass, die Wasserfläche anstarrte in ihrer mysteriösen Schönheit, die zerschlissenen zerrinnenden Wolken, die schiefen See-pflügenden Jachten, die fliegenden und ins Wasser einrutschenden Schwäne, den durchscheinenden weissen Wasserdunst im Abenddämmern, so sass ich nun und trank mit meinen Augen die unermessliche Anmut deiner heiligen Bewegungen in mich hinein, Frau B.!« (*Pm* 135) Mit der Schaulust geht kein Verlust einher, keine Erschöpfung, die auf das Vergnügen folgt, wie es bei der Ernährung oder dem Geschlechtsverkehr der Fall ist. Indem der Lebenskünstler die Augenblicke genießt, steigert er seine Lebenskraft. Dem Philister hingegen dienen sie nur als Anlass, den gewöhnlichen Annäherungsversuch einzuleiten: »Sie, das muss eine sehr fesche Person sein! Da muss man sich gleich

335 Vgl. dazu Irene Albers: *Sehen und Wissen. Das Photographische im Romanwerk Émile Zolas.* München 2002 (= Theorie und Geschichte der Literatur und der schönen Künste, Bd. 105).

durch ein Mitglied des Vergnügungskomitees vorstellen lassen. Lieber Herr Apotheker – – – ja, die im weissen Kleid, die so fesch tanzt, ja, die, bitt' schön – – –.« (*Pm* 136) Egal, ob die Ernüchterung schon nach einem Wortwechsel oder erst nach dem Beischlaf einsetzt; die physiologische Bilanz wird im Vergleich zum reinen Schauen negativ sein. P. A. sieht in der Natur wie in schönen Frauen eine Quelle der Vitalität. Er sucht ihre Nähe, sei es unmittelbar oder auf Bildern, um seinen Stoffwechsel zu erhöhen, um die Energie aufzunehmen, die ihr Anblick spendet.

Der »panischen« Lebenstechnik liegt ein künstlerisches Programm zugrunde, das Naturalismus und Romantik dialektisch vereint.[336] »Man kommt eben allmählich darauf«, heißt es in *Pròdrŏmŏs*, »dass die ›blaue Blume‹ der Romantiker ganz einfach wirklich auf dem *wirklichen Felde* wachse – – – die Feld-Glockenblume, die Kornblume, das Vergissmeinnicht etc. etc., und zwar *schöner*, *lieblicher*, *weltentrückter* und *sanft-mysteriöser* als die Blumen auf dem lächerlichen Humus von Wolkenkuckucksheim – – –!« (*Pm* 123) Aufzuspüren sei das »Ideale« im »Realen«, die andere Welt im Diesseits, jener geheimnisvolle Reiz, der in den Details steckt, unter Steinen und zwischen Wipfeln, auf weiblichen Nacken und Händen, in Zündhölzern und Zahnstochern. Was könnte dramatischer sein als das »Theater des *Lebens*« (*Pm* 125)? Welche erfundenen Geschichten märchenhafter als die faktischen? »Wirkliche Phantasie hat die photographische Platte«[337], schreibt Egon Friedell, weil ihre Bilder präziser sind als die menschlichen Vorstellungen. Vom »Optisch-Unbewußten«[338] erfährt man erst durch die Kamera, die mikroskopische Aufnahmen erlaubt. Für P. A. ist entscheidend, dass sie den Augen zusätzliches Material liefert, Lustobjekte, die den Herzschlag beschleunigen. Kunstwerke entladen den hergestellten Spannungszustand, leisten in geistiger Hinsicht, was Durchfall für Magen und Darm bewirkt, nämlich Entlastung: »Denn wohin verkriechen sich diese feigen Kräfte, welche nicht den Mut haben, hinauszuströmen?!?« (*Pm* 53) Genial sind allerdings jene biologischen Systeme, die eine »ungeheure Summe von treibender Kraft in sich aufspeichern können, ohne Schutz-Ventile öffnen zu müssen« (*Pm* 111), ohne Gedichte oder Symphonien zu schaffen, sondern es vermögen, das eigene Leben ästhetisch zu formen.

+ + +

Neuguinea von Rudolf Pöch, 1904 bis 1906 gedreht, 1958 von Paul Spindler als Film zusammengestellt. Der zweieinhalb Minuten lange Ausschnitt, den die Österreichische Mediathek im Internet veröffentlicht hat,[339] beginnt mit einer Karte der

336 Vgl. Egon Friedell: *Ecce Poeta*, S. 206f.
337 Egon Friedell: *Ecce Poeta*, S. 213.
338 Walter Benjamin: »Kleine Geschichte der Photographie«, S. 303.
339 *Neuguinea* (Österreichische Mediathek, VX-01286): URL: http://www.mediathek.at/atom/135BBA4F-3BB-0008D-00000B84-135B28B9 (1.9.2014).

Insel, die nördlich von Australien liegt. Die Stationen der Expedition des österreichischen Anthropologen sind mit Punkten markiert: Potsdamhafen und Sattelberg in Deutsch-Neuguinea, Cape Nelson und Port Moresby in Britisch-Neuguinea sowie Merauke in Niederländisch-Neuguinea. Um seine Forschungsreise zu dokumentieren, nahm Pöch, der in Wien Medizin und in Berlin Ethnographie studiert hatte, eine Plattenkamera, einen Phonographen und einen Kinematographen mit, dessen Sucher neben dem Objektiv montiert war; so konnte er mit dem Rücken zum Geschehen filmen, ohne die Akteure zu verunsichern.[340] Spindler schwenkt über eine Fotografie von Pfahlbauten im Wasser, zeigt ein Baumhaus am Strand und zwei Eingeborene. Dann fängt der Stummfilm von Cape Nelson an: Auf der ersten Einstellung ist eine Holzhütte zu sehen, getragen von Pfählen und gedeckt mit Palmwedeln. Von links kommen dunkelhäutige Männer ins Bild, setzen sich auf die waagrechten Stangen der Hütte, blicken in die Kamera und sagen ein paar Worte. In der nächsten Szene stehen Eingeborene auf einem Dorfplatz. Sie tragen Ohrringe, weiße Creolen, und Lendenschurze. Ein kraushaariger Mann isst eine längliche Wurzel, vielleicht Taro oder Yams, greift nach einer Pfeife, zieht kurz, bläst Rauch aus und kaut weiter, die Augen fast immer zum Kinematographen gerichtet. Eine der Frauen, die hin und her gehen, hält ein Baby seitlich an der Hüfte; zwischen den Beinen schleicht eine dürre Katze herum. Auf den letzten Bildern des Ausschnitts sitzen Kinder in einer Wohnhütte, lockige und kurzhaarige, manche mit Perlenketten. Im Hintergrund wird ein Junge tätowiert: Während die Spitzen des Kamms in den Rücken klopfen, liegt eine Hand auf seinem Nacken. Er krümmt sich.

+ + +

Die Fortsetzung des Artikels »Die neuesten Errungenschaften der Photographie«, die am 2. September 1905 im *Komet* erschien, ist den **»lebenden Photographien«** gewidmet. Aus der Technik bewegter Bilder habe sich in wenigen Jahren ein blühendes Gewerbe entwickelt, was nicht zuletzt den als »unproduktiv« beklagten Schaustellern zu verdanken sei: »Kein Festplatz, kein Variété, keine Volksbelustigung ist heute ohne den Kinematographen denkbar. Es ist daher begreiflich, daß die hierbei interessierte Industrie hieraus großen Nutzen zieht, von dessen Bedeutung die Inserate unseres Blattes ein sprechendes Zeugnis ablegen.«[341] Auch in Wien wurden die ersten Kinos im Prater gegründet, dem bekannten Vergnügungspark, über den die Zeitschrift regelmäßig berichtete. Die Ausgabe vom 4. März 1905 brachte etwa die Nachricht, dass in den Etablissements von Josef Stiller und

340 Vgl. Paul Spindler: »Die Filmaufnahmen von Rudolf Pöch«. In: *Annalen des Naturhistorischen Museums in Wien.* Nr. 78/1974, S. 103–108, hier: S. 104.

341 N. N.: »Die neuesten Errungenschaften der Photographie II«. In: *Der Komet*, 2.9.1905, S. 1–5, hier: S. 1.

Emerich Kern neue Kinematographen aufgestellt würden. Den »Praterleuten« sei es allerdings verwehrt, Maschinen in der Art von Louis Geni zu verwenden, der »inmitten der Stadt seinen Kinematographen mit Dampfbetrieb und Erzeugung seines eigenen elektr. Lichtes« betreibe.[342] Der Bericht zur Pratereröffnung am Ostermontag hob dann hervor, dass neben der Vorführung lebender Fotografien bei Gustav Münstedt und Karoline Schaaf vor allem Therese Kleins »sprechender, singender und musizierender Kinematograph« auf reges Publikumsinteresse stoße.[343] In der Literatur zur Filmgeschichte wird oft das Jahr 1905 genannt, wenn von den Anfängen stationärer Kinos die Rede ist.[344] Vorher war die Kinematographie in erster Linie eine Attraktion des Jahrmarkts oder des Varietés, wo sich die »optische Berichterstattung« als Teil der Abendshows etablierte; in den Wanderkinos, die bei Festen und Messen aufgebaut wurden, liefen eher fiktionale Filme, die wegen ihres Unterhaltungswerts beliebt waren.[345] Einblick in den filmischen Alltag der Schausteller bieten die kleinen Anzeigen, die der *Komet* druckte, zum Beispiel am 14. Jänner 1905: »Wegen Vergrößerung meines Unternehmens verkaufe ich meinen Kinematograph (Bude), 18 Meter Front und 7 Meter Tiefe. Hierzu gehören: prachtvolle Fassaden, gemalte Plafonds, geschnitzter Kassentisch mit Spiegeleinlage. Innen: II. und III. Platz erhöhte Bänke, I. Platz Stühle.« Auf der gleichen Seite suchte ein anderer »gebrauchte Films«, nämlich »russische Kriegsbilder, Theaterstücke, komische Films, Trick- und Zauberfilms«.[346]

Nachdem »Praterleute« wie Josef Stiller seit 1900 Pionierarbeit geleistet hatten,[347] entstanden in der ganzen Stadt ortsfeste Kinos. 1904 eröffnete die »Universal Films et Kinematograph Company« nicht nur in der Praterstraße, sondern auch im ersten, vierten und neunten Bezirk einen »Weltbiograph«.[348] Im nächsten Jahr folgten das »Homes Fey Theater« am Kohlmarkt, der »Nestroyhof« in der Leopoldstadt, der »Grand Kinematograph« am Matzleinsdorferplatz und das »Elektrotheater American Bioscop« in Favoriten.[349] Ende 1905 gab es also rund 15 fixe Kinos in Wien – 1909 bereits 62.[350] Die österreichische Filmproduktion setzte 1906 mit der Firma »Saturn« ein, die erotische Kurzfilme herstellte.[351] Es waren gefragte, aber spezielle Streifen; die kinematographische Industrie hingegen, die der zitierte Artikel im *Komet* erwähnt, befand sich hauptsächlich in Frankreich. So stammten die

342 Jakob Feigl: »Der Wiener Prater im Zeichen der Zeit«. In: *Der Komet*, 4.3.1905, S. 5.

343 N. N.: »Die Pratereröffnung in Wien«. In: *Der Komet*, 6.5.1905, S. 12.

344 Vgl. etwa Werner Faulstich: *Filmgeschichte.* Paderborn 2005, S. 25.

345 Vgl. Uli Jung u. Martin Loiperdinger (Hg.): *Geschichte des dokumentarischen Films in Deutschland. Bd. 1: Kaiserreich 1895–1918.* Stuttgart 2005, S. 71–119.

346 *Der Komet*, 14.1.1905, S. 25.

347 Vgl. dazu Elisabeth Büttner u. Christian Dewald: *Das tägliche Brennen*, S. 24–33.

348 Vgl. Werner Michael Schwarz: *Kino und Kinos in Wien. Eine Entwicklungsgeschichte bis 1934.* Wien 1992, S. 181, 188, 207 u. 233.

349 Vgl. Werner Michael Schwarz: *Kino und Kinos in Wien*, S. 180, 188, 212 u. 240.

350 Vgl. Werner Michael Schwarz: *Kino und Kinos in Wien*, S. 22.

351 Vgl. dazu Michael Achenbach u. a. (Hg.): *Saturn. Wiener Filmerotik 1906–1910.* Wien 2009.

meisten ganzseitigen Inserate der Zeitschrift von der Produktionsgesellschaft »Pathé Frères« aus Paris, die ihre Filme in vier Kategorien anbot: Als »Komische und Akrobaten-Szenen« waren beispielsweise *Der gefrässige Neger* oder *Walzer an der Zimmerdecke* erhältlich; zu den »Natur-Aufnahmen« zählten Filme wie *Fischfang auf hoher See* und *Von Cairo nach den Pyramiden*; bei »Aktualitäten und Kriegs-Szenen« wurden *Revolution in Russland* oder *Hinrichtung einiger Koreaner* verzeichnet; und als »Kolorierte Aufnahmen« standen etwa *Kasperltheater* und *Feuerwerke* zur Verfügung.[352] Die Filmlänge betrug 20 bis 110 Meter, was einer maximalen Spieldauer von fünf Minuten entspricht. Dass Pathé die Produktion auf fiktionale Filme umstellte, lässt sich an den Inseraten nachvollziehen, die im Lauf des Jahres weniger Aktualitäten und mehr Komödien bzw. Dramen anführten: Während 1904 noch fast ein Viertel der Titel ereignisbezogene Aufnahmen enthielten, ging der Anteil 1905 auf sechs Prozent zurück.[353]

Ein Übergang vom Attraktions- zum Erzählkino, der sich in den Anzeigen der britischen Konkurrenz nicht widerspiegelte. Charles Urban annoncierte im *Komet* einerseits Filme wie *Hahnenkampf* oder *Stahlgiesserei* und anderseits Aufnahmen der *Eroberung von Port Arthur*, die »unserm Kriegs-Korrespondenten Joseph Rosenthal« gelungen waren.[354] Tom Gunning hat diese nicht-fiktionale Kinematographie der Anfangszeit, die zeige und nicht interpretiere, vom späteren Dokumentarfilm unterschieden: »Deutlichstes Merkmal der *Ansicht* ist die Art und Weise, wie hier der Akt des Schauens oder Beobachtens nachgeahmt wird. Mit anderen Worten, wir erfahren eine *Ansicht* nicht einfach als die Darstellung eines Ortes, eines Ereignisses oder eines Prozesses, sondern gleichzeitig als Mimesis des Betrachtens selbst. Die Kamera tritt buchstäblich als Tourist, Forscher oder Betrachter auf, und das Vergnügen an diesen Filmen liegt gerade darin, daß sie als Surrogat des Schauens erscheinen. Ein erstes Indiz hierfür findet sich in den deutlichen Hinweisen auf die Anwesenheit der Kamera. Die Gefilmten reagieren auf den Aufnahmeapparat, indem sie ihn durch Blicke oder Gebärden adressieren oder sich mit ihrem Tun ihm zuwenden und einen Arbeitsvorgang oder einen Brauch vorführen. Die Kamera versucht ihrerseits, die bestmögliche Sicht auf das Geschehen zu erhalten, und man merkt deutlich, daß der Kamerastandpunkt nicht willkürlich gewählt wurde. In einer *Ansicht* zeigt sich die Welt der Kamera und damit zeigt sie sich dem Zuschauer.«[355] Erst mit der Propaganda des Ersten Weltkriegs verliere die *view* ihre Eigenständigkeit, um als Beweismittel dienen zu können. Die Bilder wurden Teil eines Diskurses, zur Argumentation eingesetzt, dramaturgisch montiert. Der Aus-

352 *Der Komet*, 15.4.1905, S. 37.

353 Vgl. Sabine Lenk: »Der Aktualitätenfilm vor dem Ersten Weltkrieg in Frankreich«. In: Frank Kessler u. a. (Hg.): *Kintop 6. Aktualitäten.* Frankfurt a. M. 1997, S. 51–66, hier: S. 57.

354 *Der Komet*, 27.5.1905 u. 23.9.1905, S. 37.

355 Tom Gunning: »Vor dem Dokumentarfilm. Frühe *non-fiction*-Filme und die Ästhetik der ›*Ansicht*‹«. In: Frank Kessler u. a. (Hg.): *Kintop 4. Anfänge des dokumentarischen Films.* Frankfurt a. M. 1995, S. 111–121, hier: S. 114f.

druck »Dokumentarfilm« kam in den 1920er Jahren auf, als Robert Flaherty anfing, Aufnahmen tatsächlichen Geschehens narrativ zu gestalten.[356] Entscheidend ist, dass die Authentizität der »Ansichten« zunächst nicht diskutiert, sondern vorausgesetzt wurde. Debatten über den Wahrheitsgehalt der Filme begannen ab 1907 mit der bürgerlichen »Kinoreformbewegung«, die im neuen Massenmedium eine sittliche und kulturelle Gefahr erblickte.[357] (Daher rührte auch das Bemühen der Kinobesitzer, das Image des Jahrmarkts abzustreifen und als Theatermacher angesehen zu werden.) Es gab zwar vereinzelt Proteste gegen inszenierte Aktualitäten, also nachgestellte Szenen wirklicher Ereignisse; das breite Publikum nahm aber kaum Anstoß an solchen *reenactments*, die aus dem Wachsfigurenkabinett und der illustrierten Presse bekannt waren.[358] Auch bei den frühen Ton- und Farbfilmen, wie sie im *Komet* vorkommen, ging es nicht um eine realistischere Darstellung. So wurden mit Oskar Messters »Biophon«, das Projektor und Grammophon synchronisierte, in erster Linie Musikstücke als »Tonbilder« vorgeführt.[359] Färbungen dagegen, sei es mittels gezielter Kolorierung oder einheitlicher Tonung, sollten die Attraktion erhöhen, für dekorative Abwechslung sorgen, allenfalls die Stimmungslage einer Szene betonen.[360]

+ + +

P. A. schreibt mehr als nicht schön, nämlich schlecht. Ein Umstand, den er selbst hervorhebt: »Ich bitte diejenigen inständigst, die sich bei mir an Form, Kleinheit des Repertoires und so weiter stossen, sich wenigstens das ihnen plausibel Erscheinende herauszunehmen.« Damit die »Furcht vor *Zugluft*« kleiner werde, lasse er sich gerne beschimpfen. (*Pm* 105) Denn ungeachtet dessen, »dass andere meine Ideen schon besser, deutlicher oder ganz so ausgedrückt haben«, sei es notwendig, »eine geschlossene Phalanx zu bilden gegen die ›Stupiditäten‹«. (*Pm* 63) Und was den Vorwurf betrifft, viele seiner Texte hätten den »Charakter von flüchtigem Dilettantismus«, lautet die Antwort: »Immerhin besser als *schwerfälliger Bücherwurmismus*!« (*Pm* 15) Das ist keine schlagfertige Erwiderung, nicht eloquente Persuasion, sondern das Gegenteil von Redekunst – ein Beispiel der konsequenten **Anti-Rhetorik**, die *Pròdrŏmŏs* auszeichnet. Der »*deutsche Aufsatz*«, wie er im Gymnasium gelehrt werde, stelle eine »geistige Schwäche« dar: »Es ist die unselige Fähigkeit, einen monumentalen erzenen Satz zu einem Artikel zu zerreiben, eine Skizze zu einer Novelle auszuwalzen wie die Köchin den Strudelteig, aus einer

356 Tom Gunning: »Vor dem Dokumentarfilm«, S. 112f.

357 Vgl. dazu Jörg Schweinitz (Hg.): *Prolog vor dem Film. Nachdenken über ein neues Medium 1909–1914.* Leipzig 1992, S. 55ff.

358 Vgl. Sabine Lenk: »Der Aktualitätenfilm vor dem Ersten Weltkrieg in Frankreich«, S. 52–55.

359 Vgl. Uli Jung u. Martin Loiperdinger (Hg.): *Geschichte des dokumentarischen Films in Deutschland*, S. 269–274.

360 Vgl. Elisabeth Büttner u. Christian Dewald: *Das tägliche Brennen*, S. 90.

gehaltvollen Szene ein gehaltloses Stück zu machen!« Mit Bernhard Shaw ruft P. A. »Sparsamkeit« als stilistische Tugend aus, der die künstlerische Parole »*le minimum d'effort et le maximum d'effet*« entspreche. Entgegen dieser »Erkenntnis«, die er auf den Schultern des irischen Dichters »propagieren« wolle, erhielten die Schreibschüler das »Danaergeschenk des schönen Stils«, das sich dann in allen »geistig-seelischen Emanationen« auspräge. Man solle Einleitung, Schluss und Vergleiche vergessen, den »Mut« zu jener Ausdrucksweise haben, die sich die Leser längst wünschten: »Ziele, fertig, triff ins Schwarze!« (*Pm* 73f.) Abgesehen von den Analogien zur »panischen« Diätetik, fällt der performative Vollzug des Textes ins Auge. P. A. zeugt, wovon er spricht, setzt, was er sagt, in Schrift um. Hier Verdichtung versus Eloquenz, anderswo den Entschluss, die Dinge beim Namen zu nennen: »Bei geschlossenen Fenstern schlafen und so die Luft, die der Organismus als für seine Zwecke unbrauchbar ausatmet, wieder einatmen müssen, heisst ein *idiotischer Selbstbetrüger* sein!« (*Pm* 12) Das ließe sich auch diskreter formulieren; er nimmt aber die Wörter, wie sie ihm in den Sinn kommen. Es ist keine gewählte, sondern die Sprache der ersten Empfindung, die nach ein paar Gläsern Schampus, anstatt die wohltuend anregende Wirkung eines edlen Tropfens zu ästimieren, innerlich singt: »Verkauft's mein G'wand, i fahr in' Himmel – – –.« (*Pm* 29)

Seit ihren platonischen Anfängen grenzt sich die Philosophie von der Rhetorik ab. Michel Foucault hat diese Opposition in den Vorlesungen, die er 1982 bis 1984 in Frankreich und den USA hielt, aus einer neuen Perspektive beleuchtet. Er legt den Fokus auf den griechischen Begriff der *parrhesia*, die sich etymologisch aus *pan* und *rhema* herleitet, also wörtlich übersetzt »alles Gesagte« bedeutet. Es handelt sich um ein freimütiges Reden, eine bewusste Öffnung des Herzens, die nach Foucault den philosophischen Diskurs der Antike kennzeichnet. Während die rhetorischen Verfahren auf Überredung zielen, wobei die Inhalte gelogen sein können, muss das Subjekt der Parrhesie mit der Aussage übereinstimmen, um selbst als Beispiel der Wahrheit zu dienen.[361] Dem sophistischen Monolog, der die Techniken der Rhetorik anwendet, steht der Dialog des Wahrsprechens gegenüber,[362] sei er ironisch wie bei Sokrates, provokativ wie bei Diogenes oder beratend wie bei Seneca. In jedem Fall braucht der Philosoph den Mut, das Risiko völliger Offenheit einzugehen, und den Willen, das Gegenüber zu bekehren.[363] Er verändert aber nicht nur seinen Gesprächspartner, sondern versetzt sich, indem er die Wahrheit spricht, in die Position, die Wahrheit zu sprechen. Das heißt, sein Aussagen der Wahrheit begründet ihn als Subjekt der Wahrheit – eine »Diskursdramatik«, die Foucault von der Pragmatik der Sprechakttheorie unterscheidet, wo der Status des

361 Vgl. Michel Foucault: *Hermeneutik des Subjekts*, S. 453–501.

362 Vgl. Michel Foucault: *Diskurs und Wahrheit. Die Problematisierung der Parrhesia.* Übers. v. Mira Köller. Berlin 1996 (= Internationaler Merve-Diskurs, Bd. 197), S. 20f.

363 Vgl. Michel Foucault: *Diskurs und Wahrheit*, S. 14–18.

Subjekts den Sinn der Aussage beeinflusst.[364] Dieser Zusammenhang von *alethes logos* und *alethes bios*, von wahrer Rede und wahrem Leben, erfährt in der kynischen Philosophie eine »Theatralisierung«: Der Kyniker dramatisiert die Freimut zur Schamlosigkeit, tritt als Bettler, Tier und König auf, um das Wesen der Wahrheit zu offenbaren.[365] Eine tragische Inszenierung, die bei Nietzsche als Posse wiederkehrt. In *Ecce homo* wird aus der antiken Heroisierung seiner selbst, ganz im Sinn des geplanten Untertitels »Aufzeichnungen eines Vielfachen«,[366] das Maskenspiel des Karnevals. »*Hört mich! denn ich bin der und der*«, heißt es im Vorwort: »*Verwechselt mich vor Allem nicht!*«[367] Keine leichte Aufgabe, wenn man bedenkt, aus wie vielen dieses Ich besteht. Angesichts der Tatsache, dass die Autobiografie auf eine Interpretation der Schriften hinausläuft, ist Nietzsche, was er geschrieben hat. Außerdem ist er sein Leser, gemäß dem programmatischen Einstieg: »Und so erzähle ich mir mein Leben.«[368] Die weiteren Rollen ergeben sich aus der Lektüre der eigenen Werke, in denen man »rücksichtslos meinen Namen oder das Wort ›Zarathustra‹ hinstellen« darf, wo der Text Schopenhauer, Wagner, Paul Rée, Dionysos et cetera anführt.[369] Nietzsche wird, was er ist, nämlich »der eigentlich Wahrhaftige«,[370] indem er sein Leben dichtet und sich selbst beschreibt.

Schwankt *Ecce homo* zwischen *genus grande* und *genus humile*, zwischen Heiligem und Hanswurst, so erkundet *Pròdrŏmŏs* die Welt aus der Sicht des Dilettanten.[371] Als Laie, der sich in einem fremden Wissen versucht, gibt P. A. diätetische Ratschläge, verfasst »Aphorismen zur Lebensführung«, die die Leser verwirren: »Wozu haben wir unsere Ärzte und Hygieniker?!?«, werden die Kritiker fragen. (*Pm* 14) Die Sentenzen stellen *logoi* dar, wahre Sätze, die Sachverhalte zu Erkenntnissen verdichten und traumatische Wirkung haben: »Ein Aphorismus ist etwas, was dem *Schreibenden* einen Essay als Kommentar erspart, den *Lesenden* jedoch infolgedessen aufs höchste schockiert.« (*Pm* 129) In den Skizzen wird die Technik der komprimierten Schilderung eingeübt. Mit ein paar Momentaufnahmen setzt P. A. den Film über ein Mädchen in Gang, das den Löwendompteur Julius Seeth um eine Kostprobe bittet. »Eines Nachts nach der Vorstellung befahl also Seeth den Löwen

364 Vgl. Michel Foucault: *Die Regierung des Selbst und der anderen. Vorlesung am Collège de France 1982/83.* Übers. v. Jürgen Schröder. Frankfurt a. M. 2009, S. 87–99.

365 Vgl. Michel Foucault: *Der Mut zur Wahrheit. Vorlesung am Collège de France 1983/84.* Übers. v. Jürgen Schröder. Berlin 2010, S. 326–376.

366 Friedrich Nietzsche: »Nachgelassene Fragmente. Oktober–November 1888«. In: Friedrich Nietzsche: *Kritische Studienausgabe.* Bd. 13. Hg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. München 1999, S. 615–635, hier: S. 632.

367 Friedrich Nietzsche: »Ecce homo«, S. 257.

368 Friedrich Nietzsche: »Ecce homo«, S. 263.

369 Friedrich Nietzsche: »Ecce homo«, S. 314, 317, 327f. u. 374.

370 Friedrich Nietzsche: »Ecce homo«, S. 370.

371 Vgl. zum programmatischen Dilettantismus Egon Friedell: *Kulturgeschichte der Neuzeit. Die Krisis der europäischen Seele von der schwarzen Pest bis zum Ersten Weltkrieg.* München 1996 [1927–1931], S. 48f.

Achmed in die offene Arena«, berichtet der Erzähler. »Achmed knurrte schrecklich, umschlich das fremde Mädchen, erhob ohne böse Absicht die Pranke. Seeth gab ihm einen leichten Schlag darauf, da küsste das Mädchen den Löwen rasch auf die Schläfe. Fertig.« (*Pm* 160) Die einzelnen Bilder sollen sich in der Fantasie zu einer Szene fügen, die Aphorismen hingegen Anker im Bewusstsein versenken, an denen sich eine Geisteshaltung befestigen lässt. Entweder liegen den Wahrheiten eigene Erfahrungen zugrunde, etwa dass frische Luft den Atem vertieft, langer Schlaf die Konzentration fördert, leichtes Essen den Magen schont und Nächstenliebe zufrieden stimmt; oder man stößt auf Gedanken anderer, die positive Effekte auf einen selbst versprechen. So zeigt sich P. A. begeistert, wie die Oper *Götterdämmerung* von Richard Wagner das »Lebens-Leit-Motiv aller edlen Frauenseelen« erfasst (*Pm* 16), wie die »fixe Idee der Gerechtigkeit« Elektra durchdringt (*Pm* 117f.), die Hauptfigur in Hugo von Hofmannsthals gleichnamiger Tragödie, wie Maurice Maeterlincks Essay *Das Leben der Bienen* einen Kosmos beschreibt, »wo die primitiven Sexualkräfte bereits in seelisches Empfinden völlig umgesetzt und verbraucht wurden« (*Pm* 136–138), wie Ellen Key in *Menschen* die Liebe von Robert Browning und Elizabeth Barrett schildert (*Pm* 151–153). Der Text über das Buch der schwedischen Pädagogin empfiehlt nur ein »Extrakt« von fünfzig Seiten;[372] bei Toni Schwabes Roman *Die Hochzeit der Esther Franzenius* bleibt lediglich ein Satz übrig: »Sie überliess ihm ihre Hände wie einen Trunk und schaute zu – – –.« (*Pm* 155) Es sind **Lesefrüchte**, die notiert werden, aber auch Parodien eines Genres, zumal der Titel in beiden Fällen »Buchbesprechung« lautet. Wer sich eine Rezension wie im Feuilleton erwartet, wird enttäuscht. Denn es folgen weder Erläuterungen zum Autor noch zum Inhalt, sondern einzelne Gedanken oder Formulierungen aus dem Buch, die P. A. wichtig erscheinen. »Sie sind die Kaiserin von China!«, sagt der Irre. »Jawohl, mein Herr, das bin ich«, antwortet die Pflegerin. (*Pm* 183) Sie nimmt zwar die Aussageposition ein, die der Diskurs des Patienten vorsieht, weiß jedoch, dass es sich um ein Spiel handelt, eine Rolle, die sie verändern und wieder ablegen kann. In ähnlicher Weise wendet P. A. die verschiedenen Darstellungsformen an. Er nennt einen Text »Parabel« und erzählt von einem »Affenreiche«, wo ein »heller gefärbter Affe« verkündet, eines Tages werde seine Art aufrecht gehen. Die anderen beschimpfen ihn als »Dekadent«, der ihre Gemeinschaft zugrunde richten wolle, was jener im Hinblick auf eine neue Ordnung bestätigt. »Daraufhin schrieb der damalige Nerven-Pathologe Professor Schimpanse eine Broschüre: *Die Décadence und ihre Gefahren*.« (*Pm* 120f.) Das Gleichnis veranschaulicht eine moralische Botschaft, die *Pròdrŏmŏs* wiederholt vermittelt. Der Leser kennt das Lob der Dekadenz aus einer Reihe von Aphorismen und Skizzen, weshalb er sich des erneuten Bekehrungsversuches bewusst ist. P. A. legt aber nicht nur seine literarische Strategie

372 Vgl. dazu Irene Köwer: *Peter Altenberg als Autor der literarischen Kleinform. Untersuchungen zu seinem Werk unter gattungstypologischem Aspekt.* Frankfurt a. M. 1987 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe 1: Deutsche Sprache und Literatur, Bd. 987), S. 196–201.

bloß, sondern wertet auch den Diskurs der Rassenhygiene um, denn Professor Schimpanse greift als *dunkler* Affe die Ideen eines dekadenten Artgenossen an. Im folgenden Text, der den Titel »Märchen« trägt, entspinnt sich ein Wettstreit an der Wiege des Prinzen, welche Fee das wertvollste Talent zu vergeben habe. »Da schwebte die jüngste Fee eilig herein (immer ist es die jüngste und immer verspätet sie sich) und rief: ›O Königssohn, ich aber verleihe dir die Gabe, dich nur *in Liebe* mit einem Weibe verbinden zu können, sonst aber dazu *unfähig* zu sein!‹« Spott und Hohn zum Trotz macht sie das Rennen, und tatsächlich wächst der Kleine zu einem »Wunder an Weisheit und Güte« heran. (*Pm* 121f.) Auch diese Einsicht, dass man sexuelle Bedürfnisse in seelische Leidenschaft verwandeln müsse, wird in *Pròdrŏmŏs* immer wieder geäußert. Obwohl die märchenhafte Umsetzung alle Merkmale des Genres enthält, kommen Zweifel auf – erstens wegen des ironischen Kommentars und zweitens, weil die Konventionen der Gattung übererfüllt werden. Ein Erzähler, der sich von seiner Erzählung distanziert, ist ebenso unglaubwürdig wie ein Philosoph, der einen Kerngedanken seiner Lehre lächerlich macht: »›Ich möchte gern vor Wut ein ganzes Zimmer demolieren – – –.‹ / ›Behalte lieber die Kraft, die dazu aufgebraucht würde, in dir zurück. Du kannst vielleicht daraus ein ›flammendes Gedicht‹ erzeugen!‹« (*Pm* 49) Läuft die Sublimierung, wie sie P. A. versteht, so banal ab? Ist *Pròdrŏmŏs* nicht ernst zu nehmen? Gar ein Witz?

+ + +

Am Anfang des Stummfilms ***Les Événements d'Odessa***, den Lucien Nonguet im Juli 1905 für Pathé Frères drehte, fährt von links ein Kriegsschiff durchs Bild.[373] Der ehemalige Theaterregisseur inszenierte die Meuterei auf dem Panzerkreuzer »Potemkin« als Teil der Serie *La Révolution en Russie* – wenige Tage, nachdem die Revolte stattgefunden hatte, und zwanzig Jahre, bevor Sergej Eisensteins berühmte Version der Ereignisse entstand.[374] Den Aufnahmen der Hafeneinfahrt folgt eine gespielte Szene an Deck, wo Matrosen bei der Arbeit und Offiziere im Gespräch sind. Beim Essen regt sich Unmut in der Mannschaft: Die Suppe scheint nicht genießbar zu sein, was der Kommandant in der schwarzen Uniform bestreitet. Als einer der barfüßigen Männer die Schüssel zu Boden schleudert und den Gehorsam verweigert, erschießt ihn der Befehlshaber. Nach einer Schrecksekunde wird der Täter überwältigt und über Bord geworfen. Die Anführer fliegen im hohen Bogen über die Brüstung, bis ein Offizier die Mannschaft in den weißen Anzügen zur Räson und das Schiff wieder unter Kontrolle bringt. In der nächsten Szene wird der tote Mat-

373 Der Film ist mit einer Länge von 3 Minuten und 40 Sekunden auf folgender DVD enthalten: *The Movies Begin. A Treasury of Early Cinema 1894–1913. DVD 3: Experimentation and Discovery.* New York 2002.

374 Vgl. dazu Daniel Gerould: »Historical Simulation and Popular Entertainment. The *Potemkin* Mutiny from Reconstructed Newsreel to Black Sea Stunt Men«. In: *The Drama Review.* Nr. 2/1989 (Jg. 33), S. 161–184, hier: S. 170f.

rose am Pier aufgebahrt. Kinder, dunkel gekleidete Männer, Frauen in Trachten knien vor dem Leichnam nieder, um dann triumphierend die Arme zu erheben. Anschließend blickt die Kamera über die Reling hinweg zum gemalten Stadtbild. Während der verbliebene Offizier Anweisungen gestikuliert, bewegt sich ein Kanonenrohr über die Wasseroberfläche und feuert einen Schuss ab, der in Odessa einschlägt. Als im Hintergrund Rauch aufsteigt, reißt der Offizier den Arm in die Höhe. Er hält sein Fernrohr vor das linke Auge: Der Point-of-View-Shot zeigt das runde Bild eines brennenden Hauses, aus dem eine fünfköpfige Familie flieht. Auf dem Panzerkreuzer jubelt der Kommandant über die Treffer, die im Stadtbild mit Rauchsäulen illustriert werden. Er fuchtelt und befehligt und greift wieder nach dem Teleskop, das nun einen Hügel anvisiert, auf den Kosaken eine Menschengruppe treiben. Sie prügeln die Zivilisten mit Peitschen, aber zwei Frauen wehren sich, ringen einen Soldaten nieder und schlagen auf ihn ein. Von rechts rennt ein Hund in die kreisförmige Einstellung und springt an einem Kosaken hoch, zerrt am schwarzen Mantel, beißt in die Stiefel. Auf dem Schiff wird das Bombardement fortgesetzt: Die Kanone zielt auf Odessa, Rauch breitet sich aus – ein Spektakel, das den Offizier begeistert.

+ + +

Im *Komet* führen alle Wege zu einem Deutschen. So, wie Johann Heinrich Schulze die Fotografie ermöglicht hat, geht die **Kinematographie** auf Ottomar Anschütz zurück. Der zitierte Artikel nennt zwar »Edison und Lumière« als Erfinder, betont aber den Einfluss des deutschen Vorläufers, dessen »Schnellaufnahmen« die Technik der »lebenden Photographien« begründet habe.[375] Es ist seltsam, dass der Autor Anschütz hervorhebt, der in den 1880er Jahren eine Kamera mit Schlitzverschluss und ein Tachyskop zur Projektion von Reihenbildern entwickelt hatte,[376] die Brüder Skladanowsky jedoch mit keinem Wort erwähnt. Denn es waren die beiden Schausteller aus Berlin, Max und Erich, die Ende 1895 erstmals Filme in Deutschland vorführten. Ihr »Bioskop«, ein Apparat mit zwei Projektoren, konnte sich ebenso wenig durchsetzen wie das »Kinetoscope« von Edison, in das die Zuschauer einzeln hineinsehen mussten. Den internationalen Erfolg verbuchte ein Brüderpaar aus Frankreich, nämlich Auguste und Louis Lumière, deren *cinématographe* in der Lage war, Filme aufzunehmen, zu vervielfältigen und auf die Leinwand zu projizieren.[377] Der Apparat zeigte anfangs sechzehn Bilder pro Sekunde, was dem menschlichen Auge gerade noch als fließende Bewegung erscheint. Da sich die Wahrnehmung im Lauf der Zeit an das neue Medium gewöhnte, fiel dem Publi-

375 N. N.: »Die neuesten Errungenschaften der Photographie II«, S. 1.

376 Vgl. Hans Helmut Hiebel u. a. (Hg.): *Große Medienchronik*, S. 321 u. 323.

377 Vgl. Auguste Lumière u. Louis Lumière: »Le Cinématographe«. In: *La Revue du Siècle.* Nr. 120/1897 (Jg. 11), S. 233–263.

kum das Flimmern nicht so wie dem heutigen Betrachter auf, der mit einer um die Hälfte höheren Abspielgeschwindigkeit vertraut ist. »Das rasche Vorübergleiten der Bilder, welche auch Scenen von großer Tiefe veranschaulichen können, erweckt in dem Beschauer den Eindruck, als handle es sich thatsächlich um lebende Bilder«, berichtete die *Neue Freie Presse* am 28. März 1896: »Ein sehr anziehendes Bild bot ein soeben in den Bahnhof eingefahrener Eisenbahnzug, aus dessen Coupés die Passagiere bunt durcheinander entsteigen.«[378] Tags zuvor hatten die öffentlichen Vorführungen der Firma Lumière in der Wiener Kärntnerstraße begonnen. Der erwähnte Streifen trägt den Titel *L'Arrivée d'un train* und wird immer wieder als Beispiel für die angebliche Verwechslung von Film und Realität angeführt.[379] Auch wenn sich die Legende, das Publikum sei bei der Einfahrt des Zuges vor Schreck aus dem Kino gerannt, nicht belegen lässt, zeichnet sich die behutsam gestaltete Aufnahme durch ihren »Hyperrealismus« aus: Die Kameraposition und die große Schärfentiefe des Objektivs bewirkten, dass der alltägliche Vorgang intensiver erlebt, ja fantastisch erfahren wurde.[380]

Als der Kinematograph im Sommer 1896 in Nischni Nowgorod gastierte, saß auch Maxim Gorki im Zuschauerraum. Der russische Schriftsteller schilderte den Besuch in zwei Feuilletons als schaurig und bizarr, weil der Apparat nur stumme Schatten der Wirklichkeit zeige, die jedoch täuschend echt wirkten. So wenn dem Betrachter ein Zug entgegenfahre: »Es scheint, daß er direkt auf die Dunkelheit zustürzt, in der Sie sitzen, und aus Ihnen einen zerfetzten Sack aus Haut macht, angefüllt mit zerquetschtem Fleisch und zermahlenen Knochen, und daß er diesen Saal in Schutt und Asche verwandelt und dieses Haus zerstört, das voll ist von Wein, Weibern, Musik und Laster.«[381] Gorki wundert sich über die Kluft zwischen der Spelunke der Aufführung und dem idyllischen Inhalt der Filme, die glückliches Familienleben und zufriedene Fabrikarbeiter darstellen würden. Was immer der Sinn und Zweck des Kinos sein möge, »es zerrüttet die Nerven«[382]. Es beruhigt die Nerven, meinte fünfzehn Jahre später Alfred Polgar, der Wiener Publizist, in einem Essay über den filmischen Realitätseindruck, der eine traumhafte »Wirklichkeit ohne Schlacken« idealisiere: »Die Wiese im Kinematographentheater duftet besser als die auf der Bühne, weil ja der Kinematograph eine wirkliche, echte Wiese zeigt, der ich den Duft ohneweiters zutraue und ihn nun so vollkommen, als die durch nichts gestörte Phantasie sich ihn erträumt, meiner Nase suggeriere. Sie duftet aber auch besser als die natürliche, lebende Wiese, weil diese niemals so lieblich und

378 N. N.: »Lebende Photographien«. In: *Neue Freie Presse*, 28.3.1896, S. 7.

379 Vgl. dazu Martin Loiperdinger: »Lumières *Ankunft des Zugs*. Gründungsmythos eines neues Mediums«. In: Frank Kessler u. a. (Hg.): *Kintop 5. Aufführungsgeschichten.* Frankfurt a. M. 1996, S. 37–70, hier: S. 37–40.

380 Vgl. Martin Loiperdinger: »Lumières *Ankunft des Zugs*«, S. 48.

381 Maxim Gorki: »Flüchtige Notizen«. In: Frank Kessler u. a. (Hg.): *Kintop 4*, S. 13–16, hier. S. 14.

382 Maxim Gorki: »Der Kinematograph von Lumière«. In: Frank Kessler u. a. (Hg.): *Kintop 4*, S. 16–20, hier: S. 18.

unvermischt Extrakt duften kann wie meine blühende, die ist und doch nicht ist.«[383] Ob schwarz-weiß oder koloriert, stumm knatternd oder vom Grammophon begleitet, die flimmernden Filme der ersten Kinojahre gaben nicht die Realität als solche wieder, sondern Splitter des Lebens, die der fantasievollen Ergänzung bedurften. Die eigene Vorstellung musste vervollständigen, was der Ansicht fehlte – den Geruch der Suppe, die Farbe des Meers, den Klang der Stimme. Um zu erfahren, wie der Rohstoff dieses Zusammenspiels entstand, besuchte der *Komet*-Autor die »Intern. Kinematographen- und Lichteffekt-Gesellschaft Berlin«, die ihm Einblick in die industrielle Filmproduktion gewährte.[384] Er durfte bei Theaterproben zusehen und die Labors besichtigen, in denen die Aufnahmen entwickelt und kopiert wurden. Da sein Bericht eher technisch geriet, sandte ein Leser den Nachtrag »Kinematographische Aufnahmen« an die Zeitschrift, der in der nächsten Ausgabe erschien.[385] »Die Zeitungen meldeten einen Raubmord«, erzählte der Schausteller: »Man hat alle Einzelheiten in schaurig-deutlicher Beschreibung gelesen und kurze Zeit darauf bringt der Kinematograph ein der Natur abgerungenes Bild des gräßlichen Vorganges.« Wie war es zustande gekommen? Er könne das »Inkognito der Wunderkamera« lüften, weil ihn dieselbe Berliner Firma zum Aufnahmetag eingeladen hatte. Früh morgens trifft sich das Ensemble in der Charlottenstraße, verlädt die Apparate und fährt nach Norden zum Tegeler Forst, wo der Regisseur einen geeigneten Drehort ausfindig macht. Nachdem die Schauspieler in der mobilen Garderobe angekleidet, geschminkt, frisiert wurden, beginnt die Aufnahme: »Szene reihte sich an Szene, bis die erstaunten Zeitgenossen in der Vorstellung ein Bild sahen, das an realistischer Natürlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ.« Es handelte sich vermutlich um den Film *Der Raubmord am Spandauer Schiffahrtskanal bei Berlin oder Überfall eines Bierkutschers auf einsamer Landstraße* – eine nachgestellte Aktualität, 1904 in einer Länge von 170 Metern gedreht, die auf großes Publikumsinteresse gestoßen war.[386]

Die Inszenierung des Verbrechens hatte mehr mit Edwin S. Porters *The Great Train Robbery* zu tun, dem 1903 produzierten Western, als mit dem Motto der Brüder Lumière: **»La vie prise sur le vif«**[387]. Das Leben aus dem Lebendigen zu greifen, bedeutet nicht, auf jeglichen Eingriff zu verzichten, sondern einen Ausschnitt des alltäglichen Geschehens auszuwählen, der für die Kamera attraktiv ist, aber auch ohne sie stattgefunden hätte. Nur ein Zehntel der 786 *Vues Lumière*, die vor dem Verkauf der Patente an Pathé Frères entstanden, haben fiktionalen Charakter; der

383 Alfred Polgar: »Das Drama im Kinematographen« [1911]. In: Jörg Schweinitz (Hg.): *Prolog vor dem Film*, S. 159–164, hier: S. 163.

384 N. N.: »Die neuesten Errungenschaften der Photographie II«, S. 4.

385 N. N.: »Kinematographische Aufnahmen«. In: *Der Komet*, 2.9.1905, S. 7.

386 Vgl. Helmut H. Diederichs: »Die Anfänge der deutschen Filmpublizistik 1895 bis 1909. Die Filmberichterstattung der Schaustellerzeitschrift ›Der Komet‹ und die Gründung der Filmfachzeitschriften«. In: *Publizistik.* Nr. 1/1985 (Jg. 30), S. 55–71, hier: S. 63.

387 Zit. nach Martin Loiperdinger: »Lumières *Ankunft des Zugs*«, S. 44.

überwiegende Teil zeigt Ansichten von Plätzen, Häfen, Arbeitsprozessen, Landschaften, Festzügen usw.[388] In seiner *Theorie des Films* stellt Siegfried Kracauer diesem realistischen Ansatz die Trickfilme eines Landsmannes gegenüber: »Lumière wandte sich an den Beobachtungssinn des Publikums, an die Neugier, die ›Natur auf frischer Tat ertappen‹ wollte. Méliès in seiner Künstlerfreude am Spiel der Fantasie kümmerte sich nicht sonderlich darum, was in der Natur vorging.«[389] Der Zauberer aus Paris, dessen 1902 produzierte *Reise zum Mond* Filmgeschichte schrieb, habe die Wirklichkeit durch die Theaterillusion, die Alltagswelt durch die Spielhandlung ersetzt. Kracauers Sympathien liegen klar bei Lumières fotografischen Aufnahmen, die im Gegensatz zu den Phantasmagorien von Georges Méliès dem Zweck des Films gerecht würden, nämlich »Momente des täglichen Lebens« abzubilden.[390] Heute, im »Zeitalter der Extrakte«, sagte Egon Friedell 1913 bei einer Kinoeröffnung, stehe die ganze Zivilisation unter dem Zeichen: »le minimum d'effort et le maximum d'effet.« Der Grundsatz komme in den Postkarten wie in den Filmen zum Ausdruck, die »etwas Skizzenhaftes, Abruptes, Lückenhaftes, Fragmentarisches« hätten. Je weniger sie den Sinnen lieferten, desto mehr Spielraum erhalte die Vorstellungskraft. Ähnlich dem wahren Dichter, der seinen Ehrgeiz dareinsetze, »möglichst viele andere zum Dichten zu bringen«.[391]

+++

Was meint Foucault, wenn er die Schreibpraxis der antiken Philosophen als einen »Operator« bezeichnet, »der Wahrheit in Ethos umwandelt«?[392] Er bezieht sich auf *hypomnemata* genannte Notizbücher, das heißt persönliche Gedächtnisstützen, die der Selbstbildung dienten: »Man notierte dort Zitate, Auszüge aus Büchern, Exempel und Taten, die man selbst erlebt oder von denen man gelesen hatte, Reflexionen oder Gedankengänge, von denen man gehört hatte oder die einem in den Sinn gekommen waren.«[393] Der Zweck dieser ungeordneten Aufzeichnungen bestand im Aufbau eines *logos bioethikos*, in der Sammlung wahrer Reden, die schreibend und lesend, lesend und schreibend einverleibt wurden. Im Idealfall kam eine »Harmonie zwischen Wort und Tat« zustande, wie sie Platon in Sokrates verkörpert sah,

388 Vgl. Uli Jung u. Martin Loiperdinger (Hg.): *Geschichte des dokumentarischen Films in Deutschland*, S. 56.

389 Siegfried Kracauer: *Theorie des Films. Die Errettung der äußeren Wirklichkeit.* Übers. v. Friedrich Walter u. Ruth Zellschan. Frankfurt a. M. 1985, S. 59.

390 Siegfried Kracauer: *Theorie des Films*, S. 393f.

391 Egon Friedell: »Prolog vor dem Film« [1913]. In: Jörg Schweinitz (Hg.): *Prolog vor dem Film*, S. 201–208, hier: S. 204 u. 206f.

392 Michel Foucault: »Über sich selbst schreiben«. Übers. v. Michael Bischoff. In: Michel Foucault: *Ästhetik der Existenz*, S. 137–154, hier: S. 140.

393 Michel Foucault: »Über sich selbst schreiben«, S. 140. Vgl. dazu Pierre Hadot: *Die innere Burg*, S. 55–61.

dessen Aussagen mit seinem Denken und dessen Gedanken mit seinem Verhalten übereinstimmten.[394] Die sokratische Parrhesie bringt die Wahrheit eines Lebens zum Ausdruck, den Ethos im Sinn des Charakters, den sich der Sprecher angeeignet hat – ein Begriff von Wahrhaftigkeit, der in der kynischen Idee wiederkehrt, »daß eine Person nichts außer ihrer Beziehung zur Wahrheit ist und daß diese Beziehung zur Wahrheit in ihrem eigenen Leben Form oder Gestalt annimmt«[395]. Ist der antike Philosoph im Allgemeinen ein »Akteur der Wahrheit«[396], so betritt mit Diogenes ein »philosophischer Held« die Bühne des Denkens,[397] der seine Lehre in typisierter Form darstellt: »Der Kyniker ist der Mann mit dem Stock, der Mann mit dem Ranzen, der Mann mit dem Mantel, der Mann mit den Sandalen oder der Barfüßige, der Mann mit dem struppigen Bart, der Schmutzige. Er ist auch der heimatlose Mann, der Mann, dem jede Einbindung fehlt.«[398] Wer dem kynischen Ethos anhängt, verzichtet nicht nur in seinen Reden auf rhetorischen Schmuck, sondern führt zudem ein Leben ohne Verzierungen, das auf die Grundwerte der Freiheit und der Selbstgenügsamkeit ausgerichtet ist.

Die Vorstellung einer körperlichen **Inskription**, der Möglichkeit, dem Verhalten Aussagen einzuschreiben, findet man in *Pròdrŏmŏs* ausdrücklich wieder. So zitiert P. A. als die höchste Anerkennung, die ihm zuteil wurde, folgende Briefstelle: »Mein Herr, seitdem ich Ihren Satz über die *Heiligkeit des Schlafes* gelesen habe, bin ich nicht mehr imstande, mein dreizehnjähriges süsses wunderschönes Töchterchen aus dem Morgenschlafe zu reissen!« (*Pm* 154) Während der Effekt hier zweistufig erzielt wird, nämlich über den Faktor Mutter, tritt die Wirkung in anderen Fällen unmittelbar ein. Zum Beispiel beim Rendezvous: »›Ich kann ohne Sie nicht mehr existieren Anna – – –‹. Sie *errötet*, sie *gedeiht*, sie *lebt auf*! / ›Ich möchte Sie nur momentan besitzen, geniessen, Anna – – –.‹ Sie erbleicht, sie wird zaghaft, sie *stirbt ab*!« (*Pm* 65) Es gibt auch Situationen, wo Stereotypen durch einen Begriff aufgeweicht, ja abgeführt werden. P. A. erzählt, er sei Geschworener in der Provinz gewesen. Angeklagt eine Minderjährige, deren Kind bei der heimlichen Geburt im Stall verstorben war. Gegen das Vorurteil der Bauern, das »Luder« habe ihr Neugeborenes ermordet, bringt er die in der Schwangerschaft genähte »Kindswäsche« vor: »Das Wort ›Kindswäsche‹ ist bereits überhaupt wie ein Purgiermittel, es wirkt milde und auflösend bei Seelenverstopfung.« (*Pm* 139) Was die Inskription seiner selbst betrifft, rät P. A. etwa, Bücher wie Speisen zu verdauen und sich auf dem Papier auszuleben. (*Pm* 126f./131) In dem Text »Über Testamente« stellt er eine Art Übung vor, deren Ziel es ist, sein Ideal-Ich niederzuschreiben. Wenn man das Leben gedanklich hinter sich lasse, erwache jene »Menschenfreundschaft«, die vom

394 Vgl. Michel Foucault: *Diskurs und Wahrheit*, S. 102.
395 Michel Foucault: *Diskurs und Wahrheit*, S. 122.
396 Michel Foucault: *Die Regierung des Selbst und der anderen*, S. 404.
397 Michel Foucault: *Diskurs und Wahrheit*, S. 123.
398 Michel Foucault: *Der Mut zur Wahrheit*, S. 224.

alltäglichen »Kampf ums Dasein« unterdrückt werde: »Der letzte Wille sei gleichsam ein Überfliegen über seine eigene Persönlichkeit hinaus, aus freierem friedevollerem Lande kommend, mit verklärter Geisterhand geschrieben, einen Hauch von Gottes Gnädigkeit enthaltend!« (*Pm* 191–193) Es handelt sich um eine meditative Form des Schreibens, die das Göttliche, den Altruisten in einem selbst erfassen soll. Ist das Vorbild gezeichnet, müssen seine Qualitäten körperlich eingeprägt werden. Denn das Ethos zeigt sich ebenso in dem, was man tut, wie in dem, was man äußert: »Eine ungeschickte, linkische, unfreie, verlegene Verbeugung beim Betreten eines Zimmers ist der Massstab für *alle anderen* Kulturlosigkeiten in einem Organismus! Vor allem sage frei und leicht: Guten Abend!« (*Pm* 130) Die Parrhesie ist nicht nur eine sprachliche, sondern auch eine gestische Forderung. Wer sich freut, bekommt rote Wangen; wer selbstsicher ist, erhebt den Blick; wer sich öffnet, breitet die Arme aus. »Ich sah dich mit einem Wort in allen deinen süssen unbewussten Wahrhaftigkeiten«, schreibt P. A. »Da musste ich dich lieben, lieben!« (*Pm* 191)

Das Motiv des wahren Lebens wird auch in der Skizze »Die Maus« variiert. (*Pm* 162–165)[399] Sie erzählt, wie P. A. in ein altes Stadthotel einzieht. Er bringt zwei Paar Socken und zwei Flaschen Schnaps mit und wünscht, obwohl ihm der Dienstmann Kerzen zur Verfügung stellen will, elektrische Beleuchtung. Nachts sind scharrende Geräusche in seinem Zimmer zu hören: »Dann kam eine Maus, stieg meinen Waschtisch hinan und betrat das Lavoir, machte überhaupt verschiedene artige Evolutionen, begab sich sodann wieder auf den Fussboden, da Porzellan nicht zweckentsprechend war, hatte überhaupt keine festen weitausgreifenden Pläne und hielt schliesslich die Dunkelheit unter dem Kasten bei den gegebenen Umständen für ziemlich vorteilhaft.« Während sich die Ironie dieses Berichts aus dem Missverhältnis ergibt, das zwischen dem trivialen Sachverhalt und der formellen Sprache besteht, verdeutlicht der folgende Dialog das Typenhafte der Figuren.[400] »Sie, eine Maus war heute nacht in meinem Zimmer. Eine schöne Wirtschaft!«, beschwert sich P. A. in der Früh »Bei uns gibt's keine Mäuse. Woher sollte denn bei uns eine Maus herkommen?! So was lassen wir uns überhaupt gar nicht nachsagen!«, erwidern die Putzfrau und der Kellner unisono. Er reklamiert, wie ein Hotelgast reklamiert, und sie protestieren, wie Hotelangestellte protestieren. Es sind keine authentischen Äußerungen, sondern Phrasen, die man den fuchtelnden Personen in den Mund legte, würde man die Szene von außen betrachten. Infolge des Vorfalls wird P. A. mit Rücksicht behandelt, nicht mehr ernst genommen, jedoch als schrullige Gestalt akzeptiert. Da die Maus trotzdem Nacht für Nacht auftaucht, besorgt er

399 Eine sprachstilistische Beschreibung des Textes unternimmt Per Simfors: *Extrakte des Schweigens. Zu Sprache und Stil bei Peter Altenberg.* Tübingen 2009 (= Stauffenburg Colloquium, Bd. 66), S. 125–130.

400 Vgl. zu Peter Altenbergs typisierten Charakteren Josephine M. N. Simpson: *Peter Altenberg*, S. 25–33.

eine Falle und trägt sie »ostentativ« am Personal vorbei. Als das Tier am nächsten Morgen erschlagen ist, will er das Corpus Delicti »nonchalant« präsentieren. »Aber auf der Stiege fiel es mir ein, wie erbittert die Menschen werden, wenn man sie einer Sache überführt, zumal eine Maus sich nicht in einem Passagierzimmer eines Hotels befinden sollte, in dem es Mäuse einfach ›gar nicht gibt‹!« Also lässt er den Kadaver verschwinden und stellt die Falle wieder auf, um den »Nimbus eines Menschen ohne Gepäck« zu behalten und nicht »in die peinliche Kategorie eines sekkanten und höchst ordinären Passagiers« abzusinken. P. A. verzichtet auf die Beweisführung, weil er dem Bild des Bohemiens treu bleiben will, weil er die Wahrheit der Lebensform dem faktischen Rechthaben vorzieht. Aber ist sein Ethos wahr wie der Kynismus von Diogenes oder der Stoizismus Marc Aurels, wie der Vegetarismus von Ida Hofmann oder die Rassenhygiene Max Grubers? Nein, gegeben wird ein **Rollenspiel**, die Inszenierung einer Haltung, die andere erwarten. Im Gegensatz zur Belegschaft, die ebenfalls gebührend auftritt, ist sich P. A. seiner Pose bewusst. Fern davon, aus Überzeugung zu handeln, mimt er eine Existenzweise, die ihm zugeschrieben wird und justament gefällt. Beim nächsten Spaziergang parodiert er vielleicht einen Beamten, dessen Jargon ihm liegt, oder einen Apostel, der gestikulierend predigt.[401]

Gut, dann legen wir *Pròdrŏmŏs* als ein Buch zur Seite, dessen Narrenpossen uns erheitert haben. Oder gründet das Schauspiel auf einem Willen? Soll die Erprobung von Lebensformen eine Reform des Lebens ermöglichen? »Der ›Versuch‹«, steht einleitend in *Der Gebrauch der Lüste*, »ist der lebende Körper der Philosophie, sofern diese jetzt noch das ist, was sie einst war: eine Askese, eine Übung seiner selber, im Denken.«[402] Das Wort in Anführung, das eine menschliche Handlung wie ein literarisches Genre bezeichnen kann, lautet im französischen Original »essai«[403]. Es verweist auf Foucaults genealogische Studien über die Existenztechniken der Antike, die Praktiken zur Einübung der Wahrheit, die Parrhesie als Dramatik des Diskurses. Wie sich die Idee, essayistisch zu leben, mit dem Ende der Österreichisch-Ungarischen Monarchie verknüpfte, zeigt Robert Musil im *Mann ohne Eigenschaften*.[404] Ulrich, die Hauptfigur des Romans, siedelt die **Ethik des Essayismus** zwischen der Wahrheit der Wissenschaft und der Subjektivität der Kunst an.

401 Vgl. zu Peter Altenbergs Theatralität Roland Innerhofer: »›Aus den facheusen Complicationen herauskommen‹. Peter Altenbergs diätetische Lebensrezepte«. In: Roland Innerhofer u. Evelyne Polt-Heinzl: *Peter Altenberg – prophetischer Asket mit bedenklichen Neigungen.* Wien 2011 (= Wiener Vorlesungen im Rathaus, Bd. 155), S. 11–42, hier: S. 13–15.

402 Michel Foucault: *Der Gebrauch der Lüste*, S. 16.

403 Michel Foucault: *L'Usage des plaisirs.* Paris 1984 (= Histoire de la sexualité, Bd. 2), S. 15.

404 Die folgenden Zitate stammen aus Kapitel 62 »Auch die Erde, namentlich aber Ulrich, huldigt der Utopie des Essayismus« in Robert Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften. Roman. Bd. 1: Erstes und Zweites Buch.* Hg. v. Adolf Frisé. Reinbek bei Hamburg 2003, S. 247–257. Vgl. dazu Wolfgang Müller-Funk: *Erfahrung und Experiment. Studien zu Theorie und Geschichte des Essayismus.* Berlin 1995, S. 175–206.

In seinen Augen finden alle moralischen Ereignisse in einem »Kraftfeld« statt, wo das jeweilige »System von Zusammenhängen« über Gut und Böse entscheidet. Handlungen wirken auf Handlungen ein; und was Moral genannt wird, ist nicht mehr als ein verfestigtes Beziehungsnetz. Auf der Suche nach einem Lebensprogramm, das der »Beweglichkeit der Tatsachen« angemessen wäre, setzt er »dem Menschen als Niederschrift, als Wirklichkeit und Charakter« ein essayistisches Pendant entgegen, nämlich den »Inbegriff seiner Möglichkeiten, der potentielle Mensch, das ungeschriebene Gedicht seines Daseins«. Als Sekretär der Feierlichkeiten, die für das siebzigjährige Thronjubiläum des Kaisers geplant sind, unterhält sich Ulrich, ohne Stellung zu beziehen, mit einer Reihe von Charakteren, die durchaus Standpunkte vertreten: »Während er sich in der kleinen und närrischen Tätigkeit, die er übernommen hatte, hin und her bewegen ließ, sprach, gerne zuviel sprach, mit der verzweifelten Beharrlichkeit eines Fischers lebte, der seine Netze in einen leeren Fluß senkt, indes er nichts tat, was der Person entsprach, die er immerhin bedeutete, und es mit Absicht nicht tat, wartete er.« Weder in den Aussagen noch im Verhalten des Manns ohne Eigenschaften ist ein Ethos zu erkennen, eine Ordnung von Wahrheiten, die ihm eigen wäre. Er verbleibt in der Position des Zuschauers, der das Rollenspiel durchschaut, aber selbst keinen Part verkörpern will. Stellt er die Haltung dar, die auch P. A. einnimmt?[405] Führt *Pròdrŏmŏs* zur Einsicht, dass es 1905 in Wien nicht möglich ist, eine Moral zu begründen? »Im Titel liegt das, was man *gewollt* hat. Und im Inhalt das, was man *nicht gekonnt* hat.« (*Pm* 7) Der »panische« Essay fängt mit dem Bekenntnis an, gescheitert zu sein – das Ziel, einen Prototypen zu entwickeln, wurde nicht erreicht. Am Schluss der 458 Versuche, sich fremdes Wissen einzuschreiben, steht die Tagebuchnotiz eines »Mädels«, das ihren Verehrer nur auf dem Papier mag: »In seinen Briefen, da ist er wirklich der einzige Peter, wie er leibt und lebt! Seine geschriebenen Worte glaubt man ihm aufs Wort, aber nicht seine gesprochenen – – –.« (*Pm* 204) Auch P. A. ist nicht ein und derselbe, sondern eine Menge. Er kennt die Techniken der Subjektivierung, seien es jene der Philosophie oder der Reklame, und wendet sie virtuos auf das Selbst an. Es bleibt die Frage, weshalb man sich auf ein Individuum verengen soll? Die Wege, das Leben zu stärken, sind vielfältig, überall gibt es Quellen der Lust. Statt einer wahren Person will der Essayismus eine wahre Welt erschaffen. Und so weisen die letzten Gedankenstriche wie Eselsbrücken über den Text hinaus, der mit dem idyllischen Bild eines brennenden Herzens endet.

405 Vgl. dazu Josef Strutz: »Der Mann ohne Konzessionen. Essayismus als poetisches Prinzip bei Musil und Altenberg«. In: Gudrun Brokoph-Mauch (Hg.): *Robert Musil. Essayismus und Ironie.* Tübingen 1992 (= Edition Orpheus, Bd. 6), S. 137–151; sowie Christian Rößner: *Der Autor als Literatur. Peter Altenberg in Texten der »klassischen Moderne«.* Frankfurt a. M. 2006 (= Beiträge zur deutschen Literatur, Bd. 32), S. 146–150 u. 228–235.

Feua?

K. K. Was heißt hier »Feuer«, junger Mann? Möchten Sie alarmieren, elliptisch eine Feuersbrunst vermelden, die Sie vor Aufregung stottern lässt? Wenn sich die Sache so verhält, dann wäre das Hauptwort als Ausruf zu artikulieren, sodass den Hörern Ihre Wahrnehmung, wonach ein Baum, ein Gebäude, ein Automobil oder was auch immer brennt, als Information dienen könnte, um sich ein Urteil zu bilden, das entweder eine Flucht bewirken oder die Einsicht begründen würde, dass in der aktuellen Situation keine Gefahr droht und deshalb Ruhe zu bewahren wäre. Freilich machen Sie keinen aufgeregten Eindruck, was den Schluss nahelegt, der fragenden Intonation liege ein Willensakt zugrunde, welcher auf die Bedeutung des Feuers als solchem zielt. In diesem Fall verweise ich Sie auf ein Konversationslexikon, das die Entdeckung gewiss auf das Paläolithikum datieren und die volkskundlichen sowie religionsgeschichtlichen Hintergründe beleuchten wird, ohne zum Kern jener desaströsen Lage vorzudringen, in der wir uns gegenwärtig befinden. Denn die entscheidende Frage lautet ja nicht, was das Feuer eigentlich ist, sondern wie es gebraucht wird, wie es die Menschheit so herrlich weit gebracht hat, dieses Werkzeug der Zivilisation, ein Emanzipationsmittel sondergleichen, in eine Massenvernichtungswaffe zu verkehren, die der menschlichen Existenz selbst die Grundlage entzieht. Ist das Ausmaß dieser kulturhistorischen Perversion fassbar? Nein, man kann sich nicht vorstellen, dass es Kreaturen Gottes fertigbringen, mit einem Licht, wie es am heutigen Sonntag in den Kirchen erscheint, das Haus anzuzünden, in dem sie gemeinschaftlich wohnen. Was nun Ihre Frage anlangt, so habe ich mit dem Hilfeschrei recht: Ja, es brennt, also rette sich, wer noch räsonieren kann!

Na, i man weg'm Tschick.

P. A. Eine Zigarette? Wollen Sie sich umbringen? Bitte, rennen Sie geradewegs auf den Ring in die nächste Tram: Das erspart Ihnen jahrelanges Siechtum! Idiotischer Selbstmörder! Wir sind in einem Volksgarten, hier wird nicht geraucht. Sehen Sie die Kinder ringsum, wie sie spielen, leben, gedeihen? Sie werden ihren Frühlings-Wiesen-Atem nicht verpesten! Sie nicht!

Easy, Oida, net auszuck'n.

P. A. Alt?!? Ich? Dann sperren Sie die Augen auf, wie der Alte im Marschtempo die Rumpfbeuge nach vor- und rückwärts, die tiefe Kniebeuge, das Anfersen und Beinheben unerhört präzise ausführt. Und eins, und zwei, und drei, und vier, und fünf…

K. K. Seien Sie vernünftig, P. A. Mäßigen Sie sich, bitte, setzen wir uns auf die Parkbank, gleich hier. Haben Sie schon die *Presse* gelesen? Ist der Platz frei? Danke, gern.

P. A. …und elf, und zwölf, und dreizehn…

K. K. Nein? Ich komme auch nicht über die erste Seite hinaus, weil unter dem Titel – sehen Sie her, weiß auf blau – »Frei seit 1848« steht! Chuzpe oder Ignoranz? Man weiß es nicht und grübelt, was einen als Leser mehr aufregen soll, die Vortäuschung unternehmerischer Kontinuität, wo es nur eine Geschichte der Gesinnungslumperei gibt, oder die Verkürzung des Freiheitsbegriffs auf eine Bedingung des Handelsverkehrs. Zang, der alte Zuckerbäcker, war durchaus nicht revolutionär gesinnt, als er im Revolutionsjahr sein Blatt nach französischem Vorbild gründete, um mit dem redaktionellen Teil den Annoncenraum in bare Münze umzusetzen, was so lange gut ging, bis ihm die Schmocks jene Druckerschwärze, die sie geleckt hatten, ins Gesicht spien. Ihr Aufstieg war sein Untergang, zumal die neue *Presse* den Traum der alten verwirklichte und sich in der Tat jede Zeile bezahlen ließ. Wer ist so dumm oder dreist, sich in die Tradition einer Zeitung zu stellen, die ein Land zugrunde gerichtet hat, sei es durch die Kriegshetze Benedikts I. oder durch das Totschweigen, in das der Zweite letzten Endes verfiel?

P. A. …sechsundvierzig, siebenundvierzig, achtundvierzig…

K. K. Er heißt Fleischhacker und schreibt wie ein Pfarrer: »Immer wieder, auch wenn so viele konkrete, politische Hoffnungen so viele Jahre uneingelöst bleiben«, klagt er im Vorspann seines Leitartikels. Dass sich Hoffnungen wecken, schöpfen, erfüllen, ja noch am Grabe aufpflanzen lassen, lehrt einem Charakter die deutsche Sprache, aber einlösen? Wie kommt unser Talent nur auf die Idee, er könnte seine Hoffnungen einlösen wie – nun, was – wie den Bankscheck, den ihm der Juwelier am Graben zugesteckt hat? Verrät der Lapsus den Deal fürs Aufmacherinserat?

Ich kann nur staunen über solch selbstgefällige Dicke-Backen-Rhetorik, die ihre geistige Grundmasse eines Honoratioren-Stammtischs mit lustigen Klingeltönen der politischen Feindbekämpfung aufzuckert. Radical chic war wohl schon in Zeiten seiner Erfindung feuilletonistische Chimäre, als Kampfbegriff hat er alle anhaftenden Materiereste längst in den virtuellen Orbit ausgehaucht. Die Kritik an Obama, der sich die Hinrichtung des Massenmörders, völlig schnurz ob live oder nicht, ins Weiße Haus übertragen lässt, sich jedenfalls so inszeniert, ist linksradikal und entlarvt den Lehnsessel-Guerillero und Taliban-Groupie? Der Beschuss von Unschuldigen im Irak ein bedauerlicher Einzelfall? So plappert und wütet der radikale Spießer, der sichs eingerichtet hat, aber polemisches Temperament zeigt.

K. K. Wie bitte? Hat jemand eine Münze eingeworfen, um eine Handvoll Meinungen zu erhalten? Wer spricht?

Ich bin ein Blogger und kläre auf.

K. K. Sie sind kein Aufklärer, sondern ein Büttenredner, ein Possenreißer, der sich im Schwadronieren gefällt, kopfüber in den Jargon stürzt und darin ersäuft, weil er sein Maul nicht halten kann.

Selber!

K. K. Dass mein Spott in Tagebüchern, koram, imitiert wird, mag Sie verleiten, ihn gegen mich zu kehren: Sie werden Wunder erleben, wie ich ihn zu reklamieren vermag!

P. A. …neunundneunzig, hundert! Wo ist der Hohlkopf? Ha, geflüchtet, Feigling! Es wird gesät verweslich und wird auferstehen unverweslich. Es wird gesät in Niedrigkeit und wird auferstehen in Herrlichkeit. Es wird gesät in Armseligkeit und wird auferstehen in Kraft!

K. K. Gewiss, der Sohn Gottes war ein großer Mann, aber warum gleich dem Turnvater nacheifern? Es wird gesät ein natürlicher Leib und wird auferstehen ein geistlicher Leib, mein Lieber.

P. A. Seht meine Hände und meine Füße, ich bin's selber. Fasst mich an und seht! Denn ein Geist hat nicht Fleisch und Knochen, wie ihr seht, dass ich sie habe.

K. K. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!

P. A. Wahrlich, ich sehe und liebe eine Göttin, dort, bei den Stiefmütterchen, unter der Kastanie: ein süßer Engel mit aufgesetzten Hasenohren, rosa Tutu, weißer Strumpfhose – –.

Go, go, Power Rangers! Go, go, Power Rangers!

P. A. Ja, wir sind Kraftritter! Genial-mutig lebst Du Dich aus, Prinzessin. Sing! Sing! Sing!

Go, go, Power Rangers! Rangers together, samurai forever!

P. A. Komm, gib mir Deine idealen Hände, wir tanzen Ringelreigen!
Juchhe! Juchhe! Juchheisa! Heisa! He!

Was fällt Ihnen ein? Lassen Sie mein Enkelkind in Frieden. Das ist ja sexuelle Belästigung! Hat er Dich angefasst, Schatz? Sag, Herz, nur an den Händen? Wie fühlst Du Dich? Herr Wachtmeister, bitte, ich möchte etwas anzeigen!

P. A. Sie leiden an Indigestionen, Teuerste! Körperlich und also geistig! Lassen Sie los, entkrampfen Sie sich – – –.

Perverser! Lüstling!

K. K. Ich höre schon des Dorfs Getümmel,
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet groß und klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.

P. A. Falsch, es heißt: Hier kauf ich ein! Meine extraweiche Zahnbürste und die Pasta von der gleichen Marke: »elmex SENSITIVE«. Schweizer Qualitätsprodukt wie Ovomaltine, Ricola, Toblerone! Eine Wohltat, sage ich Ihnen. Sehen Sie mein Zahnfleisch: blassrosa, nicht blutrot wie bei der elektrischen Drahtbürste!

K. K. Ist Ihnen gar nichts heilig? Gibt es einen handfesteren Beweis für den Barbarismus eines Volkes als die Tatsache, dass es die Verse seines größten Gedichts schändet, um Toiletteartikel zu bewerben? Was dieser schamlose Sprachgebrauch für eine Geisteshaltung zeitigt, führt jede Seite einer seit 1848 freien

Presse vor Augen, die im Feuilleton das lyrische Genre pflegt: »Ich bin der Dichter Grass / und lass jetzt einen S***s. / Die Juden werden nass. / Das macht den Mullahs Spaß.« Also sprach eine Faustnatur, die sich Kritiker schimpft!
Haum S' leicht kan Plotz?

K. K. Den schaffe ich mir, Fräulein.
Heast, i g'schpürs. Wann S' de Zeidung umbladln, tuschn S' miar ane. Muaß des sein?

K. K. Er drückte hastig sich heran,
Da stieß er an ein Mädchen an
Mit seinem Ellenbogen;
Die frische Dirne kehrt sich um
Und sagte: nun das find' ich dumm!
Wos? Geht's no? Hoitn S' Ihna afoch mim Bladl z'ruck!

K. K. Frau Nachbar, ja! so lass ich's auch geschehn,
Sie mögen sich die Köpfe spalten,
Mag alles durch einander gehn;
Doch nur zu Hause bleib's beim Alten.

P. A. Goethe, das Genie, Goethe, der Dichter und Denker: Was bin ich dagegen? Ein dressierter Affe, der seine Nummern aufführt. Wenn ich den Mut hätte, in die Donau zu gehen! Aber nein, man vegetiert vor sich hin, anstatt leidenschaftlich zu leben. Bitte, junge Frau, haben Sie eine Zigarette? Nicht? Darf ich einen Blick in Ihren Apparat werfen, den Sie wie gebannt anstarren? Was wird denn gespielt?
Des is a Video: Spinne gegen Wespe.

P. A. Ist ja faszinierend! Haben Sie das gemacht?
Na, irgendwea.

P. A. Schau an, wie fleißig die kleine, zarte, dekadente Spinne ihr Netz spinnt! Wie sie die kolossale, die goethesche Wespe umwickelt, fesselt, mumifiziert! Sie triumphiert mit ihrer genialen Webtechnik: Vor, nur vor, gib dein Letztes! Lasst uns üben, üben, üben – – – lasst uns Spinnen der Wahrheit sein!

K. K. Was finden Sie bloß an diesen Filmchen? Das ist doch grauenhaft! Nichts als animalische, delinquente, pornografische Sujets, die in jener zerebralen Region, wo Fantasie zu kultivieren wäre, einen Haufen Klischees einpflanzen. Welche Kunst, welche Wissenschaft blühte diesem Land, wenn es die Knaben zwänge, ohne Vorlage zu masturbieren!

P. A. Wie viele Weberknechte sehen Sie hier und jetzt? Wie viele Warzenbeißer, Tagpfauenaugen, Hirschkäfer? Wie viele Margeriten, Hahnenfüße, Pfifferlinge? Es mag noch zu früh sein, aber selbst im Sommer kommt im Volksgarten keine Natur auf. Wir brauchen weder Rosenstöcke noch Tulpenbeete, sondern Extrakte von Wiesen und Wäldern! Einerlei, ob aus erster Hand oder im direkten Abbild!

Meine Rede, Mann. Wir haben uns total von der Natur emfrendet, äh, entfremdet, halt keinen Bezug mehr, mein ich. Das ist einfach too much, irgendwie – die Autos, Lichter, das Laute und alles. Du bist eh auch ein Freak, oder? Mit den Sandalen, dem Wanderstab und so. Ich hab was in Alaska, USA, gecheckt: Outdoor Survival Camp! Ein Jahr, Mann, selber überleben in der Wildnis. Feuer machen, fischen und so, wie früher halt. Steig aus, Bruder!

P. A. Wanderstab?!? Das ist ein maßgefertigter Spazierstock aus poliertem Ebenholz mit Büffelhorn-Griff und eingravierten Initialen! Glauben Sie, der eignet sich zum Lachsfischen oder Bärenjagen? Karnickel das Fell über die Ohren ziehen? Degoutant! Schwammerln grillen? Wissen Sie, wie schwer die im Magen liegen!

K. K. Das ist einfach too much, irgendwie.

P. A. Nur Mut, K. K. Immer voran: Wir müssen mit der *Zeit* gehen!

K. K. Ja, Sie haben wohl recht, wir müssen mit der Zeit *gehen*. Also lassen Sie uns aufbrechen, bevor ich den Glauben an die Vernunft verliere. Ist Ihnen der graue Jagdhund aufgefallen? Wie schön er ist, hoch und sehnig gewachsen, wie treu ergeben, wenn er beim Fuß des Herrchens trabt, seinen Blick sucht. Erhebend, finde ich.

P. A. Nein, gar nicht, Mischlinge sind mir lieber. Zottlige Streuner, die an jeder Ecke markieren und sich um keine Regel scheren. Zuerst liegen sie in der Sonne, dann bellen, knurren und beißen die Viecher. Hass und Verachtung: Das taugt für die Herde!

Die beiden spazieren langsam zum südlichen Ausgang des Volksgartens. K. K. in gleichmäßigen Schritten, die Hände in den Sakko-Taschen, P. A. schlängelnd und klappernd. Ein Mann, der die Szene von einer Parkbank aus beobachtet hatte, blickt ihnen nach. Als sie auf dem Heldenplatz verschwinden, erhebt er sich und tritt an ihren letzten Gesprächspartner heran.

S. G. Entschuldige, darf ich Dich stören? Ich habe Deine kurze Unterhaltung mitgehört. Welchen Eindruck hast Du von dem reizbaren Herrn?

Meinst Du den Typ mit den Holzsandalen? Na, ich weiß nicht, der ist ziemlich gestresst. Ich hab nur gehört, wie er von der Natur redet, und denk mir, wäre vielleicht ein Haberer für den USA-Trip. Aber das ist nicht echt bei dem, mehr Show, Gerede.

S. G. Du musst bedenken, dass er aus einer anderen Zeit stammt. Er heißt P. A. und kennt die Welt, wie sie vor hundert Jahren war. Was für einen Gefährten suchst Du denn?

Ich suche eigentlich gar niemanden, bin ja kein Prediger oder so. Mir taugen halt Leute, die alternativ sind und die Schnauze voll haben. Das Survival Camp ist kein Spaziergang, sondern wirklich heavy – ein Jahr im Wald überleben, Ameisen und Schnecken essen, Lodges bauen, Felle gerben. Nix für Städter, die mit dem Wanderstab rumlaufen, weil's gut aussieht.

S. G. Aber warum nimmst Du diese Mühen auf Dich?

Es ist keine Mühe, im Einklang mit der Natur zu leben. Mutter Erde schenkt uns alles, was wir brauchen – Luft und Licht, Beeren und Nüsse, Gräser und Äste. Ich brauch keine fette Karre, keinen Flatscreen und kein iPhone. Alles bullshit, Mann!

S. G. Du scheinst nicht seiner Meinung zu sein, oder? Sonst würdest Du kaum die Augen so verdrehen. P. A. war jedenfalls ganz begeistert von Deinem Telefon.
Heast, des Gejamma geht am Keks. Scheiß Globalisierung, scheiß Kapitalismus, scheiß Wöd! Mia lebn nimma in da Steinzeit, Bazi. Was soll i im Woid uma grobn, waun i do g'schmeidig sitzn, an Latte trinkn, tschickn und de Viecharei am Handy sehn kaun. Di Lisi hot des ane Video gepostet, und i hob grod einetippt, dass der Oide voi drauf o'gfoarn is. Der hot genau recht: Mit dem Geräterl bin i überoi, oba easy.

S. G. Das wärst Du mit der Zeitung und ein bisschen Fantasie doch auch. Der andere, der übrigens K. K. heißt, konnte Dich mit seiner Lektüre aber nicht überzeugen.
Des is a Ewichgestriga, soiche Obag'scheidn hob i g'fressn. Waun eam des Bladl net zuasogt, soi er's net lesn. I los mia von kaan wos voaschreim, weda von an feinen Pinkl no von da oid'n Presse. *Schau hea, des is mei Zeidung – do steht nua, wos mi int'ressiert: Büda von meine Freind, Festerln, leiwaunde Musi und G'wand, des zu mia passt.*

S. G. Das soziale Netzwerk als persönliche Zeitung – was halten Sie als Blogger davon? Ich hoffe, die Polemik von K. K. hat Sie nicht aus der Fassung gebracht.
Nein, ich habe sie bewahrt, auch wenn es mir zu denken gibt, dass der barsche Auskennerton, der die Leserbriefspalten durchdröhnt, nun auch in städtischen Parkanlagen Einzug hält. Ich will dieser unrühmlichen Episode keine weitere Aufmerksamkeit schenken und lieber auf Ihre Frage eingehen. Facebook hat mit einer Zeitung so viel zu tun wie ein Poesiealbum mit dem Brockhaus. Sie haben das Fräulein ja selbst gehört: Es werden Fotos vom Mittagstisch hergezeigt, Veranstaltungshinweise verbreitet, Musikvideos geteilt und Anzeigen geschaltet, die auf die Vorlieben der Nutzer zugeschnitten sind. Sie mag denken, dass sich ihre Individualität in dem sogenannten G'wand ausdrückt, das sie trägt. Tatsächlich schlendern hunderte junge Frauen in genau denselben Turnschuhen, ausgewaschenen Jeans und Kapuzenpullis durch Wien. Die verstehen sich alle prächtig untereinander, aber wehe das Gespräch dreht sich nicht mehr um Marken und Lieder, dann kehrt schnell Totenstille ein. Damit unterstelle ich keineswegs, dass die Welt in Ordnung wäre, wenn der Aussteiger, der seine Naturnähe seltsamerweise in Anglizismen bekundet, und die Leuchte, die sich in kalifornischen Netzwerken besser zurechtfindet als in der hochdeutschen Sprache, dieselbe Zeitung lesen würden wie Sie und ich, sei es die vermaledeite Presse *oder ein anderes Blatt, das nicht im Untergrund erscheint und auf seinem Preis beharrt. Denn es werden auch dort keine Wahrheiten vermittelt, sondern Meldungen einer Handvoll glo-*

baler Nachrichtenagenturen und lokales Geschwätz, das niemandem wehtut, vor allem nicht den paar Inserenten, die ihr Konterfei aus nostalgischen Gründen gedruckt sehen wollen. Ich habe die Konsequenzen aus diesem Desaster gezogen, meine Redakteursstelle an den Nagel gehängt und wirklich eine persönliche Zeitung gegründet, nämlich ein politisches Weblog, für das ich mit meinem Namen einstehe. Eine wachsende Zahl von Abonnenten garantiert, dass sich nur meine Meinungen in den Artikeln ausdrücken und nur jene Kommentare veröffentlicht werden, die den Regeln bürgerlichen Anstandes entsprechen. Daneben biete ich Gastautoren eine Bühne und rohe Daten zum Herunterladen an. Die Leser – Bilder gibt's keine – erhalten also das Material, um sich eigene Urteile zu bilden, und zugleich die passenden Modelle des Selbstdenkens. Aber warum spielen Sie hier eigentlich den Moderator? Und was haben Sie mit dem surrealen Gespann am Hut, von dem wir lediglich die Initialen erfahren?

S. G. Nun, das ist eine lange Geschichte. Kurz gesagt, habe ich ein Buch über Karl Kraus und Peter Altenberg, nein, Blödsinn, über K. K. und P. A. beziehungsweise über die *Dritte Walpurgisnacht* und *Pròdrŏmŏs* oder eigentlich – verdammt. Also, noch einmal: Ich habe ein Buch über zwei Typen geschrieben, denen die österreichischen Schriftsteller Karl Kraus und Peter Altenberg zugrunde liegen. Es handelt sich um keine dramatischen Figuren oder psychologischen Charaktere, sondern eher um Begriffe, die aus realen Personen entstanden sind. Ich weiß nicht mehr, was zuerst da war – die Intuition, dass Kraus und Altenberg Haltungen aktualisieren, deren Herkunft man klären muss, oder der Wunsch, den französischen Philosophen Michel Foucault weiterzudenken, um Literatur in seiner Perspektive zu erforschen. Jedenfalls entwickelte sich aus dieser Verzahnung von empirischer und methodischer Neugier eine Lektüre, die mich selbst veränderte. Sie zucken mit den Achseln, denken sich vielleicht, nona, mich haben schon etliche Bücher und Filme verändert. Nein, gemeint ist ein systematisches Experiment, bei dem ich mir den Stil des jeweiligen Textes habituell aneignete. Das heißt, ich bin wirklich durch K. K. und P. A. durchgegangen und nun am Weg zu S. G. zurück oder vorwärts, wie man's nimmt.

Als Erstes würde ich Ihnen raten, einen Nervenarzt aufzusuchen. Es soll inzwischen verträgliche Psychopharmaka gegen das Gefühl geben, nicht man selbst zu sein. Wenn ich mich zwinge, Ihre Erläuterungen ernst zu nehmen, dann steigt mir die Galle hoch, denn es erscheint kein germanistisches Buch mehr, in dem nicht von discours, écriture, subjectivation die Rede wäre. Wie ist es so weit gekommen, dass wir uns von den Franzosen die Interpretation der deutschen Literatur vorschreiben lassen? Seien Sie doch ehrlich: Ohne sich mit der Biografie eines Autors zu befassen, können seine Werke nicht verstanden werden. Auf dem akademischen Markt fallen solche Prinzipien allerdings der Profilierungssucht jener Intelligenzler zum Opfer, die meinen, es würde genügen, das Rad neu zu benennen, um es neu zu erfinden. Weder philosophische Theorien noch soziale Verhält-

nisse ersetzen die genaue Arbeit am Text, den Sie als Philologe nicht erleben*, sondern nüchtern untersuchen sollen. Alles andere sind wissenschaftliche Moden.*

S. G. Ich beneide Sie um Ihre Charakterstärke. Sie wissen im Gegensatz zu mir genau, was Literatur ist und wie man sie erforscht. Verstehen Sie mich nicht falsch: Es gibt eine Reihe von biografischen Studien und philologischen Editionen, die ich sehr schätze. Ich finde aber, dass sich mit diesen Ansätzen nicht alle Fragen klären lassen. Welche zeitgenössischen und historischen Bezüge verflechten sich in einem Text? Wie gestaltet sich ihr Verhältnis? Und was verbindet uns mit der Haltung, die in dieser Matrix zum Ausdruck kommt? Ich weigere mich, Literatur als ein rein textuelles Phänomen zu betrachten. Schriften wie die *Dritte Walpurgisnacht* von Karl Kraus und *Pròdrŏmŏs* von Peter Altenberg, die mitten in den Auseinandersetzungen ihrer Zeit stehen, eröffnen Lebensmöglichkeiten, die man weiterführen muss. In meinen Augen kann und soll diese ethische Aufgabe nicht von Wissenschaftlern und ihren Büchern erfüllt werden. Deshalb wollte ich testen, welche Reaktionen die beiden Typen hervorrufen. Der Volksgarten am Ostersonntag erschien mir als ein guter Schauplatz für die, nun ja, Auferstehung von K. K. und P. A.

Hier, Herr Wachtmeister! Sie haben es selbst vernommen: Dieser Mann kennt den Perversen, der mein Enkelkind molestiert hat. Sprechen Sie! Wo finden wir diese schamlose Kreatur?

S. G. Nein, bitte, lassen Sie mich erklären. Das ist alles ein Spiel, eine Inszenierung. Kein wirklicher Mensch würde am Ostersonntag durch den Volksgarten wandeln und aus dem *Faust* und der Bibel zitieren. Wenn Sie zu Schaden gekommen sind, tut es mir äußerst leid. Aber soviel ich gesehen habe, ist gar nichts passiert.

Das wird sich noch zeigen. Machen Sie keinen Wirbel und begleiten Sie mich zur Polizeiinspektion am Deutschmeisterplatz.

S. G. Sicher nicht: Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei!

Gestatten Sie, dass ich mich einschalte, Herr Wachtmeister. Ich habe mich vor Ihrem Erscheinen mit diesem Mann unterhalten und muss Ihnen mitteilen, dass es sich um einen pathologischen Fall handelt. Der Gute meint, er sei in zwei Schriftsteller gespalten, die er wieder zum Leben erwecken könne. Wenn Sie die Vermisstmeldungen der psychiatrischen Anstalten prüfen, werden Sie gewiss auf seinen Namen stoßen.

S. G. Kruzifix! Haben Sie mir eigentlich zugehört? Ich kann die beiden Typen eben nicht zum Leben erwecken. Deshalb das ganze Theater! Vor lauter Narzissmus bemerken Sie aber nicht, dass Ihnen K. K. helfen würde, Ihren reaktionären Blog in ein medienkritisches Organ zu verwandeln, das wir dringend nötig hätten. Und die iPhone-Göre, die wenigstens nicht in die Höhle umziehen will, ist taub für die Selbsttechniken, mit denen uns P. A. auf die Kontrolle des Marketings vorbereitet. War die jahrelange Arbeit denn umsonst?

Ist ja gut, beruhigen Sie sich. Ich höre Ihnen geduldig zu. Wir werden jetzt gemütlich am Ring zu meiner Wachstube spazieren, wo Ihnen geholfen wird. Auf dem Weg dorthin können Sie mir in aller Ruhe erzählen, wie Sie die Welt verbessern wollen.

S. G. Vielen Dank, Sie haben wohl recht. Alles fing mit einem Bild an, auf dem steht: Karl Kraus und Peter Altenberg im Adriatischen Meere!
Ach, tatsächlich? Wie spannend – erzählen Sie nur weiter.

S. G. Die Beschriftung bezeichnet die Fotografie als ein Abbild von zwei Personen, die Karl Kraus und Peter Altenberg heißen. Sie befinden sich in jenem Teil des Mittelmeers, der zwischen Italien und dem Balkan liegt…*

* Abgesehen von den vielfältigen Bezügen auf die Schriften von Karl Kraus und Peter Altenberg, stammen die teilweise veränderten Zitate aus der Szene »Vor dem Tor« in Goethes *Faust* (V. 868–871, 937–940, 957–963), dem Ersten Korintherbrief (V. 15,42–44), dem Lukas-Evangelium (V. 24,39), dem Johannes-Evangelium (V. 20,29), der Wiener *Presse* vom 7. April 2012 (S. 1 u. 23) sowie einer Nachricht der Karl-Kraus-Mailingliste vom 22. Februar 2012 (URL: http://www.damaschke.de/kk). Alles andere ist erlebt oder erfunden. In dem Dialog, der an einem heutigen Ostersonntag im Wiener Volksgarten spielt, treten außer K. K., P. A. und S. G. sieben Passanten auf, deren Rede kursiv wiedergegeben ist: ein Raucher, ein Blogger, ein Mädchen und ihre Großmutter, eine junge Frau mit Handy, ein Aussteiger und ein Polizist.

Literatur

Achenbach, Michael u. a. (Hg.): *Saturn. Wiener Filmerotik 1906–1910.* Wien 2009.

Achenbach, Michael: »›…wenn der Erfolg gewährleistet sein soll.‹ Hintergründe zu einem Propagandainstrument des Ständestaates«. In: Michael Achenbach u. Karin Moser (Hg.): *Österreich in Bild und Ton. Die Filmwochenschau des austrofaschistischen Ständestaates.* Wien 2002, S. 73–98.

Adami, Martina: *Der große Pan ist tot!? Studien zur Pan-Rezeption in der Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts.* Innsbruck 2000 (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe, Bd. 61).

Adorno, Theodor W.: *Ästhetische Theorie.* Frankfurt a. M. 1983.

Adorno, Theodor W.: »Physiologische Romantik«. In: *Frankfurter Zeitung*, 16.2.1932, S. 2.

Akten zur deutschen auswärtigen Politik. 1918–1945. Serie C: 1933–1937. Das Dritte Reich: Die ersten Jahre. Band I, 2: 16. Mai bis 14. Oktober 1933. Göttingen 1971.

Albers, Irene: *Sehen und Wissen. Das Photographische im Romanwerk Émile Zolas.* München 2002 (= Theorie und Geschichte der Literatur und der schönen Künste, Bd. 105).

Altenberg, Peter: *Auswahl aus seinen Büchern von Karl Kraus.* Wien 1932.

Altenberg, Peter: *Pròdrŏmŏs.* Berlin 1906.

Arendt, Hannah: *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen.* München 2000.

Arntzen, Helmut: »›Dritte Walpurgisnacht‹ – und die Folgen? Zur Aktualität eines Textes von Karl Kraus«. In: Helmut Arntzen (Hg.): *Ursprung der Gegenwart. Zur Bewußtseinsgeschichte der Dreißiger Jahre in Deutschland.* Weinheim 1995, S. 487–513.

Baatz, Willfried: *Geschichte der Fotografie.* Köln 1997.

Bachmann, Ingeborg: »Reklame«. In: Ingeborg Bachmann: *Anrufung des Großen Bären.* München 1956, S. 46.

Badiou, Alain: *Das Jahrhundert.* Übers. v. Heinz Jatho. Zürich/Berlin 2006.

Bahar, Alexander, Walther Hofer u. a. (Hg.): *Der Reichstagsbrand. Eine wissenschaftliche Dokumentation.* Freiburg 1992 (= Unerwünschte Bücher zum Faschismus, Bd. 4).

Ballhausen, Thomas u. Paolo Caneppele (Hg.): *Entscheidungen der Wiener Filmzensur. 1929–1933.* Wien 2003 (= Materialien zur österreichischen Filmgeschichte, Bd. 10).

Barkai, Avraham: *Vom Boykott zur »Entjudung«. Der wirtschaftliche Existenzkampf der Juden im Dritten Reich. 1933–1943.* Frankfurt a. M. 1988.

Barker, Andrew: *Telegrammstil der Seele. Peter Altenberg – Eine Biographie.* Wien u. a. 1998 (= Literatur und Leben, Bd. 53).

Barker, Andrew u. Leo A. Lensing: *Peter Altenberg: Rezept die Welt zu sehen.* Wien 1995 (= Untersuchungen zur österreichischen Literatur des 20. Jahrhunderts, Bd. 11).

Barthes, Roland: »Der Tod des Autors«. In: Roland Barthes: *Das Rauschen der Sprache.* Übers. v. Dieter Hornig. Frankfurt a. M. 2006 (= Kritische Essays, Bd. IV), S. 57–63.

Barthes, Roland: »Rhetorik des Bildes«. In: Roland Barthes: *Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn.* Übers. v. Dieter Hornig. Frankfurt a. M. 1990 (= Kritische Essays, Bd. III), S. 28–46.

Baßler, Moritz: *Der deutsche Pop-Roman. Die neuen Archivisten.* München 2002.

Baßler, Moritz (Hg.): *New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur.* 2., akt. Aufl. Tübingen/Basel 2001.

Baudelaire, Charles: »Der Salon 1859«. In: Charles Baudelaire: *Sämtliche Werke. Bd. 5: Auf-*

sätze zur Literatur und Kunst. 1857–1860. Hg. v. Friedhelm Kemp u. Claude Pichois. München 1989, S. 127–212.
Bauer, Kurt: »›Strikt nein zu sagen, halte ich nicht für gut‹. Über Dollfuß' Versuche, mit den Nationalsozialisten ins Geschäft zu kommen«. In: *Das jüdische Echo.* Nr. 55/2006, S. 85–94.
Bauer, Otto: »Um die Demokratie«. In: *Der Kampf.* Nr. 7/1933 (Jg. 26), S. 269–276.
Benjamin, Walter: »Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit«. In: Walter Benjamin: *Medienästhetische Schriften.* Frankfurt a. M. 2002, S. 351–383.
Benjamin, Walter: »Kleine Geschichte der Photographie«. In: Walter Benjamin: *Medienästhetische Schriften.* Frankfurt a. M. 2002, S. 300–324.
Benn, Gottfried: »Antwort an die literarischen Emigranten«. In: *Deutsche Allgemeine Zeitung*, Reichsausgabe vom 25.5.1933, S. 1f.
Benn, Gottfried: *Sämtliche Werke. Bd. IV: Prosa 2.* Hg. v. Gerhard Schuster. Stuttgart 1989.
Benz, Wolfgang u. Barbara Distel (Hg.): *Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Bd. 2: Frühe Lager, Dachau, Emslandlager.* München 2005.
Bernays, Edward L.: *Biography of an Idea. Memoirs of Public Relations Counsel Edward L. Bernays.* New York 1965.
Bernays, Edward: *Propaganda. Die Kunst der Public Relations.* Übers. v. Patrick Schnur. Freiburg 2007.
Bircher-Benner, Max: *Kurze Grundzüge der Ernährungstherapie auf Grund der Energie-Spannung der Nahrung.* Berlin 1903.
Bonfadelli, Heinz: *Medienwirkungsforschung I. Grundlagen und theoretische Perspektiven.* 3., überarb. Aufl. Konstanz 2004.
Bracher, Karl Dietrich: »Stufen totalitärer Gleichschaltung: Die Befestigung der nationalsozialistischen Herrschaft 1933/34«. In: Wolfgang Michalka (Hg.): *Die nationalsozialistische Machtergreifung.* Paderborn u.a. 1984, S. 13–28.
Braunbuch über Reichstagsbrand und Hitlerterror. Basel 1933.
Brecht, Bertolt: »Der Dreigroschenprozeß«. In: Bertolt Brecht: *Werke. Bd. 21: Schriften I.* Hg. v. Werner Hecht u.a. Frankfurt a. M. 1992, S. 448–514.
Brecht, Bertolt: »Der Rundfunk als Kommunikationsapparat«. In: Bertolt Brecht: *Werke. Bd. 21: Schriften I.* Hg. v. Werner Hecht u.a. Frankfurt a. M. 1992, S. 552–557.
Broszat, Martin u. Norbert Frei (Hg.): *Das Dritte Reich im Überblick. Chronik, Ereignisse, Zusammenhänge.* München/Zürich 1989.
Bucher, Peter: »Machtergreifung und Wochenschau. Die Deulig-Tonwoche 1932/33«. In: *Publizistik.* Nr. 2–3/1985 (Jg. 30), S. 182–194.
Bucher, Peter: *Wochenschauen und Dokumentarfilme 1895–1950 im Bundesarchiv-Filmarchiv.* Koblenz 2000 (= Findbücher zu Beständen des Bundesarchivs, Bd. 8).
Bucher, Peter: »Wochenschau und Staat 1895–1945«. In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht.* Nr. 11/1984 (Jg. 35), S. 746–757.
Bücher, Karl: »Die deutsche Tagespresse und die Kritik«. In: Karl Bücher: *Gesammelte Aufsätze zur Zeitungskunde*. Tübingen 1926, S. 307–390.
Büttner, Elisabeth u. Christian Dewald: *Das tägliche Brennen. Eine Geschichte des österreichischen Films von den Anfängen bis 1945.* Salzburg 2002.
Bundesgesetzblatt für die Republik Österreich 1933/16, Nr. 41 vom 7.3.1933; 1933/43, Nr. 131 vom 10.4.1933; 1933/60, Nr. 186 vom 19.5.1933; 1933/63, Nr. 198 vom 24.5.1933.
Bunzel, Wolfgang: »›Extracte des Lebens‹ – Peter Altenbergs poetische Diätetik«. In: Jutta Schlich und Sandra Mehrfort (Hg.): *Individualität als Herausforderung. Identitätskonstruktionen in der Literatur der Moderne.* Heidelberg 2006, S. 131–147.

Caspers, Markus: *Werbung. Ein Schnellkurs.* Köln 2009.
Czeike, Felix: *Historisches Lexikon Wien.* Bd. 2. Wien 1993.

Deleuze, Gilles: »Ein Porträt Foucaults«. In: Gilles Deleuze: *Unterhandlungen. 1972–1990.* Übers. v. Gustav Roßler. Frankfurt a. M. 1993, S. 147–171.
Deleuze, Gilles: *Nietzsche und die Philosophie.* Übers. v. Bernd Schwibs. Hamburg 2002.
Deleuze, Gilles: »Postskriptum über die Kontrollgesellschaften«. In: Gilles Deleuze: *Unterhandlungen. 1972–1990.* Übers. v. Gustav Roßler. Frankfurt a. M. 1993, S. 254–262.
Deleuze, Gilles: »Was ist ein Dispositiv?« In: Gilles Deleuze: *Schizophrenie und Gesellschaft. Texte und Gespräche von 1975 bis 1995.* Hg. v. Daniel Lapoujade. Übers. v. Eva Moldenhauer. Frankfurt a. M. 2005, S. 322–331.
Denscher, Bernhard: *Österreichische Plakatkunst 1898–1938.* Wien 1992.
Dick, Ricarda: *Peter Altenbergs Bildwelt. Zwei Ansichtskartenalben aus seiner Sammlung.* Göttingen 2009.
Die Bibel. Nach der Übersetzung Martin Luthers. Mit Apokryphen. Stuttgart 1999.
Diederichs, Helmut H.: »Die Anfänge der deutschen Filmpublizistik 1895 bis 1909. Die Filmberichterstattung der Schaustellerzeitschrift ›Der Komet‹ und die Gründung der Filmfachzeitschriften«. In: *Publizistik.* Nr. 1/1985 (Jg. 30), S. 55–71.
Diller, Ansgar: *Rundfunkpolitik im Dritten Reich.* München 1980 (= Rundfunk in Deutschland, Bd. 2).
Djassemy, Irina: *Der »Productivgehalt kritischer Zerstörerarbeit«. Kulturkritik bei Karl Kraus und Theodor W. Adorno.* Würzburg 2002 (= Würzburger Wissenschaftliche Schriften, Bd. 399).
Djassemy, Irina: *Die verfolgende Unschuld. Zur Geschichte des autoritären Charakters in der Darstellung von Karl Kraus.* Wien u. a. 2011.
Dodge, Pryor: *Faszination Fahrrad. Geschichte – Technik – Entwicklung.* Kiel 1997.
Dörfler, Edith u. Wolfgang Pensold: *Die Macht der Nachricht. Die Geschichte der Nachrichtenagenturen in Österreich.* Wien 2001.
Dostojewskij, Fjodor: *Verbrechen und Strafe.* Übers. v. Swetlana Geier. Frankfurt a. M. 2006.
Duchkowitsch, Wolfgang: »Umgang mit ›Schädlingen‹ und ›schädlichen Auswüchsen‹. Zur Auslöschung der freien Medienstruktur im ›Ständestaat‹«. In: Emmerich Tálos u. Wolfgang Neugebauer (Hg.): *Austrofaschismus. Politik – Ökonomie – Kultur. 1933–1938.* 5., überarb. u. erg. Aufl. Wien 2005 (= Politik und Zeitgeschichte, Bd. 1), S. 358–370.
Duden. Deutsches Universalwörterbuch. 6., überarb. u. erw. Aufl. Mannheim u. a. 2007.
Dyck, Joachim: *Der Zeitzeuge. Gottfried Benn 1929–1949.* Göttingen 2006.

Ewen, Stuart: *PR! A Social History of Spin.* New York 1996.

Faulstich, Werner: *Filmgeschichte.* Paderborn 2005.
Favre, Muriel: »›Wir können vielleicht die Schlafräume besichtigen‹. Originalton einer Reportage aus dem KZ Oranienburg (1933)«. In: *Rundfunk und Geschichte.* Nr. 2–3/1998 (Jg. 24), S. 164–170.
Feigl, Jakob: »Der Wiener Prater im Zeichen der Zeit«. In: *Der Komet*, 4.3.1905, S. 5.
Fellner, Ferdinand: »Das Modewarenhaus A. Gerngroß in Wien«. In: *Zeitschrift des Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines.* Nr. 1/1905 (Jg. 57), S. 1f.
Forel, August: *Hygiene der Nerven und des Geistes im gesunden und kranken Zustande.* Stuttgart 1903 (= Bibliothek der Gesundheitspflege, Bd. 9).
Foucault, Michel: *Archäologie des Wissens.* Übers. v. Ulrich Köppen. Frankfurt a. M. 1981.

Foucault, Michel: »Das Leben der infamen Menschen«. Übers. v. Hans-Dieter Gondek. In: Michel Foucault: *Schriften zur Literatur.* Frankfurt a. M. 2003, S. 314–335.

Foucault, Michel: *Der Gebrauch der Lüste.* Übers. v. Ulrich Raulff u. Walter Seitter. Frankfurt a. M. 1989 (= Sexualität und Wahrheit, Bd. 2).

Foucault, Michel: *Der Mut zur Wahrheit. Vorlesung am Collège de France 1983/84.* Übers. v. Jürgen Schröder. Berlin 2010.

Foucault, Michel: *Der Wille zum Wissen.* Übers. v. Ulrich Raulff u. Walter Seitter. Frankfurt a. M. 1983 (= Sexualität und Wahrheit, Bd. 1).

Foucault, Michel: »Die Ethik der Sorge um sich als Praxis der Freiheit«. Übers. v. Hermann Kocyba. In: Michel Foucault: *Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst.* Frankfurt a. M. 2007, S. 253–279.

Foucault, Michel: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften.* Übers. v. Ulrich Köppen. Frankfurt a. M. 1974.

Foucault, Michel: *Die Regierung des Selbst und der anderen. Vorlesung am Collège de France 1982/83.* Übers. v. Jürgen Schröder. Frankfurt a. M. 2009.

Foucault, Michel: *Die Sorge um sich.* Übers. v. Ulrich Raulff u. Walter Seitter. Frankfurt a. M. 1989 (= Sexualität und Wahrheit, Bd. 3).

Foucault, Michel: *Diskurs und Wahrheit. Die Problematisierung der Parrhesia.* Übers. v. Mira Köller. Berlin 1996 (= Internationaler Merve-Diskurs, Bd. 197).

Foucault, Michel: *Hermeneutik des Subjekts. Vorlesung am Collège de France (1981/82).* Übers. v. Ulrike Bokelmann. Frankfurt a. M. 2004.

Foucault, Michel: *L'Usage des plaisirs.* Paris 1984 (= Histoire de la sexualité, Bd. 2).

Foucault, Michel: »Über sich selbst schreiben«. Übers. v. Michael Bischoff. In: Michel Foucault: *Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst.* Frankfurt a. M. 2007, S. 137–154.

Foucault, Michel: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses.* Übers. v. Walter Seitter. Frankfurt a. M. 1994.

Foucault, Michel: »Was ist Aufklärung?« Übers. v. Hans-Dieter Gondek. In: Michel Foucault: *Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst.* Frankfurt a. M. 2007, S. 171–190.

Foucault, Michel: *Was ist Kritik?* Übers. v. Walter Seitter. Berlin 1992.

Freud, Sigmund: *Das Unbehagen in der Kultur. Und andere kulturtheoretische Schriften.* Frankfurt a. M. 2001.

Freud, Sigmund: *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie.* Frankfurt a. M. 1994.

Friedell, Egon: *Ecce Poeta.* Zürich 1992.

Friedell, Egon: *Kulturgeschichte der Neuzeit. Die Krisis der europäischen Seele von der schwarzen Pest bis zum Ersten Weltkrieg.* München 1996.

Friedell, Egon: »Prolog vor dem Film«. In: Jörg Schweinitz (Hg.): *Prolog vor dem Film. Nachdenken über ein neues Medium 1909–1914.* Leipzig 1992, S. 201–208.

Fritz, Walter: *Im Kino erlebe ich die Welt. 100 Jahre Kino und Film in Österreich.* Wien 1997.

Frizot, Michel: »Die Daguerreotypie als getreues Abbild der Wirklichkeit«. In: Michel Frizot (Hg.): *Neue Geschichte der Fotografie.* Köln 1998, S. 28.

Früh, Eckart: »Dritte Walpurgisnacht und Arbeiter-Zeitung«. In: Kurt Faecher (Hg.): *Noch mehr.* Wien 1983.

Gally, Josef (Hg.): *Offizieller Katalog der unter dem höchsten Protektorate Sr. k. u. k. Hoheit des Durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Leopold Salvator stehenden Allgemeinen Hygienischen Ausstellung Wien-Rotunde 1906.* 2. Aufl. Wien 1906.

Gerlach, Rainer: »Das Buch der Bücher von Peter Altenberg. Zur Editionsgeschichte dieser Ausgabe«. In: Peter Altenberg: *Das Buch der Bücher von Peter Altenberg. Zusammengestellt von Karl Kraus.* Bd. 3. Hg. v. Rainer Gerlach. Göttingen 2009, S. 917–948.

Gerould, Daniel: »Historical Simulation and Popular Entertainment. The Potemkin Mutiny from Reconstructed Newsreel to Black Sea Stunt Men«. In: *The Drama Review.* Nr. 2/1989 (Jg. 33), S. 161–184.

Goebel, Eckart: *Jenseits des Unbehagens. »Sublimierung« von Goethe bis Lacan.* Bielefeld 2009 (= Literalität und Liminalität, Bd. 11).

Goethe, Johann Wolfgang: *Faust. Kommentare.* Hg. v. Albrecht Schöne. Frankfurt a. M. 2005.

Goethe, Johann Wolfgang: *Faust. Texte.* Hg. v. Albrecht Schöne. Frankfurt a. M. 2005.

Goethe, Johann Wolfgang von: »Torquato Tasso«. In: Johann Wolfgang von Goethe: *Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Bd. 5: Dramatische Dichtungen III.* Hg. v. Erich Trunz. München 2000, S. 73–167.

Goethe, Johann Wolfgang von: »Wilhelm Meisters Lehrjahre«. In: Johann Wolfgang von Goethe: *Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Bd. 7: Romane und Novellen II.* München 2000, S. 9–611.

Gorki, Maxim: »Der Kinematograph von Lumière«. In: Frank Kessler u. a. (Hg.): *Kintop 4. Anfänge des dokumentarischen Films.* Frankfurt a. M. 1995, S. 16–20.

Gorki, Maxim: »Flüchtige Notizen«. In: Frank Kessler u. a. (Hg.): *Kintop 4. Anfänge des dokumentarischen Films.* Frankfurt a. M. 1995, S. 13–16.

Grawitz, Ernst: *Gesundheitspflege im täglichen Leben.* Stuttgart 1900 (= Volksbücher der Gesundheitspflege, Bd. 3).

Gruber, Max: *Führt die Hygiene zur Entartung der Rasse?* Stuttgart 1903.

Gruber, Max: *Hygiene des Geschlechtslebens dargestellt für Männer.* Stuttgart 1905 (= Bibliothek der Gesundheitspflege, Bd. 13).

Gruber, Max: *Race Welfare.* Westerville (Ohio) 1905 (= International Series, Bd. 7).

Gruber, Max von: *Die Pflicht gesund zu sein.* München 1909.

Gunning, Tom: »Vor dem Dokumentarfilm. Frühe non-fiction-Filme und die Ästhetik der ›Ansicht‹«. In: Frank Kessler u. a. (Hg.): *Kintop 4. Anfänge des dokumentarischen Films.* Frankfurt a. M. 1995, S. 111–121.

Habermas, Jürgen: *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft.* Frankfurt a. M. 1999.

Habermas, Jürgen: *Theorie des kommunikativen Handelns.* 2 Bde. Frankfurt a. M. 1999.

Hadot, Pierre: *Die innere Burg. Anleitung zu einer Lektüre Marc Aurels.* Übers. v. Makoto Ozaki u. Beate von der Osten. Frankfurt a. M. 1996.

Hadot, Pierre: *Philosophie als Lebensform. Geistige Übungen in der Antike.* Übers. v. Ilsetraut Hadot u. Christiane Marsch. Berlin 1991.

Harrasser, Karin: *Körper 2.0. Über die technische Erweiterbarkeit des Menschen*. Bielefeld 2013.

Heine, Heinrich: »Französische Maler«. In: Heinrich Heine: *Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke.* Hg. v. Manfred Windfuhr. Bd. 12/1. Hamburg 1980, S. 9–62.

Hellmann, Kai-Uwe: *Soziologie der Marke.* Frankfurt a. M. 2003.

Helmholtz, Hermann von: *Handbuch der physiologischen Optik.* Leipzig 1867.

Herberichs, Cornelia u. Christian Kiening (Hg.): *Literarische Performativität. Lektüren vormoderner Texte.* Zürich 2008.

Hiebel, Hans Helmut u. a. (Hg.): *Große Medienchronik.* München 1999.

Hinck, Walter: »Traumwäscherei«. In: Marcel Reich-Ranicki (Hg.): *1000 Deutsche Gedichte und ihre Interpretationen. Bd. 9: Von Erich Fried bis Hans Magnus Enzensberger.* Frankfurt a. M. 1996, S. 178–180.

Hofmann-Oedenkoven, Ida: *Monte Verità. Wahrheit ohne Dichtung.* Lorch 1906.

Hofmann-Oedenkoven, Ida: *Vegetabilismus! Vegetarismus! Blätter zur Verbreitung vegetarischer Lebensweise.* Ascona 1905.

Holzer, Anton: »The History of Austrian Photography. 1900–1938«. In: Václav Macek (Hg.): *The History of European Photography. 1900–1938.* Bratislava 2010, S. 13–39.

Honold, Alexander: *Die Stadt und der Krieg. Raum- und Zeitkonstruktionen in Robert Musils Roman »Der Mann ohne Eigenschaften«.* München 1995 (= Musil-Studien, Bd. 25).

Horkheimer, Max u. Theodor W. Adorno: *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente.* Frankfurt a. M. 2003.

Humboldt, Wilhelm von: *Schriften zur Sprachphilosophie.* Hg. v. Andreas Flitner und Klaus Giel. Darmstadt 1979 (= Werke in fünf Bänden, Bd. 3).

Ilgen, Volker u. Dirk Schindelbeck: *Am Anfang war die Litfaßsäule. Illustrierte deutsche Reklamegeschichte.* Darmstadt 2006.

Illies, Florian: *Generation Golf. Eine Inspektion.* Berlin 2000.

Innerhofer, Roland: »›Aus den facheusen Complicationen herauskommen‹. Peter Altenbergs diätetische Lebensrezepte«. In: Roland Innerhofer u. Evelyne Polt-Heinzl: *Peter Altenberg – prophetischer Asket mit bedenklichen Neigungen.* Wien 2011 (= Wiener Vorlesungen im Rathaus, Bd. 155), S. 11–42.

Jaerschky, Paul: *Körperpflege durch Gymnastik, Licht und Luft.* Stuttgart 1905 (= Bibliothek der Gesundheitspflege, Bd. 17).

Jagetsberger, Petra: *Werbung als literarischer Gegenstand. Untersuchungen ausgewählter literarischer Texte.* Aachen 1998.

Jones, Larry Eugene: »Franz von Papen, Catholic Conservatives, and the Establishment of the Third Reich, 1933–1934«. In: *The Journal of Modern History.* Nr. 2/2011 (Jg. 83), S. 272–318.

Jung, Uli u. Martin Loiperdinger (Hg.): *Geschichte des dokumentarischen Films in Deutschland. Bd. 1: Kaiserreich 1895–1918.* Stuttgart 2005.

Kablitz, Andreas: *Kunst des Möglichen. Theorie der Literatur.* Freiburg i. Br. u. a. 2013.

Kaindl, J. J.: *Bibliographie der deutschen Reklame-, Plakat- und Zeitungs-Literatur.* Wien 1918 (= Kaindls Reklame-Bücherei, Bd. 1).

Kant, Immanuel: »Anthropologie in pragmatischer Hinsicht«. In: Immanuel Kant: *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik 2.* Hg. v. Wilhelm Weischedel. Frankfurt a. M. 2000 (= Werkausgabe, Bd. XII), S. 395–690.

Kant, Immanuel: »Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?«. In: Immanuel Kant: *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik 1.* Hg. v. Wilhelm Weischedel. Frankfurt a. M. 1996 (= Werkausgabe, Bd. XI), S. 53–61.

Kant, Immanuel: *Die Metaphysik der Sitten.* Hg. v. Wilhelm Weischedel. Frankfurt a. M. 1977 (= Werkausgabe, Bd. VIII).

Kant, Immanuel: *Kritik der praktischen Vernunft.* Hg. v. Wilhelm Weischedel. Frankfurt a. M. 1974 (= Werkausgabe, Bd. VII).

Kant, Immanuel: *Kritik der reinen Vernunft 1.* Hg. v. Wilhelm Weischedel. Frankfurt a. M. 1974 (= Werkausgabe, Bd. III).

Kant, Immanuel: »Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis«. In: Immanuel Kant: *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik 1.* Hg. v. Wilhelm Weischedel. Frankfurt a. M. 1996 (= Werkausgabe, Bd. XI), S. 127–172.

Kellen, Tony: *Lehrbuch der kaufmännischen Propaganda im besondern der Anzeige- und Reklame-Kunst. Praktischer Ratgeber für Kaufleute, Zeitungsverleger, Annoncen-Acquisiteure usw.* Leipzig 1899.

Kellerhoff, Sven Felix: *Der Reichstagsbrand. Die Karriere eines Kriminalfalls.* Berlin 2008.
Kern, Anita: *Grafikdesign in Österreich im 20. Jahrhundert.* Salzburg 2008.
Khan, Yasmin Sabina: *Enlightening the World. The Creation of the Statue of Liberty.* New York 2010.
Kierkegaard, Søren: *Der Begriff Angst.* Übers. v. Gisela Perlet. Stuttgart 1992.
Kierkegaard, Søren: *Einübung im Christentum.* Hg. v. Walter Rest. Übers. v. Hans Winkler. München 2005.
Killinger, Manfred von: »Ernstes und Heiteres aus dem Putschleben«. In: *Bilderbeilage der Deutschösterreichischen Tages-Zeitung*, 7.5.1933, S. 302.
Kittler, Friedrich: »Im Telegrammstil«. In: Hans Ulrich Gumbrecht u. K. Ludwig Pfeiffer (Hg.): *Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements.* Frankfurt a. M. 1986, S. 358–370.
Kluge, Friedrich: *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache.* 23., erw. Aufl. Berlin u. a. 1995.
Köwer, Irene: *Peter Altenberg als Autor der literarischen Kleinform. Untersuchungen zu seinem Werk unter gattungstypologischem Aspekt.* Frankfurt a. M. 1987 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe 1: Deutsche Sprache und Literatur, Bd. 987).
Konrath, Stefan: *Der Blechhaufen von Wien – eine Studie über die wirtschaftliche und kulturhistorische Bedeutung der Wiener Rotunde.* Univ. Dipl. Wien 2008.
Koppensteiner, Hans-Georg: *Österreichisches und europäisches Wettbewerbsrecht. Wettbewerbsbeschränkungen, Unlauterer Wettbewerb, Marken.* 3., überarb. u. erw. Aufl. Wien 1997.
Koszyk, Kurt: »Geschichte des Anzeigenwesens«. In: Eva Brand u. a. (Hg.): *Die Zeitungsanzeige. Medienkundliches Handbuch.* 5., überarb. u. erw. Aufl. Aachen Hahn 1994, S. 21–29.
Kracauer, Siegfried: *Theorie des Films. Die Errettung der äußeren Wirklichkeit.* Übers. v. Friedrich Walter u. Ruth Zellschan. Frankfurt a. M. 1985.
Kraus, Karl: *Dritte Walpurgisnacht.* Hg. v. Christian Wagenknecht. Frankfurt a. M. 1989 (= Schriften, Bd. 12).
Kraus, Karl (Hg.): *Die Fackel.* Nr. 213/1906 (Jg. 8), 274/1909 (Jg. 10), 474–483/1918 (Jg. 20), 845–846/1930 (Jg. 32), 868–872/1932 (Jg. 33), 888/1933 (Jg. 35), 890–905/1934 (Jg. 36).
Kraus, Karl: *Schriften.* CD. Hg. v. Christian Wagenknecht. Berlin 2007 (= Digitale Bibliothek, Nr. 156).
Kreimeier, Klaus: *Die Ufa-Story. Geschichte eines Filmkonzerns.* Frankfurt a. M. 2002.
Krolop, Kurt: »Präformation als Konfrontation – ›Drittes Reich‹ und *Dritte Walpurgisnacht*«. In: Kurt Krolop: *Sprachsatire als Zeitsatire bei Karl Kraus. Neun Studien.* Berlin 1987, S. 210–230.
Krolop, Kurt: *Sprachsatire als Zeitsatire bei Karl Kraus. Neun Studien.* Berlin 1987.
Kropeit, Richard: *Die Reklame-Schule. Leitfaden zum Selbstunterricht im kaufmännischen Reklame-, Inseraten-, Plakat-, Agitations-, Ausstellungs- und Offertenwesen. Bd. 2: Lektionen 21 bis 50.* Berlin 1908.
Kunschak, Leopold: *Ein freies Volk in freiem Land.* Wien 1933.

Landmann, Robert: *Monte Verità. Die Geschichte eines Berges.* Berlin 1930.
Leiser, Erwin: *»Deutschland, erwache!« Propaganda im Film des Dritten Reichs.* Reinbek bei Hamburg 1968.
Lemcke, Johannes: *Handbuch der Reklame.* Berlin 1901.
Lenk, Sabine: »Der Aktualitätenfilm vor dem Ersten Weltkrieg in Frankreich«. In: Frank Kessler u. a. (Hg.): *Kintop 6. Aktualitäten.* Frankfurt a. M. 1997, S. 51–66.
Leroi-Gourhan, André: *Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst.* Übers. v. Michael Bischoff. Frankfurt a. M. 1988.

Leser, Norbert u. Paul Sailer-Wlasits (Hg.): *1927 als die Republik brannte. Von Schattendorf bis Wien.* Wien 2002.

Linse, Ulrich: »Der Rebell und die ›Mutter Erde‹: Asconas ›Heiliger Berg‹ in der Deutung des anarchistischen Bohémien Erich Mühsam«. In: Harald Szeemann (Hg.): *Monte Verità – Berg der Wahrheit. Lokale Anthropologie als Beitrag zur Wiederentdeckung einer neuzeitlichen sakralen Topographie.* Venezia-Martellago 1978, S. 26–37.

Loiperdinger, Martin: »Lumières Ankunft des Zugs. Gründungsmythos eines neues Mediums«. In: Frank Kessler u. a. (Hg.): *Kintop 5. Aufführungsgeschichten.* Frankfurt a. M. 1996, S. 37–70.

Lumière, Auguste u. Louis Lumière: »Le Cinématographe«. In: *La Revue du Siècle.* Nr. 120/1897 (Jg. 11), S. 233–263.

Luntowski, Gustav: *Hitler und die Herren an der Ruhr. Wirtschaftsmacht und Staatsmacht im Dritten Reich.* Frankfurt a. M. 2000.

Lunzer, Heinz: »Sammelleidenschaften«. In: Heinz Lunzer u. Victoria Lunzer-Talos (Hg.): *Peter Altenberg. Extracte des Lebens. Einem Schriftsteller auf der Spur.* Salzburg u. a. 2003, S. 153–161.

Lunzer, Heinz u. Victoria Lunzer-Talos (Hg.): *Peter Altenberg. Extracte des Lebens. Einem Schriftsteller auf der Spur.* Salzburg u. a. 2003.

Lunzer-Talos, Victoria: »Judentum – Antisemitismus«. In: Heinz Lunzer u. Victoria Lunzer-Talos (Hg.): *Peter Altenberg. Extracte des Lebens. Einem Schriftsteller auf der Spur.* Salzburg u. a. 2003, S. 53–56.

Lunzer-Talos, Victoria: »›Prodromos‹ – Lebensreform und Gesundheit«. In: Heinz Lunzer u. Victoria Lunzer-Talos (Hg.): *Peter Altenberg. Extracte des Lebens. Einem Schriftsteller auf der Spur.* Salzburg u. a. 2003, S. 114f.

Mann, Thomas: *Doktor Faustus. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde.* Frankfurt a. M. 2005.

Marc Aurel: *Wege zu sich selbst. Griechisch–deutsch.* Hg. u. übers. v. Rainer Nickel. Düsseldorf/Zürich 1998 (= Tusculum Studienausgaben).

Marx, Karl: »Einleitung zu einer Kritik der Politischen Ökonomie«. In: *Die Neue Zeit. Wochenschrift der deutschen Sozialdemokratie.* Nr. 23/1903 (Jg. 21), S. 710–718.

Mataja, Viktor: *Die Reklame. Eine Untersuchung über Ankündigungswesen und Werbetätigkeit im Geschäftsleben.* Leipzig 1910.

Mataja, Viktor: *Die Reklame im Geschäftsleben. Vortrag gehalten im Niederösterreichischen Gewerbevereine am 18. November 1910.* Wien 1910.

Mataja, Viktor: »Menschen und Tiere als Reklamemittel«. In: *Österreichische Rundschau*, 1.12.1907, S. 320–333.

Mayreder, Rosa: *Zur Kritik der Weiblichkeit. Essays.* Jena/Leipzig 1905.

McLuhan, Marshall: *Die magischen Kanäle. »Understanding Media«.* Düsseldorf/Wien 1970.

McLuhan, Marshall: *Understanding Media. The Extensions of Man.* New York 1964.

Meffert, Sylvia: *Werbung und Kunst. Über die phasenweise Konvergenz der Sphären Werbung und Kunst in Deutschland von 1895 bis zur Gegenwart.* Wiesbaden 2001.

Melischek, Gabriele u. Josef Seethaler: *Auflagenzahlen der Wiener Tageszeitungen 1895–1933 in quellenkritischer Bearbeitung.* Wien 2001 (= Arbeitsberichte der Kommission für historische Pressedokumentation, Nr. 1).

Meyer, Richard M.: »Zur Terminologie der Reklame«. In: *Zeitschrift für deutsche Wortforschung.* Bd. 2/1902, S. 288–291.

Mühsam, Erich: *Ascona. Eine Broschüre.* Locarno 1905.

Mühsam, Erich: »Peter Altenberg«. In: Andrew Barker u. Leo A. Lensing: *Peter Altenberg:*

Rezept die Welt zu sehen. Wien 1995 (= Untersuchungen zur österreichischen Literatur des 20. Jahrhunderts, Bd. 11), S. 282–283.
Müller-Funk, Wolfgang: *Erfahrung und Experiment. Studien zu Theorie und Geschichte des Essayismus.* Berlin 1995.
Müting, Gisela: *Die Literatur »bemächtigt sich« der Reklame. Untersuchungen zur Verarbeitung von Werbung und werbendem Sprechen in literarischen Texten der Weimarer Zeit.* Frankfurt a. M. 2004 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe I: Deutsche Sprache und Literatur, Bd. 1887).
Musil, Robert: *Der Mann ohne Eigenschaften. Roman. Bd. 1: Erstes und Zweites Buch.* Hg. v. Adolf Frisé. Reinbek bei Hamburg 2003.

Nebelin, Manfred: »Röhm-Putsch«. In: Wolfgang Benz, Hermann Graml u. Hermann Weiß (Hg.): *Enzyklopädie des Nationalsozialismus.* Stuttgart 1997, S. 703–705.
Nerdinger, Friedemann W.: »Strategien der Werbung«. In: Susanne Bäumler (Hg.): *Die Kunst zu werben. Das Jahrhundert der Reklame.* Köln 1996, S. 297–307.
Nienhaus, Stefan: *Das Prosagedicht im Wien der Jahrhundertwende. Altenberg – Hofmannsthal – Polgar.* Berlin/New York 1986.
Nietzsche, Friedrich: »Also sprach Zarathustra«. In: Friedrich Nietzsche: *Kritische Studienausgabe.* Bd. 4. Hg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. München 1999, S. 9–408.
Nietzsche, Friedrich: »Ecce homo. Wie man wird, was man ist«. In: Friedrich Nietzsche: *Kritische Studienausgabe.* Bd. 6. Hg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. München 1999, S. 255–374.
Nietzsche, Friedrich: »Morgenröthe«. In: Friedrich Nietzsche: *Kritische Studienausgabe.* Bd. 3. Hg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. München 1999, S. 9–331.
Nietzsche, Friedrich: »Nachgelassene Fragmente. Oktober–November 1888«. In: Friedrich Nietzsche: *Kritische Studienausgabe.* Bd. 13. Hg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. München 1999, S. 615–635.
Nietzsche, Friedrich: »Zur Genealogie der Moral«. In: Friedrich Nietzsche: *Kritische Studienausgabe.* Bd. 5. Hg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. München 1999, S. 245–412.
N. N.: »Die neuesten Errungenschaften der Photographie«. In: *Der Komet*, 12.8.1905, S. 1–4.
N. N.: »Die neuesten Errungenschaften der Photographie II«. In: *Der Komet*, 2.9.1905, S. 1–5.
N. N.: »Die Pratereröffnung in Wien«. In: *Der Komet*, 6.5.1905, S. 12.
N. N.: »Kinematographische Aufnahmen«. In: *Der Komet*, 2.9.1905, S. 7.

Orosz, Eva-Maria: »Wiener Plakatwände auf historischen Photographien«. In: Ursula Storch (Hg.): *Kraftflächen. Wiener Plakatkunst um 1900.* Wien 2003, S. 18–26.
Orth, Johannes: *Aufgaben, Zweck und Ziele der Gesundheitspflege.* Stuttgart 1904 (= Bibliothek der Gesundheitspflege, Bd. 1).

Polgar, Alfred: »Das Drama im Kinematographen«. In: Jörg Schweinitz (Hg.): *Prolog vor dem Film. Nachdenken über ein neues Medium 1909–1914.* Leipzig 1992, S. 159–164.
Polgar, Alfred: »Der Österreicher (Ein Nachruf)«. In: Alfred Polgar: *Kleine Schriften. Bd. 1: Musterung.* Hg. v. Marcel Reich-Ranicki. Reinbek bei Hamburg 1982, S. 205–209.
Pollak, Oskar: »Zwischen zwei Faschismen«. In: *Der Kampf.* Nr. 7/1933 (Jg. 26), S. 276–281.
Puch, Harald: »Werbefilm im Wandel. Zur Geschichte des deutschen Werbefilms«. In: Susanne Bäumler (Hg.): *Die Kunst zu werben. Das Jahrhundert der Reklame.* Köln 1996, S. 371–382.

Raithel, Thomas u. Irene Strenge: »Die Reichstagsbrandverordnung. Grundlegung der Dik-

tatur mit den Instrumenten des Weimarer Ausnahmezustands«. In: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte.* Nr. 3/2000 (Jg. 48), S. 413–460.

Reichsgesetzblatt (Deutschland) 1933/1, Nr. 8 vom 6.2.1933 u. Nr. 17 vom 28.2.1933.

Reinowski, Hans Johann: *Terror in Braunschweig. Aus dem ersten Quartal der Hitlerherrschaft. Bericht herausgegeben von der Kommission zur Untersuchung der Lage der politischen Gefangenen.* Zürich 1933.

Rößner, Christian: *Der Autor als Literatur. Peter Altenberg in Texten der »klassischen Moderne«.* Frankfurt a. M. 2006 (= Beiträge zur deutschen Literatur, Bd. 32).

Ross, Dieter: *Hitler und Dollfuß. Die deutsche Österreich-Politik 1933–1934.* Hamburg 1966.

Rubner, Max: *Unsere Nahrungsmittel und die Ernährungskunde.* Stuttgart 1904 (= Bibliothek der Gesundheitspflege, Bd. 20).

Sarasin, Philipp: »Foucault, Burckhardt, Nietzsche – und die Hygieniker«. In: Jürgen Martschukat (Hg.): *Geschichte schreiben mit Foucault.* Frankfurt/New York 2002, S. 195–218.

Sarasin, Philipp: *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers. 1765–1914.* Frankfurt a. M. 2001.

Schafranek, Hans: *Söldner für den »Anschluss«. Die Österreichische Legion 1933–1938.* Wien 2011.

Scheichl, Sigurd Paul: »Karl Kraus im Rundfunk«. In: *Kraus Hefte.* Nr. 61/1992, S. 2–6.

Schiller, Friedrich: »Die Verschwörung des Fiesko zu Genua«. In: Friedrich Schiller: *Sämtliche Werke.* Bd. 2. Hg. v. Hans-Günther Thalheim u. a. Berlin 2005, S. 433–553.

Schiller, Friedrich: »Hoffnung«. In: Friedrich Schiller: *Sämtliche Werke.* Bd. 1. Hg. v. Hans-Günther Thalheim u. a. Berlin 2005, S. 419f.

Schluss-Bericht über die unter dem höchsten Protektorate Seiner kaiserlichen und königlichen Hoheit, des Durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Leopold Salvator stattgehabte Allgemeine Hygienische Ausstellung in Wien-Rotunde 1906. Hg. v. Direktions-Komitee der Ausstellung. Wien 1906.

Schmitz-Berning, Cornelia: *Vokabular des Nationalsozialismus.* Berlin/New York 2000.

Schorn, Ludwig: »Der Daguerrotyp«. In: *Kunst-Blatt*, 24.9.1839, S. 1–4.

Schütt, Ernst Christian: *Chronik 1933. Tag für Tag in Wort und Bild.* Gütersloh u. München 2003 (= Die Chronik-Bibliothek des 20. Jahrhunderts).

Schwab, Andreas: *Monte Verità – Sanatorium der Sehnsucht.* Zürich 2003.

Schwarz, Werner Michael: *Kino und Kinos in Wien. Eine Entwicklungsgeschichte bis 1934.* Wien 1992.

Schweinitz, Jörg (Hg.): *Prolog vor dem Film. Nachdenken über ein neues Medium 1909–1914.* Leipzig 1992.

Seiler, Bernd W.: *Die leidigen Tatsachen. Von den Grenzen der Wahrscheinlichkeit in der deutschen Literatur seit dem 18. Jahrhundert.* Stuttgart 1983 (= Sprache und Geschichte, Bd. 6).

Serres, Michel: »Der Mensch ohne Fähigkeiten. Die neuen Technologien und die Ökonomie des Vergessens«. Übers. v. Michael Bischoff. In: Detlev Schöttker (Hg.): *Mediengebrauch und Erfahrungswandel. Beiträge zur Kommunikationsgeschichte.* Göttingen 2003, S. 207–218.

Shakespeare, William: *König Lear.* Übers. v. Wolf Heinrich Graf Baudissin. Stuttgart 1966.

Shakespeare, William: *Macbeth.* Übers. v. Dorothea Tieck. Hg. v. Dietrich Klose. Stuttgart 2001.

Simfors, Per: *Extrakte des Schweigens. Zu Sprache und Stil bei Peter Altenberg.* Tübingen 2009 (= Stauffenburg Colloquium, Bd. 66).

Simpson, Josephine M. N.: *Peter Altenberg: a neglected writer of the Viennese Jahrhundertwende.* Frankfurt a. M. 1987 (= Europäische Hochschulschriften, Bd. 1001).

Sonderegger, Laurenz: V*orposten der Gesundheitspflege.* 5. Aufl. Berlin 1901.
Spengler, Oswald: *Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte.* Düsseldorf 2007.
Spindler, Paul: »Die Filmaufnahmen von Rudolf Pöch«. In: *Annalen des Naturhistorischen Museums in Wien.* Nr. 78/1974, S. 103–108.
Spinnen, Burkhard: »Idyllen in der Warenwelt. Peter Altenbergs ›Pròdrŏmŏs‹ und die Sprache der Werbung«. In: Burkhard Spinnen: *Bewegliche Feiertage. Essays und Reden.* Frankfurt a. M. 2000, S. 97–112.
Spinnen, Burkhard: »Karl Kraus und Peter Altenberg«. In: *Kraus Hefte.* Nr. 34/1985, S. 1–8.
Sponsel, Jean Louis: *Das moderne Plakat.* Dresden 1897.
Sprink, Claus-Dieter: *Gedenkstätte Köpenicker Blutwoche Juni 1933. Eine Dokumentation.* Berlin 1997.
Stern, Fritz: *Fünf Deutschland und ein Leben. Erinnerungen.* Übers. v. Friedrich Griese. München 2007.
Stiegler, Bernd: *Theoriegeschichte der Photographie.* München 2006.
Stöber, Rudolf: »Presse im Nationalsozialismus«. In: Bernd Heidenreich u. Sönke Neitzel (Hg.): *Medien im Nationalsozialismus.* Paderborn 2010, S. 275–294.
Stremmel, Jochen: *»Dritte Walpurgisnacht«. Über einen Text von Karl Kraus.* Bonn 1982 (= Literatur und Wirklichkeit, Bd. 23).
Strutz, Josef: »Der Mann ohne Konzessionen. Essayismus als poetisches Prinzip bei Musil und Altenberg«. In: Gudrun Brokoph-Mauch (Hg.): *Robert Musil. Essayismus und Ironie.* Tübingen 1992 (= Edition Orpheus, Bd. 6), S. 137–151.
Szeemann, Harald: »Monte Verità – Berg der Wahrheit«. In: Harald Szeemann (Hg.): *Monte Verità – Berg der Wahrheit. Lokale Anthropologie als Beitrag zur Wiederentdeckung einer neuzeitlichen sakralen Topographie.* Venezia-Martellago 1978, S. 5–9.

Tálos, Emmerich: »Das austrofaschistische Herrschaftssystem«. In: Emmerich Tálos u. Wolfgang Neugebauer (Hg.): *Austrofaschismus. Politik – Ökonomie – Kultur. 1933–1938.* 5., überarb. u. erg. Aufl. Wien 2005 (= Politik und Zeitgeschichte, Bd. 1), S. 394–420.
Theweleit, Klaus: *Buch der Könige. Bd. 2x: Orpheus am Machtpol.* Frankfurt a. M. 1994.
Theweleit, Klaus: *Männerphantasien.* Bd. 1 u. 2. Basel/Frankfurt a. M. 1986.
Timms, Edward: *Karl Kraus. Apocalyptic Satirist. The Post-War Crisis and the Rise of the Swastika.* New Haven/London 2005.
Timms, Edward: *Karl Kraus. Satiriker der Apokalypse. Leben und Werk 1874–1918.* Übers. v. Max Looser und Michael Strand. Frankfurt a. M. 1999
Tristesse Royale. Das popkulturelle Quintett mit Joachim Bessing, Christian Kracht, Eckhart Nickel, Alexander v. Schönburg und Benjamin v. Stuckrad-Barre. Berlin 1999.

Ullmaier, Johannes: *Von Acid nach Adlon und zurück. Eine Reise durch die deutschsprachige Popliteratur.* Mainz 2001.
Uzulis, André: *Nachrichtenagenturen im Nationalsozialismus. Propagandainstrumente und Mittel der Presselenkung.* Frankfurt a. M. 1995 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe III: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 636).

Venus, Theodor: »Der lange Weg zum Juliputsch 1934 – Hallwich und Hugenberg, Habicht und Huber«. In: Wolfgang Duchkowitsch (Hg.): *Mediengeschichte. Forschung und Praxis.* Wien u. a. 1985, S. 143–172.
VIII. Tätigkeitsbericht der Österr. Radioverkehrs A.-G. 1933. Wien 1934.

Vogl, Joseph: »Poetologie des Wissens«. In: Harun Maye u. Leander Scholz (Hg.): *Einführung in die Kulturwissenschaft.* München 2011, S. 49–71.
Volger, Bruno: *Moderne Reklamekunst. Handbuch der neuzeitlichen Insertions- und Propagandatechnik für Industrielle, Fabrikanten, Kaufleute, Grossisten und Detaillisten, Geschäfts- u. Gewerbetreibende aller Branchen, Handels-Angestellte, Reklamechefs, Handels-Lehrer und Handelsschüler, sowie für jedes kaufmännische Kontor.* Stuttgart 1907.

Wagenknecht, Christian: »Nachwort«. In: Peter Altenberg: *Auswahl aus seinen Büchern von Karl Kraus.* Frankfurt a. M./Leipzig 1997, S. 533–554.
Wagner, Peter: *Peter Altenbergs Prosadichtung. Untersuchungen zur Thematik und Struktur des Frühwerks.* Bonn 1965.
Weber, Max: »Die ›Objektivität‹ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis«. In: Max Weber: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre.* Tübingen 1988, S. 146–214.
Wellering, Peter: *Zwischen Kulturkritik und Melancholie. Peter Altenberg und die Wiener Jahrhundertwende.* Stuttgart 1999 (= Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik, Bd. 366).
Wirz, Albert: »Sanitarium, nicht Sanatorium! Räume für die Gesundheit«. In: Andreas Schwab u. Claudia Lafranchi (Hg.): *Sinnsuche und Sonnenbad. Experimente in Kunst und Leben auf dem Monte Verità.* Zürich 2001, S. 119–138.

Zimmermann, Peter: »Gebt mir vier Jahre Zeit. Erfolgsbilanzen der NS-Propaganda«. In: Peter Zimmermann u. Kay Hoffmann (Hg.): *Geschichte des dokumentarischen Films in Deutschland. Bd. 3: Drittes Reich. 1933–1945.* Stuttgart 2005, S. 530–553.
Žmegač, Viktor: »Die Geburt der Gesundheit aus dem Geist der Dekadenz. Somatische Utopien bei Peter Altenberg«. In: Viktor Žmegač: *Tradition und Innovation. Studien zur deutschsprachigen Literatur seit der Jahrhundertwende.* Wien 1993 (= Literatur in der Geschichte, Bd. 26), S. 119–151.
Zuber, Barbara: *Die »Polizeijahresschauen« 1928–1938: Eine filmische Quelle zur Wiener Polizeigeschichte der Zwischenkriegszeit.* Univ. Diss. Wien 1996.
Zurstiege, Guido: *Werbeforschung.* Konstanz 2007.

Archivalien

Neues Politisches Archiv im Österreichischen Staatsarchiv:
K. 113 (Mappe zur deutschen Rundfunkpropaganda, f. 200–582)
K. 114 (Mappe mit Rundfunkreden, f. 443–842)
Politisches Archiv des Auswärtigen Amts in Berlin:
R 28392 (Büro des Reichsministers, Aktenzeichen 16: Österreich)
R 73512 (Abwurf von Flugzetteln über Österreich durch deutsche Flugzeuge)
Schweizerische Nationalbibliothek in Bern:
Prospekt »Sanatorium Monte Verità« (1904), Signatur V TI 18630
Vorarlberger Landesarchiv:
BH Bludenz II 1470/1933 (Abwurf nationalsozialistischer Flugzettel am 25.7.1933)

Internet

Altenberg, Peter: *Pròdrŏmŏs.* Berlin 1906. URL: http://www.literature.at/viewer.alo?objid=12072&page=1&viewmode=fullscreen (1.9.2014).

»Dürkopp's Diana« (1905) in der Plakatsammlung der Wienbibliothek. URL: http://media.obvsg.at/AC10529650-4201 (1.9.2014).
Gossweiler, Kurt: »Der ›Röhm-Putsch‹, der keiner war. Legenden und Tatsachen um den 30. Juni 1934«. URL: http://www.kurt-gossweiler.de/index.php/30-juni-1934-roehm-putsch (1.9.2014).
Karl-Kraus-Mailingliste. URL: http://www.damaschke.de/kk (1.9.2014).
Kraus, Karl (Hg.): *Die Fackel.* Wien 1899–1936. URL: http://www.aac.ac.at/fackel (1.9.2014).
Pöch, Rudolf: *Neuguinea* (1904–1906). Österreichische Mediathek in Wien, Signatur VX-01286. URL: http://www.mediathek.at/atom/135BBA4F-3BB-0008D-00000B84-135B28B9 (1.9.2014).
Shoa.de: »Das Dritte Reich«. URL: http://www.shoa.de/drittes-reich.html (1.9.2014).
Werbespot des Unternehmens »Sarotti« von 1954. URL: http://www.sarotti.de/sarotti/markenhistorie/komplettetour/1940-1960/1954_04 (1.9.2014).
Wiener Stadtpläne. URL: http://www.wien.gv.at/kulturportal/public (1.9.2014).

Presse

Arbeiter-Zeitung (Wien): 5.2.1905, Jg. 1933.
Der Komet. Organ zur Wahrung der Interessen der Besitzer von Sehenswürdigkeiten und Schaustellungen jeder Art (Pirmasens): Jg. 1933.
Deutsche Allgemeine Zeitung (Reichsausgabe): 25.5.1933.
Deutschösterreichische Tages-Zeitung (Wien): 7.5.1933, 14.6.1933.
Die Presse (Wien): 7.4.2012.
Neue Freie Presse (Wien): 28.3.1896, 5.2.1905, Jg. 1933.
Neues Wiener Journal: 5.2.1905.
Neues Wiener Tagblatt: 5.2.1905.
Neuigkeits-Welt-Blatt (Wien): 5.2.1905.
Österreichische Kronen-Zeitung (Wien): 5.2.1905.
Paimann's Filmlisten. Wochenschrift für Lichtbild-Kritik (Wien): Nr. 898/23.6.1933 (Jg. 18).
Radiowelt. Illustrierte Wochenschrift für Jedermann. Offizielles Organ des Verbandes des Österreichischen Radioamateurklubs und des Versuchssenderverbandes (Wien): Nr. 26 u. 28/1933 (Jg. 10).
Reichspost (Wien): 5.2.1905, Jg. 1933.
Völkischer Beobachter (Münchener Ausgabe): 7.7.1933.
Wiener Zeitung: 9.7.1933, 13.7.1933.

Tonträger

Bericht aus dem Konzentrationslager Oranienburg [30.9.1933]. Deutsches Rundfunkarchiv in Frankfurt a. M., Signatur 2955807 u. 9152121.
Habicht, Theo: *Ansprache an das österreichische Volk* [13.11.1933]. Deutsches Rundfunkarchiv in Frankfurt a. M., Signatur 2884770.
Kraus, Karl: *Zum ewigen Frieden* [15.12.1931]. Deutsches Rundfunkarchiv in Frankfurt a. M., Signatur 2752252-03.
Marek, Michael u. Hans Sarkowicz (Hg.): *Das Radio spricht. Das Radio swingt. 1918 bis 1933.* CD. Berlin 2005 (= Die Geschichte des Rundfunks in Deutschland, Teil 1).

1933 – Der Weg in die Katastrophe. CD hg. v. Deutschen Rundfunkarchiv u. Deutschen Historischen Museum. Frankfurt a. M./Berlin 2000 (= Stimmen des 20. Jahrhunderts).

Pfäfflin, Friedrich u. Eva Dambacher (Hg.): *Karl Kraus liest Eigenes und Angeeignetes. 3 CDs mit historischen Aufnahmen.* Marbach 1999 (= Beiheft 2 zum Marbacher Katalog 52).

Sarkowicz, Hans (Hg.): *Radio unterm Hakenkreuz von 1933 bis 1945.* CD 1. Berlin 2004 (= Die Geschichte des Rundfunks in Deutschland, Teil 2).

Steidle, Richard: *Kommentar zur deutschen Propaganda gegen Österreich* [17.1.1934]. Österreichische Mediathek in Wien, Signatur 99-34007.

Filme

Blutendes Deutschland. Berlin: Defi 1932/1933. Bundesarchiv-Filmarchiv in Berlin, Signatur B 95310.

Deulig-Tonwoche. Berlin: Deulig Nr. 57/1933, Nr. 62/1933, Nr. 66/1933. Bundesarchiv-Filmarchiv in Berlin.

Deutsche Wehr! Deutsche Ehr! Berlin: NSDAP 1932. Bundesarchiv-Filmarchiv in Berlin, Signatur M 23115.

Deutschland erwacht. Berlin: NSDAP 1933. Bundesarchiv-Filmarchiv in Berlin, Signatur M 9.

Dr. Goebbels spricht über 14 Jahre System. Berlin: NSDAP 1932. Bundesarchiv-Filmarchiv in Berlin, Signatur BSP 9314.

Filmjahresschau der Wiener Polizei 1933. Filmarchiv Austria in Wien, Signatur JS 1933.

Hitlers Aufruf an das deutsche Volk. Berlin: NSDAP 1933. Bundesarchiv-Filmarchiv in Berlin, Signatur M 924.

Hitler über Deutschland. München: NSDAP 1932. Bundesarchiv-Filmarchiv in Berlin, Signatur M 1316.

Leidinger, Hannes u. Karin Moser (Hg.): *Österreich Box 2. 1918–1938. Zwischen den Weltkriegen.* DVD. Wien 2008.

Leidinger, Hannes, Verena Moritz u. Karin Moser (Hg.): *Österreich Box 1. 1896–1918. Das Ende der Donaumonarchie.* DVD. Wien 2010.

Morgenrot. Berlin: Ufa 1932/1933. Bundesarchiv-Filmarchiv in Berlin, Signatur M 10435.

N. S. Ton-Bild-Bericht Nr. 2. Berlin: NSDAP 1933. Bundesarchiv-Filmarchiv in Berlin, Signatur K 172392.

Österreich in Bild und Ton. 1933. DVD hg. v. Filmarchiv Austria. Wien 2005.

Pinschewer, Julius: *Klassiker des Werbefilms.* DVD hg. v. Martin Loiperdinger. Berlin 2010.

Pöch, Rudolf: *Neuguinea* (1904–1906). Österreichische Mediathek in Wien, Signatur VX-01286.

The Movies Begin. A Treasury of Early Cinema 1894–1913. DVD 3: Experimentation and Discovery. New York 2002.